[Histoire de mon temps].

1830 — 1851.

Geschichte meiner Zeit

von

E. de Beaumont-Vassy.

[Edouard-Ferdinand]

Erster Theil.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1855.

6. 9.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Buch.

I. Allgemeine Betrachtungen. — II. Die Juliordonnanzen und ihre Ursachen. — III. Sieg der Revolution. Der Herzog von Orleans Generallieutenant des Königreichs. — IV. Er begiebt sich nach dem Stadthause. Revolutionsscene. Eröffnung der Sitzung im Palais Bourbon. Rede des Generallieutenants. Uebergabe der Abdankungen Karl's X. und des Dauphin. — V. Expedition nach Rambouillet. Die Emeute bedroht die Deputirtenkammer. Der Herzog von Orleans wird zum König der Franzosen ausgerufen. Die Pairskammer und die Rede Chateaubriand's. Königliche Sitzung am 9. August 1830 . . Seite 1

Zweites Buch.

I. Ernennung eines definitiven Ministeriums. Seine Zusammensetzung. Aeußere Frage. Haltung der Regierung und des Volkes von England der Julirevolution gegenüber. Brief von Ludwig Philipp an den Kaiser Nikolaus. Preußen und Oesterreich. Außerordentliche Gesandte. Dankbarkeit des Königs Ludwig Philipp. — II. Neue Männer. Die Departements des Innern und des Krieges. Graf Molé für die auswärtigen Angelegenheiten. Dupont (de l' Eure) und der Magistrat. Odilon Barrot, Präfect des Seinedepartements. Die geheimen Gesellschaften. Bestrebungen Mina's in Spanien. — III. Verhaftung von vier Ministern Karl's X. Tod des Herzogs von Bourbon im Schlosse von Saint Leu. — IV. Die Legitimisten, die Republikaner, die Bonapartisten. Ludwig Philipp den Parteien gegenüber. Sein Privatleben. Der Herzog von Orleans. Der Herzog von Nemours. Verschiedene Nuancen im Ministerium . . Seite 24

Drittes Buch.

I. Aufstand in Belgien. Ursprung der belgischen Frage. — II. Die Revolution in Brüssel. — III. Meinungsverschiedenheiten im Kabinet des Königs der Niederlande. Die holländischen Prinzen marschiren gegen Brüssel. Einzug des Prinzen von Oranien in diese Stadt. — IV. Die Minister Karl's X. werden in Anklagezustand versetzt. Sie werden vor die Pairskammer gestellt. Ihre Haltung. Verhöre. Plan Ludwig Philipp's, ihnen das Leben zu retten. — V. Versammlung der Generalstaaten im Haag. Das Volk proclamirt in Brüssel eine provisorische Regierung. Die holländischen Truppen machen einen Angriff auf Brüssel. Die Kämpfe der Septembertage. Niederlage der königlichen Truppen. Seite 50

Viertes Buch.

I. Emeute des 18. October zu Paris. Proclamation des Seinepräfecten. Ministerwechsel. Kabinet vom 2. November. — II. Provisorische Regierung in Belgien. Versöhnliche Mission des Prinzen von Oranien. Sie scheitert. Die Stadt Antwerpen wird durch belgische Freiwillige eingenommen. Bombardement von Antwerpen. — III. Situation Europas. Neapel und Pepe. Thron-

besteigung Ferdinand's II. Rom. Gregor XVI. Piemont. Großbritannien. Wahlen und Eröffnung des Parlaments. Sturz des Kabinets Wellington. Preußen. Rußland. Antwort des Kaisers Nikolaus auf den Brief Ludwig Philipp's. — IV. Das Ministerium Laffitte. — V. Polen. — VI. Aufstand vom 29. November. Chlopicki's Dictatur. — VII. Die Minister Karl's X. werden nach Paris gebracht. Ihr Prozeß . . . . . Seite 78

Fünftes Buch.

I. Haltung des Generals Lafayette. Die öffentliche Meinung empört sich gegen seine unverantwortliche Autorität. Seine Entlassung. Modificationen in dem Regierungspersonal. — II. Die Londoner Conferenz. Ihre ersten Arbeiten. Versammlung des belgischen Congresses. Er erklärt sich für die monarchische Regierungsform und schließt die Familie Oranien-Nassau von der Thronfolge aus. Die Protokolle 11. und 12. der Londoner Conferenz. — III. Das Ministerium Laffitte den Parteien gegenüber. Die Bourbons werden verbannt. Jahrestag der Ermordung des Herzogs von Berry. Verwüstung der Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois. Demolirung der Wohnung des Erzbischofs von Paris. Vertilgung der Lilien. Schwäche der Staatsgewalt. — IV. Der Herzog von Mortemart in Petersburg. Anfänge der polnischen Revolution. Erste Kämpfe. Die Schlachten bei Wawer und Grochow. — V. Der belgische Congreß. Diplomatische Intriguen. Erwählung des Herzogs von Nemours. Ludwig Philipp schlägt die Krone für seinen Sohn aus . . . . . Seite 124

Sechstes Buch.

I. Auflösung des Ministeriums Laffitte. Bildung und Zusammensetzung des Ministeriums Casimir Périer. Seine Tendenzen. Seine Haltung den Parteien gegenüber. Die Association nationale. Gesetz über die Zusammenrottungen. Wahlgesetz. Vertagung und Auflösung der Kammer. Reisen des Königs in den Departements. — II. Insurrection in Italien. Oesterreichische Intervention. Die beiden Prinzen Bonaparte. Der Name Ludwig Napoleon's wird zum ersten Male in der Geschichte genannt. Die Königin Hortense und ihr Sohn in Paris. III. Polen. Skrzynecki wird zum Generalissimus ernannt. Ansprache Polens an Frankreich und England. Seine Anstrengungen sind vergeblich. Die Schlachten bei Dembe, Iganie und Ostrolenka. Tod des Feldmarschalls Diebitsch und des Großfürsten Constantin. Die polnische Armee zieht sich auf Warschau zurück. Unruhen in Warschau. — IV. Einsetzung einer Regentschaft in Belgien. Der Baron Surlet de Chokier wird zum Regenten erwählt. Belgiens Lage. Annahme des Traktats der achtzehn Artikel. Erwählung des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg zum König der Belgier . . . . . Seite 155

Siebentes Buch.

I. Eröffnung der Session von 1831. Die Thronrede. Die französische Flotte erzwingt den Eingang in den Tajo. Die ersten Abstimmungen der neuen Kammer. Die Minister legen ihre Portefeuilles nieder. Das Ministerium constituirt sich wieder. — II. Die Londoner Conferenz und der König der Niederlande. Zehntägiger Feldzug. Die Schlachten bei Hasselt und Löwen. Französische Intervention. — III. Der politische Horizont Großbritanniens. Die Reformbill in England. — IV. Politik des französischen Kabinets. Parlamentarische Stürme. Aufhebung der Erblichkeit der Pairswürde. Einnahme von Warschau. — V. Aufstand in Lyon. Vorzeichen eines Aufstands in der Vendée Seite 195

Vorwort.

Der Verfasser des vorliegenden Geschichtswerkes ist an jenem Stadium des Lebens angelangt, wo der Mensch sich im Besitz der ganzen Summe — sei sie groß oder klein — der Fähigkeiten fühlt, welche die Natur ihm verliehen. Dies ist der Augenblick, den wir gewählt haben, um uns und unsere Erlebnisse aufzusummen und die Früchte eines unausgesetzten Studiums der Geschichte unserer Zeit zu einem Ganzen zu verarbeiten.

Wir haben uns die Gefahren des von uns betretenen Weges, die Schwierigkeiten unseres Unternehmens, keineswegs verhehlt. Wir haben vollkommen begriffen, welche Pflichten und Mühen eine solche Aufgabe mit sich bringt, aber wir sind bei unserer Arbeit durch die Worte eines ausgezeichneten Kritikers unserer Zeit ermuthigt und aufrecht erhalten worden.

„Wer wir auch sein," sagt Sainte-Beuve, „und an welchen Ort uns auch Beruf oder Schicksal gestellt haben mögen, so müssen wir uns

bemühen, früher oder später zur Vollkommenheit Dessen zu gelangen, was uns zu thun gegeben ist — zur Vereinigung aller unserer Kräfte, zur höchsten Macht unseres Ich. Ein gründliches und tiefes Pflügen in den mühsamsten Furchen des Studiums trägt, wenn auch erst nach langer Zeit, doch endlich Früchte, für welche die Nachwelt selbst dankbar ist."

E. de Beaumont-Vassy.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Zur deutschen Bearbeitung.

Indem wir das deutsche Publikum mit dem neuesten und wichtigsten Werke des namentlich durch seine „Geschichte des Kaisers Nikolaus von Rußland" auch bei uns bereits in dem Rufe eines tüchtigen wahrheitliebenden Historikers stehenden Vicomte de Beaumont-Vassy bekannt machen, haben wir nur wenige Worte vorauszuschicken.

Man lebt in unserer Zeit sehr schnell und die Ereignisse der politischen Umwälzungen von 1830 mit ihren nächsten Folgen scheinen schon ein ganzes Jahrhundert hinter uns zu liegen. Wenn daher ein gewissenhafter und muthiger Schriftsteller auftritt, welcher wie Beaumont-Vassy trotz der politischen Richtung, der er einmal angehört und deren er sich nicht entäußern kann, sich doch über alle Vorurtheile möglichst erhebt, alle Kraft seines Geistes und die mannigfachen ihm als Zeitgenosse und Augenzeuge gebotenen Vortheile der Erforschung der reinen Wahrheit widmet und sich bemüht, jede historische Person nach ihrer wahren Physiognomie, ihrer wirklichen Haltung und Wirksamkeit zu schildern, und wenn er mit dieser Genauigkeit, Treue und Unparteilichkeit den Glanz einer vollendeten Form und den Zauber einer lichtvollen

philosophischen Darstellung verbindet, so kann man wohl seinem Werke einen nachhaltigen Erfolg voraussagen, besonders wenn es mit jener weisen Bedächtigkeit, welche das Kennzeichen einer gereiften Arbeit ist, vorbereitet, den Ereignissen so zu sagen Zeit gelassen hat, sich von unserm gegenwärtigen Gesichtspunkte zu entfernen.

Der erste der vier Theile, welche das Ganze umfassen wird, enthält die Geschichte des Ursprungs der Julimonarchie und der ersten Regierungsjahre Ludwig Philipp's. Es möchte schwer sein, etwas anziehender, wahrheitgetreuer und gewandter Dargestelltes zu finden, als dieses Gemälde, wo der Verfasser, obschon Franzose und deshalb, so wie aus historischen Gründen, sich den politischen Ereignissen seines Vaterlandes mit besonderer und durch die Bestimmung seines Werkes gebotener Ausführlichkeit zuwendend, doch die Geschichte des Auslandes eben so fest im Auge behält als die französische, so daß beide gleichmäßig neben einander herschreiten, sich zuweilen mit einander verschmelzen, immer aber eine sich durch die andere erklären.

Erstes Buch.

I. Allgemeine Betrachtungen. — II. Die Juliordonnanzen und ihre Ursachen. — III. Sieg der Revolution. Der Herzog von Orleans Generallieutenant des Königreichs. — IV. Er begiebt sich nach dem Stadthause. Revolutionsscene. Eröffnung der Sitzungen im Palais Bourbon. Rede des Generallieutenants. Uebergabe der Abdankungen Karl's X. und des Dauphin. — V. Expedition nach Rambouillet. Die Emeute bedroht die Deputirtenkammer. Der Herzog von Orleans wird zum König der Franzosen ausgerufen. Die Pairskammer und die Rede Chateaubriand's. Königliche Sitzung am 9. August 1830.

I.

Wenn in der Einsamkeit stiller Studien der Mensch sich bemüht, die Ursachen und Wirkungen der politischen Umgestaltungen aufzusuchen, deren treue Schilderung die Aufgabe der Geschichte ist, wenn er durch gewissenhafte gründliche Würdigung der Hauptthatsachen, welche das Leben der Völker kennzeichnen, sich bestrebt, einiges Licht über die Handlungen und die Tendenzen der Vergangenheit zu verbreiten, beseelt von dem ehrenwerthen aber eitlen Ehrgeiz, den jetzt lebenden Generationen nützlich zu werden, so schrickt sein Geist anfangs vor einer Wahrheit zurück, welche diese Forschungen unerbittlich vor ihm aufsteigen lassen.

Die menschliche Schwäche — so lautet diese Wahrheit — ist nämlich so groß, daß trotz der Lehren, welche sich aus den vollendeten Thatsachen, aus den begangenen Fehlern ergeben, dennoch immer wieder dieselben Fehler begangen werden, gleiche Thatsachen zum Vorschein kommen und der Mensch, mit dem einzigen Unterschied des Schauplatzes und des Costüms, immer eine und dieselbe Rolle spielt. Seine Ohnmacht ist außerhalb der Materie, welche sein einziges Bereich zu sein scheint, so radikal, daß alle seine politischen Entwürfe mehr oder weniger das Gepräge der Unvollkommenheit, der Unhaltbarkeit tragen und daß er, nachdem er in dem Gebiete der exacten Wissenschaften Wunder gethan, nachdem er die Entfernungen zusammenzurücken, die Elemente zu besiegen und dem Gedanken Flügel zu

geben gewußt hat, sich dennoch seit der Bildung der Gesellschaften noch immer in demselben Kreise herumdreht und eine Vervollkommnungsfähigkeit der Regierungsformen sucht, die er unglücklicherweise niemals auffinden wird.

Seit Entstehung der Welt werden die Völker durch drei große Regierungsformen regiert: den reinen und einfachen Despotismus, die mehr oder weniger gemäßigte Monarchie, die Republik. Diese drei Autoritätsformeln sind es, unter welchen der Mensch fortwährend hat wählen müssen und um zu dieser Wahl zu gelangen, hat er so oft seines Gleichen Thränen ausgepreßt und ihr Blut vergossen. Welches große Interesse verfolgte er denn? Was suchte er denn so unter Trümmerhaufen und auf Schlachtfeldern? Eine Regierung, welche seinen Bedürfnissen entspräche, welche seine Sympathien hätte, welche ihn auf die wirksamste Weise schützte. Die beste Regierungsform ist auch in der That die, welche, indem sie einer Nation die größte Summe des Gedeihens giebt, auch die Interessen ihrer Würde und ihrer Größe am besten zu wahren weiß.

Leider aber scheinen diese ungeheuren, oft ohnmächtigen und selten von vollständigem Gelingen gekrönten Bestrebungen nach einem Ziel politischer Vollkommenheit bei gewissen Völkern sich periodisch wie jene vernichtenden Landplagen zu wiederholen, welche von der Vorsehung bestimmt sind, die Welt ewig zu verwüsten. Uebel aller Art sind ihre unvermeidlichen Begleiter und das Studium der Geschichte, welches alle diese aus der Schwäche des Menschen hervorgehenden Gebrechen bestätigt und den nur zu klaren Beweis liefert, daß es unglücklicherweise nicht in seiner Macht steht, etwas Vollständiges zu schaffen, läßt den Menschen allerdings sehr klein erscheinen, entschuldigt ihn aber auch zugleich und nimmt eben wegen seiner ewigen Schwächen die Nachsicht für ihn in Anspruch.

Jagt er der Freiheit nach? Nur zu oft findet er statt dieser die Zügellosigkeit. Vertraut er seine Geschicke dem Prinzip der Autorität an? Bald unterminirt er diese wieder, bis er sie offen angreift. Seine Agitationen, seine Revolutionen, seine Kriege, gehen oft aus den kleinlichsten Veranlassungen hervor. Er bewundert oft, was er von sich stoßen sollte und stößt etwas zurück, was sein Glück und seinen Ruhm ausmachen würde. Im Angesicht seiner Irrthümer und seiner Verbrechen eben so wie seiner Siege und seines schnell wieder erbleichenden Glanzes ist es unmöglich, nicht demüthig zu bekennen, daß es unter den Menschen keine absolute Größe giebt und nie eine geben kann.

Wäre dies aber wohl ein Grund, die politischen Wechselfälle, die materiellen und geistigen Revolutionen der Völker *nicht* zu studiren und die Spur ihrer Entstehung *nicht* zu verfolgen? Wir glauben es nicht, wohl aber wird, wie wir eben sagten, der Mensch gerade wegen seiner ewigen Schwächen immer ein Recht auf die Nachsicht seiner Mitmenschen haben. Setzen wir noch hinzu, daß die Nachsicht die Wahrheit niemals ausge-

schloſſen hat und daß bei dem Hiſtoriker Aufrichtigkeit und Muth gleichbedeutend ſind.

II.

Der letzte Pulverdampf des Julikampfes verflog, das letzte Getöſe verhallte. Die Inſurrection einer ganzen Hauptſtadt gegen ungefähr ſiebentauſend Mann vorzüglicher aber ſich ſelbſt überlaſſener Truppen hatte den natürlichen Ausgang gehabt, den ſie trotz der Lebhaftigkeit des Kampfes haben mußte. Die Rolle der Straße war zu Ende und die der politiſchen Unterhandlungen ſollte beginnen.

Während dieſer Zeit wich König Karl X.*), moraliſch vernichtet durch die Exploſion jener Volkswuth, die man ihm als unmöglich geſchildert, durch jenen plötzlichen Sieg, den er dennoch mit den materiellen Kräften, über die er noch verfügte, hätte ſtreitig machen können, ohne Widerſtand dem neuen Unglück, welches ihn traf, wie ein Menſch, der ſchon ſeit langer Zeit an die Verbannung gewöhnt iſt und für den das Unglück keine Bitterkeit und kein Geheimniß mehr hat.

Ganz erſtaunt, daß ſeine Abdankung und die ſeines Sohns, des Dauphin, nicht hinreichend geweſen waren, um der Pariſer Revolution Einhalt zu thun, vielleicht noch mehr erſtaunt, daß in Folge der von ihm dem Herzog von Mortemart anvertrauten Miſſion die minorenne Königswürde Heinrich's V.**) nicht gleichzeitig mit der Regentſchaft des Herzogs von Orleans proclamirt worden, entfernte ſich Karl X. langſam, umgeben von treuen Herzen und einem kleinen ihm ergebenen Gefolge, dem letzten Pomp jenes alten Königthums, welches vor den einen Augenblick entfeſſelten Leidenſchaften einer neuen Generation in den Staub ſank.

Aber warum war König Karl X. geſtürzt? War die Verletzung der im Jahre 1814 durch das Haus Bourbon octroyirten Charte wirklich offenkundig? Lag in den Juliordonnanzen wirklich ein Eidbruch, wie man ſeit 1830 ſo oft geſagt hat? Waren ſie eine gewaltſame Zerreißung des Grundvertrags, welcher die königliche Familie mit der franzöſiſchen Nation verband? Ein Zweifel war wenigſtens erlaubt.

König Karl X. war nach unſerer Anſicht vollkommen in ſeinem formellen Rechte, als er die Juliordonnanzen unterzeichnete. Artikel 14 der conſtitutionellen Charte enthielt, wie man weiß, die folgende Stelle: „Der König iſt das Oberhaupt des Staates — er erläßt die für die Ausführung der Geſetze und die Sicherheit des Staats nöthigen Vorſchriften und Ordonnanzen.“ Es galt daher die Frage, ob die Sicherheit des

---

*) Geboren am 9. October 1759, geſtorben am 6. Novbr. 1836.
**) Geboren am 29. September 1820.

Königreichs wirklich die Annahme solcher Ausnahmemaßregeln wie die Ordonnanzen erheischte. Karl X. und die Minister, die ihn umgaben, glaubten es augenscheinlich, ihr beiderseitiger Irrthum aber lag in etwas Anderem.

Zwischen der Kammer und dem Ministerium hatte sich ein beklagenswerther Antagonismus entwickelt. Die königliche Autorität konnte und sollte nach den constitutionellen Fictionen außerhalb des Kampfes bleiben, die Opposition war noch nicht so weit vorgerückt, daß die Krone sich von ihr ernsthaft hätte bedroht glauben können und wenn Karl X. ohne Weiteres in die sogenannte liberale Bahn der Opposition der beiden Kammern eingelenkt, wenn er, wie die Souveraine Englands zu thun pflegen, die Politik, welche ihm durch die Wahlcollegien angedeutet ward, angenommen, seine Minister entlassen und ein aus dem Schooße dieser relativ gemäßigten Opposition selbst gewähltes Kabinet zusammengesetzt hätte, so wäre die über die neue Haltung des Königthums erschrockene Bourgeoisie die erste gewesen, welche dem übergreifenden Liberalismus einen Zügel angelegt hätte. Ein Ministerium Casimir Périer, Guizot, Mortemart, hätte, ohne wie eine Drohung für die königliche Autorität zu erscheinen, ganz gewiß allen Anforderungen der Opposition von damals entsprochen, abgesehen davon, daß sie sich nach Verlauf einer gewissen Zeit von einer noch weiter vorgeschrittenen Partei überholt und angegriffen gesehen hätte, was die gewöhnliche und unvermeidliche Bedingung constitutioneller Regierungen ist. Aber, wir wiederholen es, die erschrockene Bourgeoisie würde nicht verfehlt haben, zu interveniren und sich gleich von vorn herein zwischen die Revolution und den Thron zu stellen, eine Situation, die recht wohl so lange hätte dauern können, bis König Karl X. sich in Saint Denis an der Seite seines Bruders zur ewigen Ruhe niedergelegt hätte.

Die beiden Fehler des Monarchen, dessen Thronbesteigung mit einem wahrhaften Enthusiasmus aufgenommen worden, waren daher erstens, zu glauben, daß die Sicherheit des Staates, daß die Festigkeit des Thrones durch die liberale Opposition der Männer von 1830 bedroht würden, und zweitens, zu meinen, daß der Widerstand der Bevölkerung von Paris, einer ungemein kampflustigen, leicht zu erregenden und seit 1815 von den Parteien bearbeiteten Bevölkerung, daß dieser Widerstand, sagen wir, nicht groß genug wäre, um mit leichter Mühe über die Bajonette einiger tausend, wenn auch treuen und tapferen, Soldaten zu triumphiren.

Dies waren die zwei wirklichen Fehler des Königs Karl X. Die Ordonnanzen waren in dem Sinne unnütz, als das Königthum der Bourbons vollkommen auch ohne sie leben und gedeihen konnte; wenn man aber einmal entschlossen war, dieses äußerste Mittel zu riskiren, so mußte man sich den Sieg durch das Aufbieten hinreichender Militairkräfte sichern und strenge Maßregeln anordnen, um auch in den Departements die öffentliche Sicherheit aufrecht zu erhalten.

War aber König Karl X. persönlich wohl in der Lage, welche ihm erlaubte, eine solche Situation richtig zu beurtheilen? Befand er sich auf einem Standpunkte, der ihm den richtigen Ueberblick derselben erleichterte? Nein; dann hätte er der neuen Generation angehören und anstatt vor 1789, das heißt jenseits der französischen Revolution, diesseits derselben geboren sein und dem neuen Jahrhundert angehören müssen. Es wäre nöthig gewesen, daß er, mit dem Temperament der englischen Souveraine begabt, es mit einer Nation zu thun gehabt hätte, die an den Gebrauch dieser constitutionellen Freiheit, dieses parlamentarischen Systems, gewöhnt gewesen wäre. Mit einem Worte, Karl X. hätte, anstatt der Mensch seiner Zeit, der von den Traditionen der alten französischen Monarchie durchdrungene Fürst, taub gegen die Vorstellungen seiner vertrautesten und liebsten Rathgeber zu sein und ohne an die blutige Vergangenheit einer durch die Volksvertretungen herbeigeführten Revolution zu denken, die liberalen Ideen von 1830 haben, wie Laffitte und Barrot denken und ohne weitere Umstände von der Quotidienne zum National übergehen müssen.

Das wäre ohne Zweifel zu viel verlangt gewesen. Karl X., ein Souverain, dessen redlicher Wille unbestritten ist, dessen Charakter eine gewisse Aehnlichkeit mit dem zweier seiner Ahnherren, Ludwig's XIII. und Ludwig's XV., darbietet, Karl X., der kein neuer Mensch sein konnte, mußte als Edelmann der alten Zeit den Thron durch den Liberalismus einer bürgerlich revolutionairen Kammer ernsthaft bedroht glauben. Sein monarchischer und religiöser Geist erschrak vor jenen Tendenzen, die in ihm so schreckliche Erinnerungen wach riefen und er rief aus aufrichtigem Herzen: „Ehe ich den Henkerskarren besteige, will ich lieber zu Pferde steigen," und er unterzeichnete die Ordonnanzen, welche sein Verbannungsdecret werden sollten. Karl X. beging nur ein einziges Unrecht, aber ein in einem solchen Falle unverzeihliches Unrecht: er hätte verstehen müssen, der Stärkere zu sein; er wurde besiegt.

Eine seiner großen und gerechten Bestrebungen war die unmittelbare und natürliche Folge seiner Abdankung. Es war dies die Proclamirung seines Enkels mit der Regentschaft des Herzogs von Orleans. Bis zum letzten Augenblicke glaubte Karl X. in der That, daß der Herzog von Orleans diese schöne Mission annehmen würde, welche die fliehende Monarchie ihm auftrug. In dem Hause des Prinzen existirte ein großes Beispiel der Treue gegen einen minderjährigen König. Die Situation war ohne Zweifel schwieriger, die Zeiten waren nicht dieselben, aber die Pflicht war dieselbe und der Ruhm wäre größer gewesen.

Der Prinz, auf welchen Karl X. somit seine letzte Hoffnung setzte, sollte indessen seine Erwartung täuschen. Ludwig Philipp von Orleans*), der in der That über den zu plötzlichen, zu radicalen Ausgang der so eben

*) Geboren am 6. October 1773, gestorben am 26. August 1850.

stattgefundenen Revolution bekümmert, aber vor allen Dingen mit seiner persönlichen Lage, der seiner Familie und der Zukunft jenes fürstlichen Vermögens beschäftigt war, welches durch diese politische Umwälzung nothwendig gefährdet ward und welches er nicht in ein Nationaleigenthum verwandeln lassen wollte, Ludwig Philipp von Orleans, ein auf eigenthümliche Weise zwischen den Familieninteressen und den neuentstandenen Tendenzen getheilter Charakter, wollte und wagte nicht das vielleicht gefährliche Vermächtniß anzunehmen, welches eine sterbende Dynastie ihm anvertraute. Er begriff nicht, daß das einzige Mittel um den Thron des ganzen Hauses Bourbon in Frankreich zu befestigen, eben darin bestand, daß man die Krone des Herzogs von Bordeaux rettete. Um die Verantwortlichkeit, die man ihm anbot, auf sich zu nehmen, um eine solche Rolle zu spielen, hätte er ein großer Mann sein müssen. Der Herzog von Orleans war aber kein großer Mann; er war ganz einfach ein vorsichtiger und gewandter Fürst.

III.

Uebrigens war es unmöglich, daß unter solchen Umständen mitten unter den Intriguen der Parteien nach dieser fünfzehnjährigen Opposition, deren stummer aber vollständiger Ausdruck er war, der Herzog von Orleans, zu schlau — wie wir eben gesagt haben — um offen zu conspiriren, zu ehrgeizig, um sich einer günstigen Gelegenheit zu entziehen, nicht das Augenmerk Derjenigen ward, welche geneigt waren, einen Wechsel der Dynastie einzuräumen, und diese waren zahlreich.

Die alten Diplomaten von 1815, welche sich des Zögerns der fremden Souveraine in Bezug auf die beiden Linien des Hauses Bourbon erinnerten, eben so wie die jungen Schriftsteller, deren kühne Initiative zu der Erschütterung des alten Thrones Karl's X. beigetragen, waren über diesen Punkt einig. Aber welche Dynastie sollte man zur Ehre berufen, Frankreich zu regieren? Allerdings gab es Bonapartisten unter den improvisirten Vertheidigern der Charte von 1814, indessen entschieden einige einflußreiche Deputirte diese delikate Frage. Als tagtägliche Gäste des Palais Royal hatten sie nur einen einzigen Gedanken, nämlich, sich zu dem Prinzen zu begeben, der sie immer aufgenommen und in den Prüfungen des politischen Lebens aufrecht erhalten, der stets mit ihnen zu sympathisiren geschienen, der ihnen stets die Hand geboten.

„Trauen Sie nicht den Netzen von Saint Cloud," hatte Laffitte an den künftigen Generallieutenant des Königreichs geschrieben, der ihm in den ersten Stunden des Volkstriumphes von Zögern, Unruhe und Unschlüssigkeit erfüllt zu sein schien. Thiers übernahm es, den Wunsch der parlamentarischen Gruppe zu formiren, welche, da sie die Combination,

welche den Sohn Napoleon's I., den Herzog von Reichstadt, auf den Thron Frankreichs zurückgeführt hätte, vielleicht zu aristokratisch und zu militairisch fand, und andererseits vor den möglichen Schwächen Lafayette's bangte, die Augen unwiderruflich auf den Herzog von Orleans geworfen hatte und den Egoismus so weit trieb, daß sie ihn zwingen wollte, diese Krone anzunehmen, indem sie voraussetzte, daß seine Denkungsweise eine solche Kühnheit gar nicht erlaube.

Demzufolge begaben sich zuerst Thiers und Scheffer,*) und ein wenig später Dupin und Persil, nach Neuilly. Der Prinz hatte aber seinen gewöhnlichen Wohnsitz verlassen und sich nach Raincy geflüchtet. Die durch diese Besuche sich belästigt fühlende Herzogin empfing die Abgesandten des Hotels Laffitte und der Deputirtenkammer ziemlich übelgelaunt. — „Wie haben Sie uns doch so falsch beurtheilt!" sagte sie in bitterem Tone. — — „Ach mein Gott!" rief Madame Adelaide**), „mögen sie doch aus meinem Bruder einen Präsidenten machen, oder einen Commandanten der Nationalgarde, oder was sie sonst wollen, nur keinen Verbannten!" Und diese Sprache der treuen Schwester Ludwig Philipp's gab vollständig den geheimen Gedanken des Prinzen selbst wieder.

Und in der That, erst als er begriff, daß man ihm — wie man damals sagte — die Wahl zwischen der Krone und einem Reisepasse bot, faßte Ludwig Philipp von Orleans den Entschluß, sich nach Paris zu begeben und sich unter die Männer dieser Revolution zu mischen, die er allerdings nicht gemacht, aber als deren Haupt seine frühere Haltung ihn ganz natürlich bezeichnete.

In der Nacht vom 29. zum 30. Juli kam er daher in Begleitung eines einzigen Adjutanten, Berthois, zu Fuße von Raincy nach dem Palais Royal, indem er über die Barrikaden kletterte und mit dem Rufe: „Es lebe die Charte!" auf das „Wer da!" der vom Volke ausgestellten Schildwachen antwortete. Der General Sebastiani, Laffitte, der Fürst von Talleyrand und noch zwei von dem Prinzen verlangte Mitglieder der Deputirtenkammer waren hier schon versammelt. An demselben Tage hatten die Deputirten, nachdem sie sich mit den in Paris anwesenden Pairs von Frankreich verständigt, beschlossen, daß eine aus der Mitte der Kammer gewählte Commission sich zu dem Prinzen begeben und ihm die Erklärung überreichen sollte, durch welche sie anerkannten, daß „das einzige Mittel die Ordnung und den Frieden wieder herzustellen, darin bestünde, den Herzog von Orleans zum Range eines Generallieutenants des Königreichs zu berufen". Die Deputation, zu welcher Sebastiani und Harcourt mitgehörten, war am Abend des 29. Juli im Palais Royal erschienen und hatte sich, da sie den Prinzen hier nicht fand, beeilt, ihm einen Brief zu

---

*) Dies war der Maler dieses Namens, Tischgenosse des Hauses Orleans.
**) Geboren am 23. August 1777, gestorben am 31. Decbr. 1847.

senden, um ihn von dem Entschlusse der Kammer in Kenntniß zu setzen. Erst nachdem der Herzog von Orleans diese Botschaft erhalten, hatte er sich nach Paris begeben.

Der Prinz befragte Talleyrand *) lange über die wahrscheinlichen Gesinnungen der europäischen Großmächte. Er besaß ein unermeßliches Vertrauen zu der unbestreitbaren Schlauheit des alten diplomatischen Proteus, zu seiner gründlichen Kenntniß der Menschen und der Dinge Europas und gewiß ist allerdings, daß seine Vertrautheit mit den auswärtigen Kabinetten ihn in einem solchen Augenblicke kostbar machte. Für solche Umstände bedarf es solcher Menschen; Alles an ihnen, Tugenden oder Laster, bezeichnet sie der Aufmerksamkeit einer neuen Regierung und deutet ihnen nothwendig ihren Platz an.

Sebastiani und Laffitte konnten dem Herzog von Orleans ebenfalls nützliche Aufschlüsse geben über die Tendenzen der Kammer, über die Gesinnung der Bevölkerung von Paris, über die wahrscheinliche Tragweite dieser in drei Tagen bewirkten Revolution, deren Form nichts Analoges mit einer von denen hatte, welche ihr in unserer Geschichte vorausgegangen waren.

Auf diese Weise verstrich beinahe die ganze Nacht und nur erst spät schied der im höchsten Grad ermüdete Prinz von seinen Gästen, nachdem er die Art und Weise, auf welche die Deputation der Kammer am nächsten Morgen empfangen werden sollte, in allen Einzelnheiten festgestellt hatte.

Dieser Empfang sollte um neun Uhr Morgens stattfinden und gegen halb sieben Uhr fand Herr von Mortemart, den der Herzog von Orleans rufen lassen und welcher durch Houdard, seinen Secretair, eingeführt ward, in einem kleinen abgelegenen Gemach, welches die Kugeln ebenfalls nicht verschont hatten, Ludwig Philipp auf der am Boden liegenden Matratze ausgestreckt, wo er einige Stunden der Nacht zugebracht hatte. Der Prinz war ganz abgemattet von Hitze und Ermüdung. Er richtete sich halb empor, als er den Herzog von Mortemart eintreten sah und sagte zu ihm mit großer Lebhaftigkeit, als ob er seine Anwesenheit in Paris entschuldigen wollte: „Wenn Sie den König eher sehen als ich, so erklären Sie ihm, daß ich nicht freiwillig hierhergekommen bin. Gestern Abend ist man in Neuilly erschienen; man hat der Herzogin erklärt, daß sie mit allen ihren Kindern nach Paris geführt und als Geißel gefangen gehalten werden würde, bis ich wieder zum Vorschein käme. Die darüber sehr erschrockene Herzogin hat mir sogleich einen eiligen Brief geschrieben und ich habe nicht gezögert, sondern bin in der verwichenen Nacht hierher zurückgekehrt. Sagen Sie aber dem König, daß ich mich eher umbringen lassen, als die Krone annehmen werde, wenn man mir dieselbe anbieten sollte."

---

*) Geboren 1754, gestorben 1838.

In diesem Augenblicke hallte der vielstimmige Ruf: „Es lebe der Herzog von Orleans!“ durch den Hof. „Hören Sie, Monseigneur?“ unterbrach ihn der Herzog von Mortemart. — „Nein!“ sagte der Prinz mit fieberhafter Energie; „nein, ich werde die Krone nicht annehmen, sagen Sie das ja dem König.“

Und von dieser Idee beherrscht, schrieb er rasch an Karl X. einen Brief, den der Herzog von Mortemart verbarg und sofort, indem er sich wieder von dem Secretair geleitet, entfernte, durch die labyrinthischen Gänge des verwüsteten Palastes davontrug.

Dies sind authentische Thatsachen. Meinte es Ludwig Philipp von Orleans ehrlich, als er eine solche Sprache führte? Der Historiker muß es glauben. Mit einer anscheinenden Festigkeit verband dieser Fürst — man hat dies nie scharf genug aufgefaßt — eine außerordentliche Schwäche und Unentschiedenheit, wenn seine eigene Meinung nicht durch das bestimmt ausgesprochene Urtheil seiner vertrauten Umgebung unterstützt ward. So harte er sich bei seiner Thronbesteigung gezeigt, so hat man ihn am Tage seines Sturzes gesehen. Uebrigens ist es auch möglich, daß er es noch für leichter hielt, die Rolle eines Generallieutenants des Königreichs als die des Königs zu spielen. Die muthigen Briefe seiner Schwester und die Rathschläge Talleyrand's bestimmten ihn und seinen Ehrgeiz.

Zu der bezeichneten Stunde stieg die Deputation der Kammer die Stufen hinauf, auf welchen noch die wilden zerlumpten Horden der sieg=reichen Revolution lagerten. Der General Sebastiani schritt der Deputa=tion um einige Augenblicke in das Zimmer des Prinzen voran, welcher bald darauf erschien.

Er war sehr bewegt. Laffitte setzte nicht weniger bewegt in einer geschriebenen Rede kurz den Gegenstand des feierlichen Schrittes auseinan=der, den die von der Kammer abgeschickte Deputation, zu deren Organ er sich machte, bei dem Prinzen that. Als er fertig war, sagte der Herzog von Orleans in lebhaftem Tone zu ihm: „Ich bitte Sie, geben Sie mir Ihre Rede; sie wird das schönste Actenstück meines Archivs sein.“ Nach=dem er hierauf die Gesinnungen zu beantworten gesucht, welche man ihm so eben zu erkennen gegeben und nachdem er vom historischen Gesichts=punkte aus von den schwierigen Functionen gesprochen, die man ihm an=trug, Functionen, die ihm mit dem Beistande der Kammern gestatten wür=den, die Anarchie zu bekämpfen, setzte er hinzu: „Ich bin auf das Innigste gerührt von den hohen Beweisen von Achtung und Vertrauen, welche Sie mir so eben gegeben haben, während ich zugleich die schmerzlichen Ereig=nisse beklage, denen ich sie verdanke“.

Uebrigens rügte er mit wahrer Würde einige für den König Karl X. beleidigende Ausdrücke, welche nach dem Austausch der offiziellen Reden und in der darauf folgenden vertraulichen Unterhandlung mehrere Depu=tirte ungeschickterweise und um dem neuaufgegangenen Gestirn zu schmeicheln

hatten hören lassen. Der Prinz des Hauses Bourbon zeigte sich schon hinter dem Kämpfer von Jemappes. Es war dies indessen entweder zu früh oder zu spät.

In das Palais Bourbon zurückgekehrt, machte die Commission der Kammer die definitive Annahme des Herzogs von Orleans bekannt und die Deputirten beauftragten sofort Guizot, Benjamin Constant, Villemain und Bérard, eine an das Volk von Paris gerichtete Proclamation aufzusetzen. Sie war in folgenden Worten abgefaßt:

„Franzosen, Frankreich ist frei. Die absolute Gewalt erhob ihre Fahne, die heldenmüthige Bevölkerung von Paris hat sie niedergeworfen. Das angegriffene Paris hat durch die Waffen die heilige Sache triumphiren lassen, welche in den Wahlen vergebens triumphirt hatte. Eine Gewalt, welche unsere Rechte raubte und unsere Ruhe störte, bedrohte gleichzeitig die Freiheit und die Ordnung. Wir kehren in den Besitz der Ordnung und der Freiheit zurück.

„Keine Furcht mehr für die erworbenen Rechte, keine Schranke mehr zwischen uns und den Rechten, die uns noch fehlen. Der Herzog von Orleans ist ein eifriger Freund der nationalen und constitutionellen Sache, er hat ihre Interessen stets vertheidigt und ihre Prinzipien stets bekannt. Er wird unsere Rechte achten, denn er wird von uns die seinigen erhalten. Wir werden uns durch Gesetze aller nöthigen Bürgschaften versichern, um die Freiheit stark und dauernd zu machen.

„Wiederherstellung der Nationalgarde mit Betheiligung der Nationalgardisten bei der Wahl der Offiziere;

„Betheiligung der Bürger bei der Bildung der Departements- und Municipal-Administrativbehörden;

„Geschwornengerichte für Preßvergehen;

„Gesetzlich organisirte Verantwortlichkeit der Minister und der untergeordneten Beamten der Verwaltung;

„Gesetzlich gesicherte Stellung der Militairpersonen;

„Wiedererwählung der zu öffentlichen Aemtern beförderten Deputirten.

„Wir werden endlich unsern Institutionen in Uebereinstimmung mit dem Oberhaupte des Staates die Entwickelungen geben, deren sie bedürfen.

„Franzosen! Der Herzog von Orleans selbst hat schon gesprochen und seine Sprache ist die, welche einem freien Lande geziemt: „Die Kammern werden sich versammeln und über die Mittel berathen, um die Herrschaft der Rechte der Nation zu sichern. Die Charte wird künftig eine Wahrheit sein."

IV.

Neben dieser beinahe souverainen, beinahe legalen Autorität, welche die liberale Faction der Deputirtenkammer geschaffen, hatte sich eine andere, vielleicht ernstere und jedenfalls furchtbarere Autorität auf dem Stadthause erhoben, wo der ganze radicale Theil der Julirevolutionäre ein Asyl gesucht und das verschanzte Lager der Republik aufgeschlagen hatte.

Casimir Périer, Lobau, Schonen, Audry de Puyraveau und Mauguin bildeten die provisorische Regierung, welche Lafayette mit seiner noch lebhaften Popularität beherrschte. Lafayette*), dieser unschuldige Agitator und wohlmeinende Verschwörer, Schulmeister der Könige, dessen ganzes Leben dem Bestreben gewidmet war, die Rolle Washington's zu copiren, ohne daß es ihm jemals gelungen wäre, jene Präsidentschaft zu erlangen, welche das Werk des amerikanischen Feldherrn gekrönt hatte, Lafayette thronte umgeben von einem Stab junger Männer, die damals größtentheils unbekannt waren, deren Namen aber achtzehn Jahre später die Revolution von 1848 an's Licht stellen sollte, von ihnen geschmeichelt und in Weihrauch gehüllt, in der Atmosphäre der republikanischen Anarchie, welche seinem politischen Temperament so ganz eigenthümlich zusagte, bis seine trügerische Umgebung sich stark genug glaubte, um das Götzenbild umzuwerfen, welches sie auf geschickte Weise mit ihrem Cultus und ihren Huldigungen umgab.

Diese ephemere aber nebenbuhlerische Souverainetät mußte entthront werden und es lag viel daran, so schnell als möglich eine mehr oder weniger aufrichtige Fusion zwischen diesen beiden Gewalten verschiedenen Ursprunges zu Stande zu bringen. Laffitte, Sebastiani, Casimir Périer gaben, erschreckt durch die Haltung, welche das Stadthaus anzunehmen schien, den Rath, einmal in der Nähe dieses Gespenst anzusehen, welches von weitem vielleicht lügnerische Umrisse annahm. Der Herzog von Orleans, welcher die Wichtigkeit eines solchen Unternehmens leicht begriff, erkannte auch die Gefahren desselben. Aber er besaß viel persönlichen Muth und der Schritt ward beschlossen.

Als man im Palais Bourbon erfuhr, daß der Prinz sich nach dem Stadthause begeben sollte, um dort gewissermaßen die volksthümliche Weihe zu empfangen, schickte man Bérard zu ihm, um ihm zu melden, daß die Deputirten ihn begleiten wollten. Ein Gemälde des Malers Horace Vernet hat diese Scene dargestellt, welche in mehr als einer Beziehung an die Scenen der Ligue erinnerte. Von dem Platze des Palais Royal setzte sich der Zug in Bewegung, wenn man nämlich einen solchen Namen diesem

---

*) Geboren 1757, gestorben 1834.

seltsamen Gemisch von Menschen geben kann, denn es bestand aus bebänderten Deputirten, aus mit den königlichen Garden oder den Schweizern abgenommenen Siegeszeichen geschmückten Julikämpfern, aus laut lärmenden und schreienden Männern des Volks und aus einer kleinen Anzahl Nationalgardisten, die mit triumphirendem Blick den in Generallieutenantsuniform zu Pferde sitzenden Prinzen betrachteten, dessen Haltung zugleich Festigkeit und Kummer verrieth. Eigenthümlicher und philosophischer Anblick, wohl geeignet, um die Lust zu jener revolutionären Größe zu benehmen, die man nur in der Unordnung findet und die man stets im Blute, oft auch im Kothe suchen muß.

Der Zusammenlauf des Volkes war ungeheuer. Bis zum Grèveplatz waren die Quais mit bewaffneten Leuten bedeckt, deren Absichten zweifelhaft zu sein schienen. Ein republikanisches Complott existirte schon. Allerdings bildeten immitten der Pariser Bevölkerung die Republikaner nur eine unbemerkbare Gruppe, aber ein aus einem jener engen und finstern Gäßchen, welche damals auf die Straße ausmündeten, welche der Prinz zu passiren hatte, geschickt abgefeuerter Flintenschuß konnte plötzlich alles wieder in Frage stellen.

Der Herzog von Orleans ritt langsam einher und drehte sich von Zeit zu Zeit herum, um einige Worte mit Laffitte zu wechseln, welcher, in Folge einer Wunde am linken Fuße außer Stand zu gehen, sich in einer Sänfte tragen ließ. Ziemlich zahlreiche Vivatrufe begleiteten den Prinzen eine Zeit lang. Bald wurden sie seltener und in der Nähe des Stadthauses hörten sie gänzlich auf. Der Grèveplatz war mit einer feindseligen Menschenmasse bedeckt, welche republikanische Führer durch beunruhigende Einflüsterungen noch mehr aufregten und es bedurfte eines mehr als gewöhnlichen Muthes, um sie kaltblütig und mitten unter den Bajonetten, von denen sie so zu sagen starrte, zu durchschreiten.

Der Herzog von Orleans stieg bleich aber entschieden die Treppe des alten Stadtpalastes hinauf, auf deren oberster Stufe Lafayette lächelnd und mit freundlich höflicher Geberde erschien. Lafayette hatte an die Mitglieder der Municipalcommission geschrieben: „Meine lieben Collegen, man meldet mir so eben, daß der Herzog von Orleans sich nach dem Stadthause begiebt. Da sein Besuch eben so gut Ihnen als mir gilt, so bitte ich Sie, sich mit mir zu seinem Empfange zu vereinen.“ Er führte den Herzog von Orleans mit der größten Höflichkeit in den großen Saal dieses Volkspalastes, den er besser kannte, als der Herzog und der zu allen unruhigen Epochen der Geschichte so furchtbare Scenen in seinen alten Mauern sich hatte entrollen sehen.

Einige feindselige Rufe „Nieder mit den Bourbons! Keine Könige mehr!“ hatten sich hören lassen, während das Gefolge des Herzogs die Treppe des Hotels hinaufstieg. Sie erneuerten sich, als er in den Saal trat, wo Zöglinge der polytechnischen Schule, Leute aus dem Volke und

Studenten, alle noch bewaffnet, versammelt waren. Der Prinz bewahrte fortwährend die ruhigste und würdevollste Haltung. Man verlas die Erklärung der Deputirtenkammer und als diese Vorlesung zu Ende war, sagte Ludwig Philipp, indem er die Hand aufs Herz legte: „Als Franzose beklage ich das dem Lande zugefügte Unheil und das vergossene Blut. Als Prinz fühle ich mich glücklich, zu dem Glück der Nation beizutragen."

Lauter Beifallruf, in welchen sich jedoch auch hier und da ein dumpfes Murren mischte, begleitete diese Worte. Ein am Vorabend der Julitage unbekannter Mensch, der aber während des Kampfes und mit einer der Garderobe irgend eines Theaters entlehnten Generalsuniform bekleidet, plötzlich eine große Popularität erlangt hatte, der General Dubourg, rief, indem er sich zu dem Prinzen wendete: „Sie wissen, was unsere Rechte sind. Wenn Sie dieselben vergessen, so werden wir Sie daran erinnern!" — „Mein Herr, ich bin ein ehrlicher Mann," antwortete Ludwig Philipp mit Wärme; „wer ist daher so dreist oder so wenig patriotisch gesinnt, um hier an meiner Redlichkeit zu zweifeln?"

In diesem Augenblicke zog Lafayette den Prinzen nach einem der Fenster, welche auf den Platz vor dem Stadthause gehen. Eine dreifarbige Fahne ward herbeigebracht, Ludwig Philipp ergriff dieselbe. Mit diesem Talisman bewaffnet, erschien er auf dem Balkon, begleitet von dem alten Agitator, der ihn vor dem versammelten Volke umarmte, welches rief: „Es lebe Lafayette! Es lebe der Herzog von Orleans!" Die Regierung des Palais Royal absorbirte in diesem entscheidenden Augenblicke zu ihrem Nutzen die Regierung des Stadthauses.

Und wenn Ludwig Philipp von Orleans, als er an den kaum zerstörten Barrikaden vorüber zu seiner besorgten Familie zurückkehrte, durch eine Art zweiten Gesichts das Bild seiner Vergangenheit hätte vervollständigen und das voraussehen können, was diese Revolution, welche ihn jetzt zum König zu machen im Begriff stand, für spätere Zeiten aufsparte, so würde er ganz gewiß zurückgetreten sein von dem mühevollen, gefährlichen und für den Ruhm seines Geschlechtes unnützen Werke, welches ihm auf diese Weise bereitet war! Welch eine Existenz war die seine und wie sollte er nicht in der That von so vielen Gemüthsbewegungen und Anstrengungen ermüdet sein!

Nachdem er als Jüngling in dem Schatten von Raincy mit seiner Schwester und Frau von Genlis à la Jean Jacques studirt und in den Clubs die Sprache der Revolutionen zu sprechen versucht, führt er später im Pulverdampfe von Valmy ruhmreich dieselbe Fahne, die er so eben auf dem Balkon des Stadthauses geschwenkt. Dann verbannt flieht er den blutigen Boden des Vaterlandes und erträgt muthig und würdevoll langes Unglück. Als Professor in Reichenau erwartet er von den Hülfsquellen seines eigenen Geistes sein tägliches Brod. Schweden und Norwegen durchwandert er als bescheidener Reisender, als Prinz erscheint er wieder in Palermo und

findet hier eine fromme Lebensgefährtin. Später bekämpft er die schon sinkenden Waffen des großen Mannes, dessen Asche er durch eine merkwürdige Schicksalsfügung an die Ufer der Seine zurückführen soll und nimmt endlich 1813 seinen Rang und seinen Platz wieder in der Nähe eines Thrones ein, den seine Pflicht ihm befiehlt aufrecht zu halten und dessen Ruin ihn das unerbittliche Geschick beschleunigen heißt.

Gewiß, wenn er am Horizont seines Lebens jenen ihm und den Seinen so verderblichen Morgen des 24. Februar, jenen Sturz ohne Würde, ohne Größe, vor einer in ihrer Bornirtheit triumphirenden Emeute hätte voraussehen können, so würde er sich mit Entsetzen und Abscheu von der Bahn abgewendet haben, auf welche er sich einen Augenblick lang verlocken lassen. Den schon durchlaufenen Weg wieder zurücklegend, hätte er den Männern, die ihn umgaben, die minorenne Königswürde Heinrich's V. als seinen von nun an unabänderlichen Willen aufgezwungen. Die Drohungen einer, wenn auch vorübergehenden Republik fürchtend, würden diese Männer nachgegeben haben und die Möglichkeit eines solchen Resultats ist trotz der gegentheiligen Behauptungen der Parteien nicht zu bestreiten. Ohne Zweifel hätte, um es zu verwirklichen, aus dieser Königswürde Heinrich's V. in Verbindung mit der Regentschaft des Herzogs von Orleans eine absolute Nothwendigkeit gemacht werden müssen, wenn aber außer der Person Ludwig Philipp's die Männer des Juli aufgefordert worden wären, eine Wahl zu treffen, so war die Republik offenbar zu nahe und der Herzog von Reichstadt zu fern.

Indessen hatte das Barrikadenkönigthum doch gewissermaßen die volksthümliche Weihe erhalten. „Da steht die beste Republik!" hatte Lafayette gesagt und dieses Wort, welches die Geschichte aufbewahrt hat, schien für den Augenblick von Seiten der Massen die ganze Situation in sich zu begreifen. Indessen mußte doch auch die Beistimmung und Mitwirkung der Bourgeoisie constatirt werden und man wendete sich, um zu diesem Resultat zu gelangen, an den kleinen Kern von Deputirten, welcher damals die Kammer repräsentirte.

Am 3. August, dem durch die von dem König Karl X. unterzeichnete Einberufungsordonnanz festgesetzten Tage, begab sich der Herzog von Orleans in Begleitung des Herzogs von Nemours, seines zweiten Sohns, in das Palais Bourbon, wo die Pairs von Frankreich in Folge einer ziemlich bedeutsamen Neuerung des Ceremoniells eingeladen worden, ebenfalls zu erscheinen. Ein Feldstuhl stand vor dem Throne. Der Herzog von Orleans setzte sich unter lautem Vivat- und Beifallrufen auf erstern und las dann mit verhaltener Gemüthsbewegung die folgende Rede, deren Ausdrücke genugsam die Kluft bezeichneten, welche den 29. Juli vom 3. August 1830 trennte:

„Meine Herren Pairs und meine Herren Deputirten! Paris, welches durch eine beklagenswerthe Verletzung der Charte und der Gesetze in seiner

Ruhe gestört ward, vertheidigte sie mit heroischem Muthe. Während dieses blutigen Kampfes bestand keine der Garantien der geselligen Ordnung mehr. Die Personen, das Eigenthum, die Rechte, Alles, was Menschen und Staatsbürgern kostbar und theuer ist, schwebte in der drohendsten Gefahr.

„In dieser Abwesenheit jeder öffentlichen Gewalt haben sich die Wünsche meiner Mitbürger mir zugewendet. Sie haben mich würdig erachtet, mit ihnen zum Heil des Vaterlands beizutragen; sie haben mich aufgefordert, die Funktionen eines Generallieutenants des Königreichs zu übernehmen. Ihre Sache ist mir gerecht erschienen, die Gefahr unermeßlich, die Nothwendigkeit gebieterisch, meine Pflicht heilig. Ich bin mit meiner Familie in die Mitte dieses tapferen Volkes geeilt, unter jene Fahne, welche zum zweiten Mal unter uns den Sieg der Freiheit verkündet.

„Ich bin herbeigeeilt, fest entschlossen, mich Allem zu widmen, was die Umstände von mir in der Situation verlangen werden, worein sie mich versetzt haben, um die Herrschaft der Gesetze wiederherzustellen, die bedrohte Freiheit zu retten und die Rückkehr so großer Uebel unmöglich zu machen, indem wir auf immer die Macht jener Charte sichern, deren während des Kampfes angerufener Name es auch noch nach dem Siege war.

„Mit diesen Gesinnungen, meine Herren, eröffne ich diese Session. Die Vergangenheit ist mir schmerzlich. Ich beklage die Unglücksfälle, die ich gern zu verhindern gewünscht. Immitten dieser hochherzigen Erhebung der Hauptstadt und aller großen französischen Städte, bei dem Anblick der mit wunderbarer Schnelligkeit wiederkehrenden Ordnung, nach einem von jedem Exceß freien Widerstand, bewegt ein gerechter Nationalstolz mein Herz und ich blicke mit Vertrauen der Zukunft des Vaterlandes entgegen. Ja, meine Herren, es wird glücklich und frei sein, dieses Frankreich, welches uns so theuer ist; es wird Europa zeigen, daß es, einzig und allein mit seinem inneren Gedeihen beschäftigt, den Frieden eben so hoch schätzt als die Freiheit und nur das Glück und die Ruhe seiner Nachbarn will.

„Die Achtung aller Rechte, die Sorge für alle Interessen, der redliche Wille der Regierung sind das beste Mittel, die Parteien zu entwaffnen und in die Gemüther jenes Vertrauen auf die Institutionen, jene Stabilität zurückzuführen, welche die einzigen sicheren Unterpfänder des Glücks der Völker und der Macht der Staaten sind.

„Meine Herren Pairs und meine Herren Deputirten, sobald als die Kammern constituirt sind, werde ich die Abdicationsacte Sr. M. des Königs Karl X. zu Ihrer Kenntniß bringen. S. k. H. Ludwig Anton, Dauphin von Frankreich, entsagt durch dieselbe Acte ebenfalls seinen Rechten. Diese Acte ist gestern am 2. August eilf Uhr Abends in meine Hände niedergelegt worden.“

Diese unzweideutige Sprache bewies Allen, daß es in den Gedanken des Generallieutenants kein Hinderniß mehr für höhere Geschicke gab. Der

erledigte Thron konnte ihm augenscheinlich hinfort angeboten werden, ohne daß ein Weigern, ohne daß ein Zögern zu fürchten stand.

Die Exaltirten der Kammer bemerkten mit Mißvergnügen diese feierliche Erwähnung der Abdicationsacten Karl's X. und des Dauphin. Wozu eine solche Uebergabe? Bedurfte die Julirevolution einer königlichen Ratification? Wozu dieses Gebahren eines alten abgeschafften und besiegten Regime?

Die Politiker aber dachten anders und übrigens hatte der Herzog von Orleans in Bezug auf die Botschaft des Generals Latour-Foissac, den Karl X. beauftragt hatte, sich von Rambouillet nach Paris zu begeben, um ihm die Abdankungen zu überreichen, gesagt, daß er sie dem diplomatischen Corps mittheilen und dann den beiden Kammern vorlegen lassen würde, daß aber die Anerkennung der durch diese Abdankungen geschaffenen Rechte von eventuellen Umständen abhinge und im Angesicht der noch erregten Leidenschaften schwierig erschiene.

Die doppelte Erklärung, durch welche der alte König und sein Sohn dem Throne zu Gunsten eines Kindes entsagten, ward daher in dem Archiv der Pairskammer niedergelegt und in dem Moniteur abgedruckt. In Form eines Briefes abgefaßt und von Rambouillet den 2. August 1830 datirt, lautete sie folgendermaßen:

„Mein Cousin, — Ich bin zu tief bekümmert über die Uebel, welche mein Volk bedrücken oder es bedrohen könnten, als daß ich nicht hätte ein Mittel aufsuchen sollen, ihnen vorzubeugen. Ich habe deshalb den Entschluß gefaßt zu Gunsten meines Enkels, des Herzogs von Bordeaux, abzudanken. Der Dauphin*), welcher meine Gesinnungen theilt, verzichtet ebenfalls auf seine Rechte zu Gunsten seines Neffen. Sie werden daher in Ihrer Eigenschaft als Generallieutenant des Königreichs die Gelangung Heinrich's V. zur Krone zu proclamiren haben. Uebrigens werden Sie alle Sie angehende Maßregeln ergreifen, um die Regierungsformen während der Minderjährigkeit des neuen Königs zu regeln. Hier beschränke ich mich darauf, diese Willensmeinungen zu erkennen zu geben und sehe hierin ein Mittel, noch vielen Uebeln vorzubeugen. Sie werden meine Absichten dem diplomatischen Corps mittheilen und mich so schnell als möglich von der Proclamation in Kenntniß setzen, durch welche mein Enkel unter dem Namen Heinrich V. als König anerkannt wird. Ich beauftrage den General-Lieutenant Vicomte de Latour-Foissac, Ihnen diesen Brief zu überbringen.

„Ich erneuere, mein Cousin, die Versicherung der Gesinnungen, mit welchen ich bin Ihr wohlgeneigter Cousin

„Karl."

---

*) Geboren am 6. August 1775, gestorben am 3. Juni 1844.

V.

Aber die grollende gebieterische Stimme der Revolution sollte nur zu leicht die des entthronten Greises übertäuben. Die durch Führer fortwährend aufgestachelte Leidenschaft des Volkes ward plötzlich durch den Aufenthalt Karl's X. in Rambouillet und die Nähe der königlichen Truppen alarmirt. Man beschloß sofort eine Expedition gegen dieses letzte Asyl des gefallenen Monarchen. Sechs- bis siebentausend Freiwillige versammelten sich auf den Elyseischen Feldern, wo Wagen aller Art, die man zum Transport verlangt, mit Mühe zusammengebracht worden waren.

Vier zu Karl X. abgesendete Commissaire, der Marschall Maison, der Herzog von Coigny, Schonen und Odilon Barrot hatten das erste Mal nicht bis zu dem Fürsten gelangen können. Der Herzog von Orleans wollte, daß sie der Revolutionscolonne voraneilten, um Karl X. von den Gefahren in Kenntniß zu setzen, welche seine Familie und er selbst bei einem zu befürchtenden Zusammenstoße laufen könnten, ihn aufzufordern, Rambouillet so schnell als möglich zu verlassen und ihn bis an den Ort seiner Einschiffung zu begleiten.

Der Herzog von Coigny lehnte diesmal die ihm angetragene Mission ab, denn er sah ein, daß von nun an die Rolle der Commissaire keine andere mehr sei, als die von Kerkermeistern eines gefallenen Königthums. Seine drei Kollegen, der Marschall Maison, Odilon Barrot und Schonen wurden daher allein und definitiv dazu designirt. Sie reisten in aller Eile ab, versehen mit den Instructionen des Generallieutenants des Königreichs und nur wenige Stunden vor der Colonne der Pariser Freiwilligen, welche von dem General Pajol und dem Oberst Jacqueminot geführt ward, denn von Commandiren konnte keine Rede sein.

Der General Pajol hat seit jener Zeit oft die Eindrücke erzählt, welche er bei seiner Erfahrung als alter Soldat während dieser gleichzeitig lächerlichen und tollkühnen Expedition empfunden hatte. Einige Kanonenschüsse und ein Cavalerieangriff hätten hingereicht, um die buntscheckige durcheinander tobende Armee, welche er hinter sich herschleppte, über den Haufen zu werfen und vielleicht auch das fliehende Königthum an die Thore von Paris zurückzuführen. Aber die Rathschlüsse der Vorsehung sind unabänderlich. Es fand sich Niemand, der Befehl zu einem solchen Angriff gegeben oder ein einziges jener zwanzig Geschütze abgefeuert hätte, mit welchen die Gardeartillerie den Wald von Rambouillet noch besetzt hielt.

Und einige Tage später, am 14. August 1830 setzten Karl X., sein Sohn und sein Enkel, drei Generationen Könige, den Fuß auf das Schiff, welches sie nach der Freistätte trug, die ein Nachfolger Jakob's II. dem Nachkommen Ludwig's XIV. nur ungern bewilligte.

Von nun an hatte der Herzog von Orleans nur noch einen Schritt zu thun, um jenen Thron zu erreichen, den die durch ein zehntägiges Interregnum geängstete Bourgeoisie von Paris ihn dringend beschwor, aufs Schnellste einzunehmen. Den 6. August legte Bérard, der beauftragt worden, die Charte von 1814 in aller Eile zu modificiren, der Kammer das von ihm redigirte Project vor.

Die Vorlesung dieses verstümmelten Werkes, welches „die Charte von 1830" heißen sollte, ward mit lautem Beifall aufgenommen und man beeilte sich, eine Commission zu ernennen, welche den neuen Constitutionsentwurf begutachten sollte.

Mittlerweile umtobte das Volk, welches sich nun an die Emeute gewöhnt hatte und noch nicht an seinen Herd zurückgekehrt war, die Kammer und ließ fortwährend den Ruf hören: „Nieder mit der Erblichkeit der Pairswürde!" Mit jedem Augenblick vermehrte sich die Menge in der Umgebung des Palais Bourbon und ihre Haltung ward immer drohender. Bald gab sich auf den Bänken der Kammer eine lebhafte Aufregung kund. Man sprach davon, eine Anrede an die Emeute zu halten. Girod (de l'Ain), Labbey de Pompières, Benjamin Constant, erschienen nach der Reihe vor den Rotten, forderten sie auf, auseinander zu gehen und die Deputirten ungestört und in voller Freiheit berathen zu lassen. Der erstere ward nicht gehört, die beiden andern wurden blos applaudirt.

Endlich erschien Lafayette. Im Angesicht dieser noch lebhaften Popularität schwieg die Emeute. Sie begriff übrigens, daß Lafayette seine eigene Sprache reden würde und dieselbe lautete in der That folgendermaßen:

„Meine Freunde," sagte er, „Ihr wißt, daß ich der Feind der Aristokratien bin, denn sie sind das schlechteste Element der Institutionen. Keine Erblichkeit der Pairswürde mehr! Aber ich mache aus dieser Zusammenrottung eine persönliche Frage. Wenn irgend eine Gewaltthätigkeit ausgeübt würde, so würde sie in diesen ruhmreichen Tagen, wo die Rechte und die Freiheiten Aller triumphirt haben, mein Herz aufs Schmerzlichste betrüben. Möge mein Name Euch einiges Vertrauen einflößen. Ich habe mein ganzes Leben dem Streben gewidmet, mich dessen würdig zu machen. Wenn es mir gelungen ist, so höret mich und entfernt Euch."

Dieser bekannten Stimme gehorchte die Emeute. Sie zerstreute sich und ließ die Deputirten friedlich ihr Werk beenden, mit dem Vorbehalt, daß sie es achtzehn Jahre später auf dieselbe Weise und an derselben Stelle wieder zerstörten.

Uebrigens war es die höchste Zeit, daß das Volk sich von dem Palais Bourbon entfernte, wo die Aufregung mit jeder Minute stieg. „Es ist ein Skandal," rief Girod (de l'Ain), „die Kammer läßt sich dominiren; wir haben nicht den einen Despotismus gestürzt, um uns einem zweiten unterzuordnen!" Und eine Stimme antwortete auf diese heftige Klage mit jenem

Worte, welches weit weniger Entrüstung als Schwäche verrieth: „Wir müssen uns entfernen."

Allmälig stellte sich die Ruhe wieder her; man erwartete ungeduldig den Bericht der Commission, mit dessen Redaction Dupin beauftragt worden war. Dupin erschien endlich Abends halb zehn Uhr, um seinen Bericht vorzulesen und einige Deputirte, denen viel daran lag, ihrer zweideutigen Situation, denn sie waren Constituenten ohne Mandat, ein Ende zu machen, verlangten die sofortige Discussion. Auf die lebhaften Vorstellungen Benjamin Constant's jedoch erklärte sich die Kammer für die Berathung am nächstfolgenden Tage. Eine solche Discussion durfte in der That nicht escamotirt erscheinen und die Sache war ernst genug, um die Vermeidung eines jeden Anscheins von Leichtsinn räthlich erscheinen zu lassen.

Am 7. August halb neun Uhr Morgens übernahm Laffitte, einer der Vicepräsidenten, den Vorsitz. Die Eröffnung der Sitzung, die anfangs auf zehn Uhr festgesetzt worden, war auf eine frühere Stunde bestimmt worden, um die Auftritte des vergangenen Tages so viel als möglich zu vermeiden und die Deputirten hatten durch eine während der Nacht ihnen in ihre Wohnung gesendete Notiz davon benachrichtigt werden müssen. Nach einigen von Cormenin und Demarçay an den Präsidenten gerichteten protestirenden Worten begann die Discussion über den am Abend vorher vorgetragenen Commissionsbericht.

De Conny ergriff zuerst das Wort, indem er an das Prinzip der Legitimität erinnerte, welches in dieser Charte geschrieben stehe, für welche das Volk von Paris sich geschlagen und indem er zugleich das Gespenst des Bürgerkrieges und des Krieges mit dem Auslande heraufbeschwor.

„Ich will das Unglück nicht verhöhnen," antwortete ihm Benjamin Constant, „aber ich sage, daß eine Versöhnung über so vielen tausend Leichen unmöglich ist."

Hyde de Neuville sprach seinerseits sein Bedauern in muthigen und bitteren Worten aus. Berryer bestand auf der Incompetenz der Kammer, welche ohne spezielles Mandat, indem sie den Thron thatsächlich und von Rechtswegen für erledigt erklärte, sich die Macht anmaßen würde, den König in Frankreich zu wählen.

„Ich will," sagte De Corcelles, „daran erinnern, daß in ähnlichen Umständen wie die, in welchen wir uns befinden, das englische Parlament auch ein Kind hatte, dessen Legitimität angerufen ward, aber dennoch glaubte es, es sei besser, ein erbliches Oberhaupt aus der Hand des Volkes zu nehmen. Ich trage deshalb auf Schluß der Debatte an."

Sie ward auch in der That bald geschlossen und ohne irgend ein Kennzeichen von Größe dargeboten zu haben. Die Sachlage war ohne Zweifel schön, aber die gewissermaßen durch ihre Plötzlichkeit überraschten Menschen wußten sich nicht bis zu ihr zu erheben. Die den ersten Theil

von Bérard's Antrag bildende Declaration ward sofort mit der nachstehenden unleugbar sehr geschickten Fassung angenommen: „In Erwägung der gebieterischen Nothwendigkeit, welche aus den Ereignissen des 27., 28. und 29. Juli und aus der allgemeinen Lage hervorgeht, in welche Frankreich sich in Folge der Verletzung der constitutionellen Charte versetzt sieht; in fernerer Erwägung, daß in Folge dieser Verletzung und des heroischen Widerstandes der Bürger von Paris der König Karl X., der Dauphin Ludwig Anton und alle Mitglieder der älteren Linie des königlichen Hauses in diesem Augenblicke das französische Gebiet verlassen, erklärt die Kammer der Deputirten, daß der Thron thatsächlich und von Rechtswegen erledigt und daß es unumgänglich nöthig ist, weitere Vorkehrung in dieser Beziehung zu treffen."

Hierauf ging man zur Discussion der einzelnen Artikel der revidirten Charte über. Einige davon besaßen eine Wichtigkeit, welche ohne Zweifel eine längere Prüfung nöthig gemacht hätte, aber, wir wiederholen es, man hatte Eile, damit zu Stande zu kommen und die Revolution wollte nicht, daß man sie warten ließe.

So war die katholische Religion nicht mehr Staatsreligion, sondern einfach die der Mehrzahl der Franzosen; man unterdrückte den Artikel 14 der Charte; man ward Wähler mit zwanzig Jahren, wählbar mit dreißig; die unter der Regierung des Königs Karl X. geschehenen Ernennungen zur Pairswürde wurden für null und nichtig erklärt. Zuletzt beschloß man im Prinzip mit Vorbehalt der späteren Formulirung in besonderen Gesetzen: die Verantwortlichkeit der Minister, die Anwendung der Geschwornengerichte auf politische Vergehen, die Reorganisation der Nationalgarde, neue Departements- und Municipalinstitutionen, die jährliche Bewilligung des Armeecontingents, die Wiedererwählung der in Staatsdiensten stehenden Deputirten, die Bedingungen eines neuen Wahlgesetzes und die Freiheit des Unterrichts.

Der Antrag Bérard ward in seiner Gesammtheit mit 219 Stimmen gegen 33 angenommen. Zweihundert und neunzehn Stimmen gründeten also die Monarchie von 1830. Besser wäre es für sie gewesen, wenn sie sich muthig an die Urwählerversammlungen gewendet hätten; die Basis war zu schmal, als daß man hätte hoffen können, ein Gebäude von langer Dauer darauf zu errichten. Dieser ursprüngliche Fehler mußte auf die ganze Existenz dieser Monarchie der Auskunftsmittel Einfluß äußern und dennoch ist, beeilen wir uns es zu sagen, nicht er es, dem man ihren Fall zuschreiben muß.

Alles war vollbracht. Die Kammer beschloß, sich unverweilt und zu Fuße nach dem Palais Royal zu begeben, um dem Herzog von Orleans die so eben beschlossene Declaration zu überreichen. Die mit dreifarbigen Bändern geschmückten Deputirten, die zwischen zwei Spalieren Nationalgarde eine Kolonne von vier Mann hoch bildeten, setzten sich daher unter den Klängen

der Marseillaise nach dem Palais Royal in Bewegung. Laffitte verlas die Erklärung. Der Herzog von Orleans antwortete, daß er, obschon erfüllt von den Erinnerungen, welche ihn stets hätten wünschen lassen, niemals auf den Thron berufen zu werden, frei von Ehrgeiz und an das friedliche Leben gewöhnt, welches er in seiner Familie führte, dennoch nicht die Empfindungen verhehlen könne, welche bei diesen gewaltigen Ereignissen sein Herz bewegten. Die Liebe zu seinem Vaterlande aber beherrschte sie alle. Er begriffe, was diese ihm vorschriebe und würde es zu vollenden wissen.

An demselben Tage um neun Uhr Abends versammelte sich die Pairskammer unter dem Vorsitze Pasquier's. Einhundertundvierzehn Pairs waren bei dieser Sitzung zugegen. Dem Hohne des Volks preisgegeben, unehrerbietig verlassen von der allmächtigen Deputirtenkammer, welche ohne ihre Mitwirkung über den Thron verfügt, konnte die decimirte und hinfort alles Glanzes entkleidete Pairie ihre bedrohte Würde nur noch mit Mühe wahren. Indessen, es gelang ihr und sie verdankte dieses Resultat zum großen Theile der Haltung des so erfahrenen Mannes, der ihr in Abwesenheit des Kanzlers Dambray präsidirte.

Die Pairskammer gewährte einen traurigen Anblick. Sie fühlte die Schmach, welche ihr angethan worden und übrigens war für eine große Anzahl Pairs der Druck, der auf ihrem Beschlusse in einer so ernsten Frage wie der Wechsel einer Dynastie zu lasten schien, etwas sehr Schmerzliches.

Die Sitzung ward eröffnet. Der Herzog von Choiseul verlangte, daß man ohne Discussion zur Abstimmung schritte; der Herzog von Broglie aber bekämpfte diesen Vorschlag und seine Meinung drang durch. Nun wendeten sich alle Blicke nach der Seite, wo Chateaubriand *) saß. Man wußte nämlich, daß der große Autor einen beredten Protest zu Gunsten des Prinzips der Legitimität vorbereitet hatte. Man hätte auch wissen können, daß in den durch den Herzog von Orleans und Madame Adelaide veranlaßten Unterredungen dem geschmeichelten und geliebkosten Chateaubriand die Wahl zwischen einem Portefeuille und dem Gesandtschaftsposten in Rom freigestellt worden war, wenn er sich dazu verstünde, die schon so ernsten Ereignisse nicht durch den Sturm seines auf die öffentliche Meinung stets so gewaltigen Eindruck äußernden Wortes noch mehr zu verwirren. Der berühmte Schriftsteller hatte sich nur zu Einem verstanden, nämlich zur Milderung der Ausdrücke seiner Rede im Interesse des Landes selbst, welches sich von der furchtbaren Erschütterung, die es erfahren, kaum wieder erholt hatte.

„Meine Herren," sagte er, nachdem er scharfsinnig die Bürgschaften der Dauer, Kraft und Ruhe erörtert, welche eine Republik oder eine Monarchie Frankreich gewähren konnten, „Karl X. und sein Sohn sind gefallen

---

*) Geboren am 4. September 1768, gestorben am 24. Juni 1848.

oder haben abgedankt, wie Sie es nun nehmen wollen. Aber der Thron ist nicht vacant. Nach ihnen kam ein Kind, will man seine Unschuld verdammen? Welches Blut schreit heute gegen diesen Prinzen? Wagen Sie vielleicht zu sagen: das seines Vaters? Diese in den Schulen des Vaterlandes, in der Liebe zur constitutionellen Regierung und in den Ideen ihres Jahrhunderts erzogene Waise hätte ein König werden können, welcher den Bedürfnissen der Zukunft entsprochen hätte. Seinen Vormund hätte man die Erklärung beschwören lassen sollen, über welche Sie abzustimmen im Begriff stehen; zur Volljährigkeit gelangt, würde der junge Monarch den Schwur erneuert haben. Der gegenwärtige König, der wirkliche König, wäre der Herzog von Orleans gewesen, der Regent des Königreichs, ein Prinz, der unter dem Volke gelebt hat und welcher weiß, daß die Monarchie heutzutage nur eine Monarchie der Uebereinstimmung und der Vernunft sein kann. Diese natürliche Combination wäre mir als ein großes Mittel zur Versöhnung erschienen und würde vielleicht Frankreich jene Unruhen erspart haben, welche die Folge gewaltsamer Veränderungen in einem Staate sind. Weit entfernt aber von mir ist der Gedanke, den Saamen der Zwietracht im Lande streuen zu wollen und eben deshalb habe ich aus meiner Rede auch jeden leidenschaftlichen Ton entfernt. Wenn ich die innige Ueberzeugung besäße, daß ein Kind in den dunklen und glücklichen Regionen des Lebens gelassen werden muß, um die Ruhe von dreiunddreißig Millionen Menschen zu sichern, so würde ich jedes Wort, welches mit dem Bedürfniß der Zeiten im Widerspruch stünde, als ein Verbrechen betrachtet haben. Aber ich habe diese Ueberzeugung nicht. Wenn ich das Recht hätte, über eine Krone zu verfügen, so würde ich sie gern zu den Füßen des Herzogs von Orleans niederlegen. Aber ich sehe in Saint Denis nur eine Gruft und nicht einen Thron."

Was aber vermochte diese edle Sprache gegen die materielle Macht einer halbvollendeten Thatsache? Der berühmte Redner hatte eine große Wahrheit gesagt, während er zugleich eine große Pflicht erfüllte. Seine beredte Stimme blieb ohne Wiederhall. Neunundachtzig Stimmen gegen zehn nahmen die Bestimmungen der Erklärung der Deputirtenkammer an, mit Ausnahme des Artikels über die Ausschließung der unter Karl X. ernannten Pairs, welchen Punkt sie „der hohen Weisheit des Generallieutenants des Königreichs" anheimstellten. Vierzehn Pairs hatten bei dieser feierlichen Abstimmung unbeschriebene Zettel in die Urne gethan.

Und zwei Tage später, Montag am 9. August, begab sich der Herzog von Orleans abermals in die Kammer der Deputirten, welche diesmal zu einer königlichen Sitzung hergerichtet war. Hier, umgeben von seinen beiden ältesten Söhnen, den Herzögen von Chartres*) und von Ne-

---

*) Geboren am 3. September 1810, gestorben am 13. Juli 1842.

mours*), in Gegenwart seiner Schwester Madame Adelaide, welche aufmerksam und stolz, der Herzogin von Orleans**), welche niedergeschlagen und träumerisch ausschauete, der drei Prinzessinnen, seiner von Jugend und Schönheit strahlenden Töchter, im Angesicht der großen Staatskörper, beschwur er die neue Charte und hörte sich zum König der Franzosen proclamiren. Diesen Schwur hat er gehalten und dennoch ist diese Krone wieder seinem Haupte entfallen. Kann es wohl etwas grausamer Unlogisches geben? Und — es ist dies eine traurige Wahrheit — wenn der Herzog von Orleans seine Krone verlor, so geschah es nicht, weil er sie übel erworben, sondern weil er sie gleich Karl X. nicht zu vertheidigen wußte. Es scheint leider, als ob um unsere gebrechliche Natur noch mehr zu demüthigen, die Moral ganz aus der Geschichte verschwände, als ob der letzte Grund des Gelingens unabänderlich Schlauheit und Gewalt wären.

Der neue König, der mit dem Namen Ludwig XIX. und Philipp VII. begrüßt ward, besaß den Ehrgeiz aller Gründer von Dynastien; er wollte Niemandem nachfolgen und ließ sich daher Ludwig Philipp I. nennen.

---

*) Geboren am 25. October 1814.
**) Geboren am 26. April 1782.

Zweites Buch.

I. Ernennung eines definitiven Ministeriums. Seine Zusammensetzung. Aeußere Frage. Haltung der Regierung und des Volkes von England der Julirevolution gegenüber. Brief von Ludwig Philipp an den Kaiser Nikolaus. Preußen u. Oesterreich. Außerordentliche Gesandte. Dankbarkeit des Königs Ludwig Philipp. — II. Neue Männer. Die Departements des Innern und des Krieges. Graf Molé für die auswärtigen Angelegenheiten. Dupont (de l'Eure) und der Magistrat. Odilon Barrot, Präfect des Seinedepartements. Die geheimen Gesellschaften. Bestrebungen Mina's in Spanien. — III. Verhaftung von vier Ministern Karl's X. Tod des Herzogs von Bourbon im Schlosse von Saint Leu. — IV. Die Legitimisten, die Republikaner, die Bonapartisten. Ludwig Philipp den Parteien gegenüber. Sein Privatleben. Der Herzog von Orleans. Der Herzog von Nemours. Verschiedene Nuancen im Ministerium.

I.

Der neue König war ein zu erfahrener Politiker, um sich nicht vor allen Dingen mit der durch die Julirevolution auf die auswärtigen Mächte hervorgebrachten Wirkung und mit der Anerkennung seiner in den Augen der Könige Europas mit einem angebornen Makel behafteten Dynastie zu beschäftigen. Diesem Ideengange zufolge waren es die beiden wichtigsten europäischen Höfe, Großbritannien und Rußland, auf welche seine Aufmerksamkeit sich sofort lenken mußte. Es war für ihn wichtig, bei dem einen oder bei dem andern einen Stützpunkt zu finden und wenn man nicht ihre doppelte Mitwirkung hoffen konnte, so mußte wenigstens die Situation so rasch als möglich klar gemacht werden, um sich ein rationelles Allianzsystem zu schaffen.

Das war es, was Ludwig Philipp thun wollte, sobald als seine Regierung gebildet war und thätig zu sein begann. Wir werden später wieder auf die größtentheils vortrefflichen Elemente zurückkommen, die er unter seiner Hand vereinigt fand und mit deren Hülfe er diese schwierige Aufgabe verwirklichen konnte. Auf dem Stadthause waren provisorische Commissaire zur Besetzung der Ministerien bestimmt worden; die Wahl eines definitiven Kabinets aber war eine Sache von natürlich weit größerer

Bedeutung. Seine Zusammensetzung bot die eigenthümlichen Gegensätze dar, welche aus den verschiedenen Rücksichten einer so abnormen Situation hervorgingen.

Demzufolge wurden durch Ordonnanz vom 11. August 1830 ernannt: Dupont (de l'Eure) für das Departement der Justiz, General Gérard für das des Krieges, Graf Molé für die auswärtigen Angelegenheiten, Graf Sebastiani für die Marine, der Herzog von Broglie für das Departement des öffentlichen Unterrichts mit dem Vorsitz im Staatsrath, Guizot für das Departement des Innern und der Baron Louis für die Finanzen.

Jacques Laffitte, Casimir Périer, Dupin der Aeltere und Baron Bignon wurden Minister ohne Portefeuille.

Ganz gewiß würde es unter allen andern Umständen sehr sonderbar geschienen haben, den Namen Dupont's (de l'Eure), des Veterans der Revolution, auf einer und derselben Ministerliste mit Namen zu sehen, welche wie Molé, Guizot und Broglie ganz vorzüglich die monarchische Macht und Autorität repräsentirten, und die Anwesenheit von Laffitte und Casimir Périer konnte ebenfalls zu eigenthümlichen Bemerkungen Anlaß geben. Wir haben indessen schon gesagt, die Situation legte gebieterische Verbindlichkeiten auf und übrigens waren zu jener Zeit der Julirevolution die Meinungsverschiedenheiten, welche später zwischen der Partei der Bewegung und der des Widerstandes so grell hervortraten, noch nicht offen vorhanden. Bei dem Heraustreten aus einem gemeinschaftlichen Kampfe, aus einer gemeinsamen Gefahr weichen dergleichen Unterschiede in den Hintergrund zurück.

Unter den Individualitäten, welche das neue Königthum umgaben, gehörten die einen zur Zahl der Staatsmänner, die andern zur Zahl der Parteimänner. Man wird als Agitator oder Conservativer, als Gegner der Staatsgewalt oder als Vertheidiger der Autorität geboren und es ist selten, daß man nicht bis an's Ende seiner Carriere dem Drängen des politischen Temperamentes folgt, mit welchem man von Haus aus begabt worden ist. Die Staatsmänner sind geschaffen, um zu befestigen und wieder aufzubauen, ebenso wie die Parteimenschen geschaffen sind, um zu zerstören und umzustürzen. Eine ziemliche Anzahl dieser letztern suchte sich an den neuen König zu drängen und es war für Ludwig Philipp, der die Charaktere sehr gut zu beurtheilen verstand, keine kleine Schwierigkeit, von seiner Politik allmälig jene Menschen zu entfernen, deren Verlockungen so gefährlich hätten werden können. Man hat dies Undankbarkeit genannt, es war aber weiter nichts als Klugheit.

Sobald als das Ministerium und die großen Administrationen gebildet waren, beschäftigte sich der König, wie wir gesagt haben, ausschließlich mit der äußern Frage. Die Revolution von 1830 mußte in England ein um so größeres Aufsehen erregen, als dieses ernste Ereigniß zu einer

Zeit eintrat, wo eine offenbar kühle Stimmung zwischen dem Kabinet von London und dem der Tuilerien herrschte. Die stolze Haltung, welche die Regierung der Restauration Großbritannien gegenüber angenommen hatte, war in der That nicht das, was die Engländer gehofft hatten.

Zwei Thatsachen ganz besonders hatten die Empfindlichkeit Englands verletzt: der trotz seiner Bemühungen unternommene spanische Krieg, und die fortwährenden Weigerungen, welche die französischen Gesandten Polignac und Laval den von dem Kabinet von St. James in Bezug auf das gegenseitige Durchsuchungsrecht gestellten Forderungen entgegensetzten, welches Recht England in der Absicht beanspruchte, um den Negerhandel zu unterdrücken — eine sehr delikate Frage, auf welche wir später ausführlicher zurückkommen.

Aber bald war auch ein in ganz anderer Beziehung wichtiger Umstand hinzugetreten, der diese Gereiztheit noch vermehren mußte. Man sprach nämlich zum ersten Male auf offizielle Weise von dem Wunsche der französischen Regierung, eine Expedition gegen Algier zu unternehmen. Wir gehen ein wenig tiefer in diese Frage ein, um die Haltung der englischen Regierung, der französischen gegenüber im Augenblick der Julirevolution richtig zu würdigen.

Nach einer dreijährigen unnützen Blokade und als neue Uebergriffe den gemeinen Schimpf erschwert hatten, den der Dey von Algier unserem Consul angethan, hatte die französische Regierung, die übrigens mit den fortwährend steigenden Verlegenheiten, auf die sie im Innern stieß, lebhaft beschäftigt war, beschlossen, ohne weiteren Verzug eine Expedition gegen dieses Piratennest abzusenden und einige Körner des glorreichen Staubes von Carthago in die Wagschale der Parteien zu werfen.

Der von Mehemed Ali gemachte Vorschlag, gegen eine Beihülfe an Geld und an Schiffen den Angriff auf die Algierer zu Wasser und zu Lande zu übernehmen und auf diese Weise die französische Ehre zu rächen, ward daher definitiv zurückgewiesen. Frankreich sollte sich gefaßt machen, seine eigene Sache selbst zu vertheidigen.

Von diesem Augenblick an entspann sich ein sehr lebhafter Notenwechsel zwischen London und Paris. Lord Stuart de Rothsay, Gesandter in Frankreich, erhielt von dem Earl von Aberdeen den Befehl, Herrn von Polignac die folgende kategorische Frage vorzulegen: „Worin würden in dem Falle, daß die gegen die Regentschaft von Algier vorbereitete Expedition einen vollständigen Sieg erränge, die weiteren Absichten der französischen Regierung bestehen?“ Und Herr von Laval ward beauftragt, Lord Aberdeen die folgende Antwort mitzutheilen: „Wenn der sich jetzt vorbereitende Kampf die Auflösung der gegenwärtigen Regierung von Algier herbeiführen sollte, so würde der König, dessen Absichten ganz uneigennützig sind, sich mit seinen Alliirten über die neue Ordnung der Dinge be-

rathen, welche zum größten Vortheile der Christenheit und zu Erreichung des gesteckten dreifachen Ziels einzuführen sein würde."

Lord Aberdeen erklärte, daß das englische Kabinet vollkommen an die uneigennützigen Absichten Frankreichs glaube. Dennoch meinte er, daß man sich wahrscheinlich nicht blos vorgenommen habe, von dem Dey von Algier Genugthuung zu erhalten, sondern ihm auch eine Züchtigung zuzufügen und wunderte sich übrigens, daß im Laufe dieser Unterhaltung nicht ein einziges Mal die Rede von der ottomanischen Pforte gewesen, deren Vasall der Dey von Algier im Grunde genommen doch nur sei. Der englische Minister suchte mit einem Worte von Seiten des Herrn von Polignac eine genaue Erklärung in Bezug auf die Occupation und den Besitz des Küstengebiets von Algier herbeizuführen, Polignac aber, der fortwährend ausweichend antwortete, beschränkte sich darauf, dem Kabinet von London zu melden, daß er ein Memoire abfassen würde, in welchem der Zweck des Unternehmens klar ausgedrückt werden sollte. Dennoch schrieb Lord Aberdeen am 3. Mai 1830 an Lord Stuart:

„Wenn die Absichten der französischen Regierung so rein sind, als Herr von Polignac vorgiebt, so ist, wie uns scheint, für ihn kein Hinderniß vorhanden, uns über diesen Punkt vollständige Zufriedenstellung zu geben. Es würde zu diesem Zwecke blos einer kurzen und bestimmten Erklärung bedürfen. Dieses Mittel würde mir viel angemessener und besonders weit loyaler erscheinen, als das feierliche Manifest, welches der Fürst von Polignac, wie er Ihnen erklärt, nach dem Wunsche seiner allerchristlichsten Majestät zu veröffentlichen beabsichtigt. In dem Falle, daß die ersten Auseinandersetzungen noch nicht an den französischen Gesandten in London abgesendet sein sollten, werden Eure Excellenz sich bemühen, ohne Verzug Herrn von Polignac zu sprechen, um ihm die Gefahren eines längern Schweigens vorzustellen. Nach dem, was geschehen ist, darf der französische Minister sich nicht wundern, wenn wir uns mißtrauisch zeigen, und er muß die Verantwortlichkeit fürchten, welche die Folgen eines solchen Standes der Dinge ihm zuziehen könnten."

Die nachfolgende Depesche des Fürsten von Polignac an Herrn von Laval beantwortete die des Lord Aberdeen auf folgende Weise:

„Der König, der seine Absichten nicht mehr darauf beschränkt, Genugthuung für die speziellen Beschwerden Frankreichs zu erhalten, hat beschlossen, die Expedition, deren Vorbereitung er anbefohlen, der ganzen Christenheit zum Nutzen angedeihen zu lassen und deshalb die definitive Vernichtung der Seeräuberei, die unbedingte Aufhebung der Christensklaverei und die Abschaffung des Tributs, den die christlichen Mächte der Regentschaft von Algier zahlen, als das Ziel und den Preis seiner Bestrebungen festzustellen."

Mit dieser Erklärung durchaus nicht zufrieden, glaubte das englische Kabinet neue Erklärungen von Frankreich verlangen zu müssen. Es be-

diente sich sogar in diesem Falle unfreundlicher Formen, welche seine Gereiztheit errathen ließen; die Haltung der französischen Minister aber war fortwährend ruhig und würdevoll. Vergebens versuchte Lord Stuart allerhand Einschüchterungsmethoden; er erreichte damit weiter nichts, als daß er, besonders von Baron d'Haussez, Antworten provocirte, welche für seinen Stolz mehr als einmal verletzend sein mußten. Uebrigens war das französische Kabinet in seinen Verschweigungen um so fester, als eine hohe politische Combination es drängte, das Bündniß, welches es mit Rußland verband, noch enger zu knüpfen.

Die Einnahme von Algier rief in London eine allgemeine Gährung hervor. Die volksthümlichen Befürchtungen sprachen sich sogar sehr bald offen in dem Hause der Lords aus, wo der Marquis von Lansdowne den Herzog von Wellington über diesen Gegenstand interpellirte.

„Ich hoffe," sagte er am Schlusse seiner Rede, „daß der Einfluß der Regierung auf eine für England gewinnbringende Weise geübt werde und daß, welchen Entschluß man auch in Bezug auf Algier gefaßt, Frankreich nicht allein den Nutzen davon habe." Charakteristische Worte, welche beweisen, daß die auswärtigen Höfe sich dem Glauben zuneigten, auf die Einnahme von Algier werde blos eine Occupation wie die von Spanien und Morea folgen, das heißt, Frankreich werde auch diesmal um Europas willen und in einer bloßen ritterlichen Aufwallung sein Blut vergossen und unendliche Opfer gebracht haben!

Der Herzog von Wellington, welcher sorgfältig die Schwierigkeiten der ihm bereiteten Situation umging, begnügte sich zu antworten, daß die Regierung keiner der Pflichten untreu werden würde, welche die Ehre des Landes bei dieser Gelegenheit ihr auflegte.

Man begreift, daß unter solchen Umständen die Julirevolution in England einen weiten Nachhall finden mußte. Der Eindruck, den sie auf der andern Seite des Kanals hervorrief, war so groß und die Sympathien, die sie in dem englischen Volke anregte, waren von der Art, daß es, seine alten historischen Rivalitäten und seine angeerbten Vorurtheile vergessend, freiwillige Subscriptionen zu Gunsten der Opfer dieser Revolution eröffnete und Glückwünschungsadressen an das französische Volk unterzeichnete.

Das Terrain war demnach auf dieser Seite vollkommen vorbereitet und Ludwig Philipp hatte es wohl verstanden. Um aber einen Stützpunkt bei dieser Nation zu suchen und zu finden, deren Politik und Stolz durch die Regierung der Restauration verletzt worden waren, galt es, einen geschickten und geübten Vermittler zu wählen, der Denen angenehm wäre, zu welchen man ihn schickte, einen Bevollmächtigten, der von den Menschen und Dingen dieses exceptionellen Landes ganz genaue Kenntniß hätte.

Gleich von Anfang an hatte der König sein Augenmerk auf den Fürsten von Talleyrand gerichtet und dieser geschickte Diplomat sich in einer geheimen Unterredung im Voraus bereit erklärt, den schwierigen und wich-

tigen Posten anzunehmen, den Ludwig Philipp ihm bereits im Stillen vorbehalten. Fügen wir, indem wir den Thatsachen ein wenig vorgreifen — denn diese Ernennung erfolgte am 4. September 1830 — hinzu, daß nur der persönlichen Initiative des Königs, und trotz der in dem Kabinet durch Dupont (de l'Eure), Laffitte und Bignon mehr oder weniger lebhaft formulirten Opposition, der Fürst von Talleyrand die Ehre verdankte, unter diesen schwierigen Umständen Frankreich in London zu repräsentiren. Durch ihn sollte die englische Allianz gesucht und befestigt werden; er war, so zu sagen, die Verkörperung derselben und übrigens trug diese bedeutsame Wahl nicht wenig dazu bei, den Kaiser von Rußland definitiv von der französischen Regierung zu entfernen, für welche er nur einen instinktartigen Widerwillen hatte, einen Widerwillen, der durch die Politik der Interessen sehr leicht zu bekämpfen gewesen wäre.

Mittlerweile ward der General Baudrand als außerordentlicher Gesandter nach England geschickt, um hier die Thronbesteigung Ludwig Philipp's zu melden, und die Engländer empfingen ihn mit der ganzen Freude, welche der Sturz der Regierung Karl's X. in ihnen erweckte.

Gleichzeitig aber wünschte der aus den Julibarrikaden hervorgegangene König einen directen Versuch bei dem Kaiser Nikolaus I. zu machen. Der General Athalin ward daher beauftragt, nach St. Petersburg den nachfolgenden eigenhändigen Brief zu überbringen, dessen allgemein dem Grafen Molé zugeschriebene Redaction von dem König sorgfältig durchgesehen und sogar, wie man sagt, dem russischen Gesandten zu Paris, Pozzo di Borgo, mitgetheilt worden war:

„Mein Herr Bruder, — Ich melde Eurer Majestät meinen Regierungsantritt durch den Brief, welchen der General Athalin Ihnen in meinem Namen überreichen wird. Dabei aber fühle ich zugleich das Bedürfniß, mich mit unumwundenem Vertrauen über die Folgen der Katastrophe auszusprechen, die ich so gern zu verhindern gewünscht hätte.

„Schon seit langer Zeit bedauerte ich, daß der König Karl und seine Regierung nicht einen Weg verfolgten, der besser geeignet gewesen wäre, der Erwartung und den Wünschen der Nation zu entsprechen; dennoch aber war ich weit entfernt, die ungeheuren Ereignisse vorauszusehen, welche so eben geschehen sind, und ich glaubte sogar, daß in Ermangelung dieser offenen und loyalen Bewegung im Geiste der Charte und unserer Institutionen ein wenig Klugheit und Mäßigung hinreichend gewesen wäre, um diese Regierung noch lange so fortgehen zu lassen, wie sie eben ging. Seit dem 8. August 1829 aber hatte die Zusammensetzung des neuen Ministeriums mich sehr beunruhigt. Ich sah, wie sehr diese Zusammensetzung bei der Nation verhaßt und verdächtig war und ich theilte die allgemeine Unruhe in Bezug auf die Maßregeln, die wir davon zu erwarten hatten. Nichtsdestoweniger haben die Anhänglichkeit an die Gesetze und die Liebe zur Ordnung in Frankreich solche Fortschritte gemacht, daß der Widerstand gegen dieses

Ministerium die parlamentarischen Bahnen sicherlich nicht verlassen hätte, wenn nicht dieses Ministerium selbst in seinem Wahnsinne das verhängnißvolle Signal durch die verwegenste Verletzung der Charte und durch die Aufhebung aller Bürgschaften unserer Nationalfreiheit gegeben hätte, für welche jeder Franzose bereit ist, sein Blut zu vergießen. Kein Exceß ist auf diesen furchtbaren Kampf gefolgt.

„Kaum zu vermeiden aber war, daß daraus eine Erschütterung in unserm gesellschaftlichen Zustande hervorging, und dieselbe Exaltation der Gemüther, welche sie von so vielen Unordnungen zurückgehalten hatte, drängte sie gleichzeitig zu Versuchen in politischen Theorien hin, welche Frankreich und vielleicht ganz Europa in das furchtbarste Unglück gestürzt haben würden. In dieser Situation, Sire, wendeten sich Aller Augen auf mich. Die Besiegten selbst haben mich für ihr Heil nothwendig geglaubt. Noch mehr war ich dies vielleicht deswegen, damit die Sieger den Sieg nicht ausarten lassen möchten. Ich habe daher diese edle und mühevolle Aufgabe übernommen und allen persönlichen Rücksichten Schweigen geboten, welche vereint mich wünschen ließen, dieser Aufgabe überhoben zu sein, weil ich fühlte, daß das mindeste Zaudern von meiner Seite die Zukunft Frankreichs und die Ruhe aller unserer Nachbarn gefährden könnte. Der Titel eines Generallieutenants, welcher alles in Frage gestellt ließ, erregte ein gefährliches Mißtrauen und man mußte sich beeilen, aus dem provisorischen Zustand herauszukommen, sowohl um das nöthige Vertrauen einzuflößen, als um jene Charte zu retten, deren Erhaltung so wesentlich ist, deren Wichtigkeit der hochselige Kaiser, Ihr erhabener Bruder, so wohl kannte und die sehr gefährdet gewesen wäre, wenn man die Gemüther nicht schnell zufriedengestellt und beruhigt hätte.

„Es wird dem Scharfsinne und der hohen Weisheit Ihrer Majestät nicht entgehen, daß es, um dieses heilsame Ziel zu erreichen, sehr wünschenswerth ist, daß man die Angelegenheiten von Paris unter ihrer wahren Gestalt betrachte und daß Europa, indem es den Beweggründen, die mich geleitet, Gerechtigkeit widerfahren läßt, meine Regierung mit dem Vertrauen umgiebt, welches einzuflößen sie das Recht hat. Ihre Majestät möge geruhen, nicht zu übersehen, daß ich, so lange der König Karl über Frankreich regiert hat, der unterwürfigste und treueste seiner Unterthanen gewesen bin und daß ich es nur in dem Augenblick, wo ich die Thätigkeit des Gesetzes gelähmt und die Ausübung der königlichen Autorität gänzlich vernichtet sah, für meine Pflicht gehalten habe, mich dem Wunsche der Nation zu fügen und die Krone anzunehmen, zu der ich berufen worden bin. Auf Sie, Sire, hält Frankreich seine Augen ganz besonders gerichtet. Es liebt, in Rußland seinen natürlichsten und mächtigsten Verbündeten zu sehen; als Bürgschaft dafür betrachte ich den edlen Charakter und alle die Eigenschaften, welche Ihre kaiserliche Majestät auszeichnen. Ich bitte Sie

die Versicherungen der hohen Achtung und der unverbrüchlichen Freundschaft zu genehmigen, mit welcher ich bin

„mein Herr Bruder

„Ihrer kaiserlichen Majestät guter Bruder

„Ludwig Philipp."

Dieser Brief war geschickt abgefaßt. Ohne Zweifel hätte man einige freiwillig ungenaue Behauptungen darin rügen können. So war es z. B. nicht wahr, unter andern Dingen zu sagen: „Die Besiegten selbst haben mich für ihr Heil nothwendig geglaubt." Aber wenn man auch diese kleinen Ungenauigkeiten einräumt, so bezeichnet dieser Brief doch auf wunderbar richtige Weise die Stellung, welche der neue König den absolutistischen Großmächten gegenüber einnehmen wollte, so wie alle die Concessionen, die er bereit war, den alten monarchischen Prinzipien in der Absicht und in der Hoffnung zu bringen, bald sich regelmäßig unter den Souverainen den Platz eingeräumt zu sehen, auf den er im Namen einer siegreichen Revolution Anspruch machte. Wir werden später erzählen, wie der Kaiser Nikolaus auf dieses Entgegenkommen antwortete.

Der General Bellard und der Graf von Lobau wurden beauftragt, der erstere nach Wien, der zweite nach Berlin die Notification von der Thronbesteigung Ludwig Philipp's zu überbringen. In Berlin wie in Wien wurden sie gut aufgenommen. Der König von Preußen und der Kaiser von Oesterreich hatten sich mit dem russischen Hofe verständigt, sobald die Nachricht von der Julirevolution ihnen zugegangen war, und ihre beinahe gleichlautende Antwort war, daß sie sich in diesem Falle nicht von ihren Mitunterzeichnern der Wiener Tractate trennen würden, daß ihnen aber die Anerkennung des neuen Königs nicht zweifelhaft erschiene, weil die Existenz dieser Verträge nach ihrer Ansicht dadurch nicht gefährdet werde. In Wien, in Berlin und London bestand man übrigens darauf, daß es für die Regierung Ludwig Philipp's nothwendig sei, dem Strome der Revolution einen Damm entgegenzusetzen, wobei man zugleich die Furcht zu erkennen gab, ihn selbst von diesem raschen und reißenden Strome mit fortgerissen zu sehen, dessen Zurücklenken stets so schwierig und gefährlich ist.

Der General Bellard war beauftragt worden, bei seinen Unterredungen mit dem Fürsten von Metternich zwei sehr delikate Punkte zu berühren. Der erste betraf den Herzog von Reichstadt, der zweite die ältere Linie der Bourbons. Karl X. hatte in der That von Oesterreich ein Asyl verlangt, dessen Verweigerung die Familienbande nicht gestatteten, und was den Sohn Napoleon's betraf, so begann die bonapartistische Partei, welche sich durch die Schnelligkeit der Ereignisse, zu deren Ausgang sie durch Theilnahme an dem Kampfe beigetragen, überrumpeln lassen, Verbindungen in Wien anzuknüpfen, wohin sie zahlreiche Emissaire geschickt hatte. Der Herzog von Reichstadt war von ihnen umgeben und während dieser Zeit schrieb der

König Joseph Bonaparte*) aus den Vereinigten Staaten an den General Lafayette, um gleichzeitig die Aufhebung des Verbannungsgesetzes, welches seine Familie betroffen, und einen Aufruf an das französische Volk über die Wahl des neuen Souverains zu verlangen, den es, wie er hörte, sich zu geben im Begriff stand, wobei er hinzufügte, daß er „gegen jede von politischen Körpern getroffene Wahl protestire, wenn dieselben nicht von der Nation die Vollmachten erhalten hätten, welche diese allein das Recht habe zu geben."

Die beiden Antworten des österreichischen Kabinets waren gleich günstig. Einerseits machte es sich verbindlich, die legitimistischen Intriguen, welche den Zweck hätten, eine dritte Restauration der ältern Linie der Bourbons herbeizuführen, zu überwachen und zu unterdrücken. Andererseits versprach es, sich redlich jedem Versuche zu widersetzen, welcher den Zweck hätte, die Hoffnungen der bonapartistischen Partei dadurch aufzurichten, daß man den Namen oder die Person des Herzogs von Reichstadt an die Spitze stellte. Es machte dagegen eine einzige und zwar sehr natürliche Bedingung, nämlich daß die neue französische Regierung die österreichische Herrschaft in Italien auf keine Weise zu stören suche.

Die Herren von Montesquiou in Rom und in Neapel, von Montebello in Madrid, von der Moskowa in Stockholm, von Marmier und von Bouillé in Mitteldeutschland fanden ebenfalls einen Empfang, welcher verrieth, wie sehr die europäischen Kabinette ganz im Gegensatz zu ihrer frühern Politik — einer für ihre materiellen Interessen allerdings sehr verderblichen Politik — gegenwärtig geneigt waren, die vollendeten Thatsachen egoistisch hinzunehmen, vorausgesetzt, daß die neuen Regierungen ihre alten Rechte respectirten. Diese Wahlen waren in dem Sinne glücklich, als sie Europa wahrhafte Bürgschaften der Dauer und monarchischen Ordnung boten.

Lord Stuart de Rothsay übergab sein Beglaubigungsschreiben am 31. August 1830 und in den drei Monaten, welche auf dieses Datum folgten, erkannten die sämmtlichen Mächte die Juliregierung an, indem sie Gesandte bei Ludwig Philipp accreditirten, nur mit Ausnahme des Herzogs von Modena und Rußlands, welches letztere durch dieses Zögern die geringe Sympathie ausdrücken wollte, welche ihm, abgesehen von ihrem Ursprunge, die Regierung einflößte, deren erste Annäherungsbestrebungen ganz offen Großbritannien gegolten hatten.

Dies war das glückliche Gelingen der Regierungsanfänge Ludwig Philipp's, aber dennoch war es unvollständig, wie jedes Werk menschlicher Voraussicht und Politik.

---

*) Geboren 1768, gestorben 1844.

II.

Die junge Generation, die besonders deshalb liberal geworden war, weil die Restauration nicht verstanden hatte, sich sie durch Aemter oder Gunstbezeigungen zu eigen zu machen, bot der Juliregierung einen Kern von Männern, die muthig, intelligent und neu waren, wie sie selbst. Es war dies für sie ein sehr günstiger Zufall, ein sehr seltener Zufall, den sie aber mit Geschick, sicherem Blick und Kenntniß der individuellen Fähigkeiten auszubeuten wußte.

Unter den Männern, welche größtentheils die ersten Sporen sich in der Presse verdient und deren verschiedene Fähigkeiten man bei der activen oder consultativen Verwaltung des Landes verwendete, unterschied man Thiers, Mignet, Tanneguy Duchatel, de Salvandy, de Kératry, Villemain, Bertin de Vaux, Saint Marc Girardin, Charles Renouard, die zu Staatsräthen oder Requetenmeistern ernannt wurden; Arnault, de Norvins, Amédée Thierry, Mazères, Romieu, Leon Thiessé, Gauja, Präfecten oder Unterpräfecten in den Departements, die sich kaum von der ersten Erschütterung einer so plötzlichen Revolution erholt hatten.

Guizot, dieser wirkliche Staatsmann, der noch nicht das ganze Maß seiner Kräfte entfaltet hatte und dessen eigenthümliches Schicksal war, während der achtzehn Jahre der Regierung, die der Sturz seines Ministeriums dennoch auf so verhängnißvolle Weise beschließen sollte, fortwährend an politischer Bedeutung zuzunehmen, Guizot, sagen wir, bemühte sich mitten unter dem Drängen der exaltirten Partei eine Verwaltung der Departements zusammenzusetzen, welche vom Gesichtspunkte der socialen Situation, der Ehrenhaftigkeit und der Fähigkeit nicht einen zu grellen Contrast mit dem Verwaltungspersonal der Restaurationsregierung darböte. Eine schwierige und undankbare Aufgabe, die er nur halb erfüllen konnte, wenn er nicht sofort seine ganze Popularität verlieren wollte.

Der General Gérard ging im Ministerium des Kriegs mit derselben Schonung und Vorsicht zu Werke, wie sein College des Innern, aber seine Aufgabe sollte noch schwieriger werden. Alle Offiziere, welche 1815 aus dem Dienste getreten waren, sämmtliche jungen Helden der Barrikaden von Paris machten Ansprüche geltend, deren Beseitigung nicht immer möglich war, weil sie ihre Wurzeln in der Reaction hatten, die damals vor sich ging. Dabei waren sie gleich unfähig, die einen, weil sie vergessen, die andern, weil sie noch nichts gelernt hatten. Der General Dubourg hatte sich genöthigt gesehen, seinen durch den Zufall erlangten Epauletten wieder zu entsagen und die Freigebigkeit Ludwig Philipp's ihm trotz seiner unziemlichen Haltung eine bescheidene Stellung gesichert. Aber nicht alle Ansprüche durften mit einer und derselben Strenge behandelt werden und viele stützten sich im Gegentheil auf Rechte, welche nur der Parteigeist verkennen

konnte. Einige wahrhaft billige und angemessene Entschädigungen würdiger Offiziere der alten Armee wurden unter der Administration des Grafen Gérard unter den Wahlen bemerkt, die ihm nur zu oft durch die politischen Nothwendigkeiten der Epoche auferlegt wurden.

In den auswärtigen Angelegenheiten fand Molé, dessen Eintritt in das Ministerium von den Repräsentanten der europäischen Mächte als ein Unterpfand der Ordnung und der Stabilität begrüßt worden war, sein Departement durch die Entlassungen einer ziemlich großen Anzahl innerer und äußerer Agenten fast ganz desorganisirt. Als Mann der Tradition und von administrativer Erfahrung zögerte er nicht, die Lücken auf passende Weise auszufüllen und alle unsere Beziehungen zum Auslande auf gutem, dienstgemäßem Fuße wieder herzustellen. Herr d'Hauterive, die menschgewordene Wissenschaft der Diplomatie, war an demselben Tage gestorben, wo der Moniteur die Ordonnanzen veröffentlichte. De Bois-le-Comte, Chef der ersten Abtheilung, ein scharfsinniger und gelehrter Geist, welcher sich später der Julirevolution näherte, hatte sich, eben so wie De Vielcastel, De Flavigny, De Circourt und De Tamister, zurückgezogen. Serrurier sollte Bois-le-Comte ersetzen. Cintrat und Leclerc traten an die Stelle von Flavigny und Circourt. Zuletzt folgten Bresson und Emanuel de Grouchy in der Eigenschaft von Kabinetschefs auf Tamister und Lavallette.

Im Auslande hatten die Inhaber der großen Gesandtschaften natürlich ihre Entlassung gegeben. Da sie der Dynastie eben so ergeben waren, als dem Vaterlande, so fühlten sie sich in ihren Gefühlen eben so verletzt, als in ihrer Politik. Die Herren de Montmorency-Laval, de la Ferronnays, de Rayneval, de Mortemart, d'Agoult, de Blacas, de Saint-Priest, Gesandte oder Minister in London, in Rom, in Wien, in Petersburg, in Berlin, in Neapel und in Madrid — um nur von den vornehmsten Posten unserer europäischen Diplomatie zu sprechen — zögerten nicht, ihre Functionen niederzulegen. Mortemart und Rayneval waren die einzigen von diesen, welche sich später der neuen Staatsgewalt näherten. Der erste in Folge der Vermittlerrolle, die er in den letzten Stunden des Königthums Karl's X. gespielt, der zweite, dessen Name in unserer neueren diplomatischen Geschichte so oft ehrenvolle Erwähnung findet, weil er zu jener Gruppe von Beamten gehörte, welche, unter allen Regierungsformen nothwendig, sich mehr mit den Geschäften als mit den Revolutionen zu thun machen — aufgeklärte Staatsdiener, welche man im Interesse des Dienstes selbst gern ihren Theil Thätigkeit und Verantwortlichkeit wieder auf sich nehmen sieht.

In dem Departement der Justiz hätte Dupont (de l'Eure), der mit seinem liberalen Grolle die Beamten der Restauration verfolgte, dieselben gern sammt und sonders dem hungrigen Drängen geopfert, welches täglich und stündlich auf ihn einstürmte. Zum großen Glück fand das heilsame Prinzip der Unabsetzbarkeit in Dupin dem Aelteren einen beredten und

muthigen Vertheidiger. Es war dies eine der besten, ja vielleicht die allerbeste der Handlungen seines politischen Lebens. Gelehrter Jurist und bekannt und gefürchtet wegen seiner zuweilen unfreiwilligen, oft aber auch berechneten Derbheit hat Dupin der Monarchie von 1830 wirkliche Dienste geleistet, aber auch, wie so viele Andere, zu ihrem Sturze beigetragen, ohne es zu wissen und zu wollen.

Dupin und Persil hatten sich seit ihrem Besuche in Neuilly während der Julitage gegenseitig versprochen, daß dieser Schritt, so weit derselbe sie persönlich berührte, vollkommen uneigennützig sein sollte und daß sie von der neuen Regierung kein Amt annehmen würden. Bei aller menschlichen Redlichkeit aber sind dies doch Schwüre, welche zu halten unmöglich ist, wenn man sich mitten in eine Revolution hineingeschleudert steht, an der man einen mehr oder weniger unmittelbaren, mehr oder weniger thätigen Antheil genommen hat. Dupin ward bald zu dem Amte eines Generalprocurators am Cassationshofe berufen und Persil mußte das eines Generalprocurators am königlichen Gerichtshofe von Paris annehmen, um Bernard (von Rennes) zu ersetzen, der unmittelbar nach der Julirevolution zu diesem Posten berufen worden. Wir werden noch näher angeben, unter welchen Umständen die Ernennung Persil's stattfand. Das wichtige Amt eines Generalsecretairs im Departement der Justiz ward Joseph Mérilhou anvertraut.

Girod (de l'Ain), Rath am königlichen Gerichtshofe von Paris, war zum Polizeipräfecten ernannt worden. Odilon Barrot ward einige Tage nach seiner Rückkehr von Cherbourg Präfect des Seinedepartements. Sagte dieses Amt aber wohl dem Oppositionsgeiste und der allen Details feindseligen Natur des ehrenwerthen Deputirten zu? Man wollte in diesem schwierigen Posten des Seinepräfecten nur die politische Seite sehen und man hatte Unrecht. Konnte übrigens Barrot, der sich bis jetzt als loyaler aber consequenter Gegner des Prinzips der Regierungsautorität gezeigt, plötzlich der geachtete und überzeugte Vorkämpfer dieses freilich am Tage nach einer solchen Revolution so heilsamen Prinzipes werden? Es giebt, wie wir schon gesagt haben, unter den Politikern zwei scharf getrennte Klassen. Die eine zerstört blindlings oder stürzt um, und die andere erhält und baut wieder auf. Odilon Barrot gehörte nicht dieser letzteren Kategorie an und Ludwig Philipp wußte das auch sehr wohl. Aber er begriff auch, daß Barrot den Posten, den er ihm so unter dem Drängen der Ereignisse und der Menschen des Augenblicks anvertraute, nicht lange behalten würde und es war ihm nicht unlieb, ihn auf diese Weise gleich von vorn herein abnutzen zu können, wie er später mit so vielen Andern that.

Uebrigens begann die verborgene Regierung der geheimen Gesellschaften neben der regelmäßigen Regierung sich zu begründen und thätig zu sein. Die Julirevolution, welche von der kleinen Gruppe der Parteigänger der Republik für eine verfrühte Bewegung erklärt ward, schien ihr nur der

erste Schritt des Volkes von Paris auf der Bahn der Insurrection zu sein. Der Sturz des Throns Karls X. und die gewaltsame Veränderung der Dynastie waren in ihren Augen nur Vorspiele, aber kostbare Vorspiele der Aufregung und der Unordnung. Die von Ludwig Philipp usurpirte Königswürde erschien ihr nur als die erste Station der zur Republik führenden Straße und die der monarchischen Gesellschaft durch die drei Kampf- und Barrikadentage, welche die ganze revolutionäre Kraft des so leicht beweglichen Volkes von Paris gezeigt, mitgetheilte Erschütterung war schon eine unermeßliche Thatsache im Interesse der republikanischen Sache.

Seltsam! Lafayette hatte die Monarchie von 1830 angenommen und so zu sagen eingeführt und dennoch autorisirten sich schon die Agitatoren durch seinen Namen und durch seine Popularität und eben so gingen von seinem Hause die Emissäre aus, welche beauftragt waren, die Insurrection in's Ausland zu tragen. Der General Mina*) war einer der Ersten, welcher unter dieser trügerischen Gönnerschaft Lafayette's einen Invasionsversuch in Spanien organisirte. Vergebens hatte der Marschall Gérard**), bei welchem Mina vor seiner Abreise eine Audienz verlangt hatte, ihn schwören lassen, „nichts zu brüskiren und sich jeder Unternehmung zu enthalten, bis Frankreich dem übrigen Europa gegenüber eine klare Stellung eingenommen hätte." Mina überschritt, vielleicht durch die Seinigen mit fortgerissen, die spanische Grenze. Zwei Insurgentenführer, der Oberst Valdès und der General Chapalangarra, waren seiner Bewegung noch vorausgeeilt. Letzterer ward getödtet, ersterer geschlagen und über die Bidassoa zurückgeworfen. Mina selbst, der sich anfangs Irun's bemächtigt hatte, konnte den königlichen Truppen nicht widerstehen und entrann, lebhaft verfolgt, nur mit Mühe.

Dies war der Ausgang jener Expedition, begünstigt durch die Pariser Clubs, welche ganz erstaunt waren zu sehen, daß die alte spanische Monarchie den zu ihrer Unterwerfung ausgesendeten Abenteurern nicht sofort ihren Degen aushändigte.

III.

Die vormaligen Minister Karl's X., Peyronnet, Chantelauze und Guernon-Ranville, waren durch die Nationalgarde von Tours auf ihrer Flucht festgenommen worden. Der Fürst von Polignac, welchen man in der Normandie ebenfalls angehalten, ward eben so wie jene nach Vincennes gebracht. Es war dies eine Verwickelung, welche der König vorausgesehen,

---

*) Geboren 1784 bei Pampeluna, gestorben in Barcelona am 24. December 1836.

**) Graf Gérard war wenige Tage nach der Julirevolution zum Marschall ernannt worden.

die er gefürchtet hatte und vom ersten Augenblick an stellte er sich die eben so großmüthige als schwierige Aufgabe, diese vier Köpfe der im Voraus durch republikanische Agitatoren aufgeregten Volkswuth zu entreißen.

Aber ein anderes noch unerwarteteres und schmerzlicheres Ereigniß äußerte eine ergreifende Wirkung auf Ludwig Philipp, indem es von Seiten seiner politischen Feinde die böswilligsten Deutungen, die häßlichsten Verleumdungen hervorrief.

Am 27. August 1830 brachte ein in aller Eile abgesendeter Courier in das Palais Royal die seltsame Nachricht von dem Selbstmorde des Herzogs von Bourbon*), des letzten der Condé. Wie hatte ein solches Ereigniß stattfinden können? Durch welches Zusammentreffen von Umständen war es herbeigeführt worden?

Die Revolution, welche abermals jenen ältesten Zweig der königlichen Familie verbannt hatte, mit welchem sich seine Neigungen und seine Erinnerungen eng verknüpften, hatte den Herzog von Bourbon sehr schmerzlich getroffen. Sein Kopf und sein Herz, die beide davon berührt worden, konnten nur mit Mühe einem Schlage widerstehen, der ihn nur zu peinlich an die schweren Prüfungen seiner Jugend erinnerte. Bei der Nachricht von der Abreise Karl's X. hatte sich eine große Unruhe seiner bemächtigt. Welches Verfahren sollte er auch in der That einhalten? Und war der Platz des letzten Condé nicht bei seinem unglücklichen König? Auch hatte der Prinz schon seit den ersten Tagen des August 1830 den Plan gefaßt, Saint Leu, die Residenz, welche er damals bewohnte, zu verlassen und Karl X. nachzueilen. Dieses anfangs aufgegebene, dann wieder aufgenommene Project hatte er zwei Personen seines Hauses, dem Kapitän Choulot, und seinem ersten Kammerdiener Manoury mitgetheilt. Der Baron von Surval, Hausintendant des Prinzen, hatte ebenfalls Befehl bekommen, eine Million in Bankbillets zu seiner Verfügung zu halten und zwei Mal mußten Reisewagen fertig angespannt in nicht weit von Saint Leu entfernten Dörfern warten.

Am 11. August des Morgens bemerkte man, daß der Herzog von Bourbon eine leichte Wunde an der Schläfe hatte und daß eins seiner Augen mit Blut unterlaufen zu sein schien. Mit der ihm gewohnten ehrerbietigen Vertraulichkeit stellte Manoury eine indirecte Frage und der sichtbar verlegene Prinz antwortete ausweichend, er habe sich an einem neben seinem Bette stehenden Möbel verletzt, eine sehr unwahrscheinliche Erklärung, der man aber später eine wirkliche Wichtigkeit zugestehen mußte.

Um dieselbe Zeit erhielt der Herzog von Bourbon einen Besuch von der Königin Marie Amalie. Sie brachte ihm tröstliche Worte, aber sie war auch beauftragt, ihm im Namen des Königs die neuen Insignien des

---

*) Geboren am 13. April 1756, gestorben am 27. August 1830.

Großkreuzes des Ordens der Ehrenlegion zu überbringen und hatte ihm bemerklich gemacht, daß man wünschte, ihn einmal in der Pairskammer seinen Sitz einnehmen zu sehen. Dieser ihm zu verstehen gegebene Wunsch Ludwig Philipp's beunruhigte den Greis aufs Höchste. Sobald als daher die Königin, deren Gegenwart sein Gemüth gleichwohl beschwichtigte und beruhigte, sich von Saint Leu entfernt hatte, rief er abermals seinen Vertrauten, den Kapitän Choulot, zu dem er, indem er eine lebhafte Conversation wieder aufnahm, sagte: „Man will, daß ich in der Pairskammer figurire; dies ist unmöglich! Mein Entschluß ist gefaßt — ich werde abreisen."

Am 25. August, dem Tage des heiligen Ludwig, kamen die Behörden von Saint Leu, um den Prinzen zu beglückwünschen und die Einwohner schlossen sich durch eifrige Demonstrationen der Huldigung an, die man ihm auf diese Weise darbrachte. Er schien davon gerührt zu sein, aber mehrmals wendeten sich seine Gedanken Denen zu, welche man auf dieselbe Weise gefeiert hatte und die dennoch jetzt die bittere Frucht der Verbannung schmeckten.

Endlich am 26. Morgens schien der Prinz heftig aufgeregt zu sein. Ziemlich lebhafte Worte wurden zwischen ihm und der Baronin von Feuchères gewechselt, einer Favoritin, die schon seit langen Jahren ein vollständiges Uebergewicht über ihn gewonnen hatte. Handelte es sich um die projectirte Abreise? Hatte sich plötzlich ein anderer Grund der Uneinigkeit herausgestellt? Niemand weiß es, nur so viel ist gewiß, daß in Folge dieses plötzlichen Wortwechsels der sehr aufgeregte Prinz einen Courier nach Chantilly schickte, um dem Kapitän Choulot zu melden, daß er sich sofort nach Saint Leu zu begeben habe. Der treue Diener gehorchte in der That den Befehlen seines Herrn und es war das Stelldichein des Todes, zu welchem er auf diese Weise berufen worden.

Am Abend desselben Tages stattete Herr de Cossé, der in dem Hause Karl's X. eine hohe Charge bekleidet hatte, dem Prinzen einen Besuch ab. Er ward zum Diner behalten und sprach während der Mahlzeit von den unedlen Karikaturen auf die königliche Familie, welche die Regierung mit tadelnswerther Schwäche frei auf den Straßen verkaufen ließe. Diese Conversation schien auf den Herzog von Bourbon einen sehr peinlichen Eindruck zu machen. Indessen setzte er sich nach seiner Rückkehr in den Salon wie gewöhnlich mit der Baronin von Feuchères und den Herren de Préjean und de la Villegontier, Edelleuten seines Hauses, an den Whisttisch. Er verlor, bezahlte nicht, und machte, indem er sich entfernte, um sich in sein Schlafzimmer zu begeben, seinen in dem Vorzimmer stehenden und über den niedergeschlagenen Ausdruck seines Blickes verwunderten Leuten eine ungewohnte Geberde mit dem Kopfe, gleichsam als ob er ihnen ein stummes Lebewohl sagen wollte.

Die Nacht verging, ohne daß irgend ein Geräusch die Ruhe des

Schlosses gestört hätte. Der Herzog von Boubon, welcher sich schweigsam verhalten hatte, während sein Leibchirurg und der dienstthuende Kammerdiener wie gewöhnlich seine Nachttoilette in den Stand setzten, hatte gesagt, daß man am nächsten Morgen acht Uhr zu ihm kommen solle.

Zu der bezeichneten Stunde klopfte der Kammerdiener Lecomte an die Thür, welche von innen verriegelt war; da der Prinz jedoch die Stimme nicht erhob, so entfernte sich der Diener und kam ein wenig später in Begleitung des Chirurgen wieder. Man pochte abermals — dasselbe Schweigen. Lecomte holt nun Frau von Feuchères, welche halb angekleidet nach dem Zimmer des Herzogs eilt, indem sie sagt: „Er wird meine Stimme hören, er wird öffnen!“ Sie ruft in der That, erhält aber keine Antwort. Die Unruhe steigt. Manoury, dem man einen eisernen Hebel gebracht hat, zerschlägt und sprengt den unteren Theil der Thür und kriecht dann von Lecomte und dem Chirurgen begleitet in das Zimmer. Eine einzige Kerze brannte hinter einem Lichtschirm im Innern des Kamins. Ihr zweifelhafter Schein gestattete den Körper des Herzogs von Bourbon wahrzunehmen, welcher mittelst zweier durcheinander gesteckter Schnupftücher an dem Wirbel eines der Fenster hing. Manoury öffnet sofort das ihm gegenüber befindliche und die nun aufgeriegelte Thür läßt die Personen ein, welche angstvoll und unruhig in dem Ankleidekabinet warteten. Von ihrem Beichtvater zurückgehalten, bleibt die Baronin von Feuchères halb ohnmächtig darin zurück.

Der Prinz hing, wie wir eben gesagt haben, mittelst zweier Taschentücher am Fensterwirbel. Die äußerste Spitze seiner Füße berührte leicht den Teppich, so daß ein weniger bejahrter und weniger schwacher Mann als er sehr leicht den Todesqualen hätte entgehen können. Diese Haltung der Leiche nahm die in dergleichen Dingen nicht erfahrene Dienerschaft höchlich Wunder und gleich vom ersten Augenblick an zögerten einige der alten Diener des Herzogs, welche, indem sie ihn verloren, nicht blos einen Herrn, sondern auch einen Wohlthäter einbüßten, in ihrem Schmerze nicht, das beklagenswerthe Ende des letzten der Condé einem Verbrechen beizumessen. Ein in einiger Entfernung von dem Entseelten umgeworfen liegender Stuhl schien zur Ausführung — mochte dieselbe nun gewesen sein, von welcher Art sie wollte — dieses beklagenswerthen Drama's gedient zu haben.

Die Civil- und Gerichtsbehörden nahmen ein Protokoll über den Befund auf und ließen die Leiche abschneiden. Der König schickte sofort Pasquier, De Semonville und Chauchy, den Präsidenten *), Oberreferendar und Archivarsecretär der Pairskammer in Begleitung seines Adjutanten Romigny und seines Secretärs Guillaume nach Saint Leu.

*) Der Kanzler Dambray hatte sich zurückgezogen.

Die dem neuen König feindseligen Parteien verfehlten, wie man sich leicht denken kann, nicht, von diesem tragischen Ereigniß Nutzen zu ziehen. Sie machten sich zum Echo der verzweifelten Anklagen, welche der Ueberraschung und dem Schmerze einiger der Diener des Herzogs von Bourbon entschlüpft waren. Für sie war der Tod dieses Prinzen nothwendig das Ergebniß eines Verbrechens.

Auf welchen Grundlagen ruhete nun aber diese Anklage, welche man sich nicht scheute, bis auf das Oberhaupt des Staates selbst zurückzuführen? Wir wollen es in wenig Worten sagen.

Seit dem Jahre 1827 hatte die Baronin von Feuchères die Idee gehabt, durch den Herzog von Bourbon einen der Söhne Ludwig Philipp's, den Herzog von Aumale *), adoptiren zu lassen, der dann den Namen Condé geerbt haben würde. Der Zweck der Frau von Feuchères war wahrscheinlich — die Geschichte muß alle menschlichen Berechnungen in Anschlag bringen — sich in der zweideutigen Stellung, die sie sich geschaffen, die moralische und materielle Stütze einer so hochstehenden Familie zu sichern. Der Herzog von Bourbon, der sich geschmeichelt fühlte, den berühmten Namen seiner Ahnen vererben zu können, nahm die ersten Eröffnungen, welche die Frau, die seine Neigung besaß, über diesen delikaten Gegenstand versuchte, günstig auf. Der Herzog von Orleans seinerseits, Vater einer zahlreichen Familie und übrigens sehr damit beschäftigt, das Vermögen wieder herzustellen und zu vermehren, welches er seinen Kindern hinterlassen wollte, nahm mit Freuden die Hoffnung auf das glänzende Erbtheil an, welches dereinst dem Herzog von Aumale einen gewaltigen Reichthum, von einem berühmten Namen begleitet, sichern sollte.

Am 30. August 1829 unterzeichnete der Herzog von Bourbon ein Testament, durch welches er den Herzog von Aumale zu seinem Universalerben einsetzte und der Baronin von Feuchères für ungefähr zehn Millionen Mobilien und Immobilien vermachte.

Welches Interesse aber hätte nun wohl diese letztere gehabt, mit oder ohne die Theilnahme des Königs Ludwig Philipp, einen Greis, ihren Wohlthäter, meuchelmorden zu lassen? Vielleicht das, ihn zu verhindern, daß er, indem er Frankreich verließe, das dem Herzog von Aumale günstige Testament zerrisse und zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux ein anderes unterzeichnete? Sie wußte wohl, daß in dem, was sie persönlich anging, die Gesinnungen des gegen sie immer so zärtlichen und so schwachen Prinzen unveränderlich wären und folglich hätte diese Frau in einem fremden Interesse und blos zum größeren Vortheil eines Andern gewagt, ein solches Verbrechen zu begehen und zugleich ihr unermeßliches Vermögen und ihr Leben aufs Spiel zu setzen? Ein solcher Grad von Selbstverleugnung und Unklugheit kommt nur in Romanen vor. Das Urtheil würde allen-

*) Geboren am 16. Januar 1822.

falls ein nutzenbringendes Verbrechen einräumen, aber mit der Idee eines solchen Mordes ohne Gewinn kann es sich unmöglich befreunden.

Was den König Ludwig Philipp betraf, so konnte der Vortheil, den er von diesem reichen, obschon mit ungeheuern Schulden belasteten Erbe für seinen Sohn ziehen konnte, wohl kaum nur einen Augenblick lang den unermeßlichen Makel aufwiegen, der durch die schlauen, aber lügenhaften Parteigerüchte seinem kaum erst aufgerichteten Throne angeheftet ward.

Das Zimmer des Prinzen war von innen so verschlossen, daß man, um hineinzugelangen, die Thür einschlagen mußte. Die Untersuchung der Lokalbehörden und die von Bernard begonnene, später von Persil fortgesetzte, gerichtliche Erörterung führte zu dem Schlusse, daß hier ein Selbstmord vorliege und dasselbe war der Fall mit dem Bericht der Chirurgen Marc, Pasquier und Marjolin, welche beauftragt waren, die Besichtigung des Körpers vorzunehmen. Endlich fand man in dem Kamin zerrissene Papiere von der Hand des Prinzen beschrieben und deren vor zahlreichen Zeugen zusammengesetzte Stücken das folgende Ganze darboten, eine seltsame aber frappante Enthüllung des geistigen Zustandes, in dem der unglückliche Greis sich befunden hatte:

„Saint Leu gehört dem König Philipp. Verbrennt oder plündert weder das Schloß noch das Dorf; thut Niemandem etwas zu Leide, weder meinen Freunden, noch meinen Leuten. Man hat Euch über mich getäuscht; es bleibt mir nichts übrig, als zu sterben, indem ich dem französischen Volke und meinem Vaterlande Glück und Gedeihen wünsche.

„Lebt wohl auf immer.

„L. H. J. de Bourbon,
„Prinz von Condé.

N. S. „Ich wünsche in Vincennes an der Seite meines unglücklichen Sohns begraben zu werden."

Ganz gewiß waren diese Beweise von der Art, daß sie alle Wohlmeinenden und Unbefangenen überzeugen mußten. Aber wo bleibt die Unbefangenheit, die Gewissenhaftigkeit in Gegenwart des Parteigeistes? Man machte eine Kriegswaffe aus dem Tode des Herzogs von Bourbon und man bediente sich dieser furchtbaren Waffe, um das Königthum von 1830 gleich bei seinem Beginn anzugreifen.

Gott verhüte, daß wir versuchen sollten, uns hier zum Vertheidiger einer schlechten Sache aufzuwerfen und in irgend einem Interesse, wenn auch nur indirect, das Andenken des Herzogs von Bourbon zu schwärzen. Die Geschichte aber darf niemals auf ihre Rechte verzichten. Gewissenhafte Nachforschungen haben uns die unerschütterliche Ueberzeugung gegeben, daß der Tod des Prinzen nicht das Resultat eines Verbrechens war. Der Haß der Parteien hat sich oft genug gekühlt, es ist daher Zeit, daß endlich auch die geschichtliche Wahrheit sich Bahn breche. In einer ehrgeizigen Verblendung, welche sich aus der menschlichen Schwäche leicht erklärt, konnte

Ludwig Philipp sich wohl eine Krone anmaßen, als Fürst hatte er sehr schwache Seiten, als schlichter Bürger aber hat er sich immer und in der That als das gezeigt, was seine Feinde niemals haben zugeben wollen — als einen ehrlichen Mann, der nicht fähig war, zu Gewaltthätigkeit oder gar zu Meuchelmord seine Zuflucht zu nehmen.

Ganz gewiß, wenn in dem häuslichen Drama von Saint Leu irgend ein Argument uns hätte bewegen können, den Gedanken an einen freiwilligen Tod fallen zu lassen, so wäre es folgendes gewesen, obschon es mehr dem Gefühl als der Logik angehört: „Ein Condé hängt sich nicht."

Nein, ohne Zweifel, ein Condé hängt sich nicht, aber dies gilt nur dann, wenn er frei von marternden Gedanken sich des vollen Gebrauchs aller seiner Geisteskräfte erfreut.

IV.

Die einen Augenblick lang durch den raschen Ausgang dieser eigenthümlichen Revolution betäubten Parteien begannen daher das Haupt wieder emporzuheben und nach dem Sturz der neuen Staatsgewalt zu trachten. Die natürliche Folge einer siegreichen Empörung ist die, daß sie neue Empörungen vorbereitet. Dies ist die unerbittliche Logik, welcher sich jede Staatsgewalt unterwerfen muß, die aus einer volksthümlichen Erhebung hervorgegangen ist.

Die Gegner des Königthums von 1830 sahen sich von nun an in drei Kategorien getheilt: die Anhänger der Legitimität, welche man, je nach ihren speziellen Tendenzen, Karlisten oder Henriquinquisten nannte, die Bonapartisten und die Republikaner. Von ihrem ersten Erstaunen zurückgekommen und nach der Haltung der südlichen und westlichen Departements Frankreichs begreifend, daß die Pariser Bewegung, durch welche der Thron der älteren Linie der Bourbons so rasch umgestürzt worden, dieses letztere Resultat nur in Folge der der Hauptstadt zugestandenen politischen Centralisation hervorgebracht hatte, suchten sie gleichzeitig den Provinzialgeist wieder zu beleben, um gewisse Mittelpunkte der Thätigkeit die activen Kräfte der royalistischen Partei zu gruppiren und die Männer und Handlungen der neuen Staatsgewalt lächerlich zu machen. Die Keckheit und der Eifer der legitimistischen Presse stieg mit jedem Tage höher.

Die Republikaner, welche man künftig in Socialisten und in Politiker theilen mußte, hatten nicht wie die ersten sich mit ihrer Organisation zu beschäftigen. Diese lag schon dem Prinzipe nach in den geheimen Gesellschaften, welche das monarchische Gebäude der Restauration heimlich unterminirt hatten. Die Gesellschaft Hilf Dir selbst und der Himmel wird Dir helfen hatte in ihren früheren Kämpfen mit der Staatsgewalt eine große Berühmtheit erlangt. Um sie herum gruppirten sich

andere noch gefährlichere Associationen, weil ihr hinfort ganz bestimmtes Ziel der Sturz der monarchischen Regierung zu Gunsten einer mehr oder weniger radicalen republikanischen Staatseinrichtung war. So bildeten sich die Association der Schulen, die Gesellschaft der Ordnung und des Fortschritts, ganz besonders aber die nur zu bekannte Gesellschaft der Volksfreunde, deren Thätigkeit sich in allen insurrectionellen Bestrebungen wiederfindet, welche während der letzten Regierungsjahre Ludwig Philipp's zu Tage traten. Diese letztere Gesellschaft hatte die Maurerloge absorbirt, welche den Namen Loge der Wahrheitsfreunde führte.

Schon am Tage nach der Julirevolution begannen diese verschiedenen Associationen thätig zu sein und die Gesellschaft der Volksfreunde, deren Versammlungslokal in der Rue Montmartre lag, verursachte durch die Lebhaftigkeit und das Wesen ihrer leidenschaftlichen Discussionen der Regierung ernste Befürchtungen. Alle Abende bildeten sich zahlreiche Versammlungen in der Rue Montmartre vor dem Hause, wo der durch die Gesellschaft gegründete Club seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Es war dies so zu sagen eine permanente Revolution und es dauerte nicht lange, so beschäftigte sich der König Ludwig Philipp mit dieser speziellen Angelegenheit so lebhaft, daß er darüber mit dem Generalprocurator Bernard sprach und ihm die Anwendung des Artikel 291 des Criminalgesetzbuches über die unerlaubten Verbindungen und Versammlungen als unumgänglich nothwendig bezeichnete. Bernard jedoch erklärte, daß nach seiner Ansicht Artikel 291 nicht mehr existire, seitdem die neue Charte das Versammlungsrecht anerkannt habe und daß er für seine Person niemals seine Einwilligung zur Anwendung dieses Artikels geben würde. Nun ließ der König, ängstlich und mißvergnügt, Persil rufen, der Advocat und Mitglied der Deputirtenkammer war. In einer lebhaften Unterredung fragte er ihn, ob seine Bedenklichkeiten in Betreff der Clubs und der Anwendung des Artikel 291 dieselben wären, wie die Bernard's und nach der verneinenden Antwort Persil's, eines den Prinzipien der Autorität energisch ergebenen Mannes, trug er ihm den Posten eines Generalprocurators an, den Persil nach langem und ehrenhaftem Zögern endlich annahm.

Die Revolution von 1830 war eine rein politische gewesen und dies war es eben, was ihr gewisse Individualitäten nicht verzeihen konnten, die in den Hintergrund der Gesellschaft verwiesen, wieder auf die Oberfläche zu steigen suchten, indem sie sich, um zu ihrem Ziele zu gelangen, unklarer Theorien bedienten, welche sie unter den Massen zu verbreiten begannen. Uebrigens war der Stoß zu stark gewesen, als daß das von den Neuerern gewaltsam unterminirte alte sociale Gebäude nicht eine beunruhigende Erschütterung hätte erfahren sollen. Konnten in der allgemeinen Verwirrung nicht selbst die bessern Geister sich unter dem Einflusse eines mehr edelmüthigen und oft mehr sinnreichen als praktischen Gedankens verirren? Man

hatte davon sehr bald einen überzeugenden Beweis in dem beinahe lächerlichen Versuch der Saint-Simonisten, welche, indem sie die Theorien eines Mannes verwirklichen wollten, der während seines Lebens weit weniger bekannt war, als nach seinem Tode*), am Tage nach den Julitagen eine streitende Secte constituirten, welche mit dem Wahlspruch: „Einem Jeden nach seinen Werken" auf ihrer Fahne, nichts Geringeres vorhatte, als eine vollständige Wiedergeburt der Gesellschaft, indem sie einen neuen Cultus und eine neue Hierarchie schuf, die Ehe und das Erbrecht abschaffte, die absolute Gleichheit des Mannes und des Weibes proklamirte und endlich das industrielle System Frankreichs zu modificiren suchte.

Und dennoch gehörten zu den eingeweiheten Gründern der Secte der Saint-Simonisten Männer wie Enfantin, Augustin Thierry, Michel Chevalier, Olinde Rodrigue, Bazard, Eichthal, August Comte und so viele andere wissenschaftlich gebildete und mit kostbaren Fähigkeiten begabte junge Geister. Wir werden später erzählen, wie, erschrocken über die der Religion und der Moral zuwiderlaufenden Lehren, welche die Saint-Simonisten mit Glanz und Talent predigten, die Regierung sich gezwungen sah, diese Verbindung aufzulösen, wo von der Intelligenz und der Fähigkeit ganz offen ein so verabscheuungswürdiger Gebrauch gemacht ward.

Neben der Secte der Saint-Simonisten bildete sich ziemlich geräuschlos eine weit gefährlichere Schule von sogenannten Economisten, welche in einer ziemlich nahen Zukunft so viel Unheil anrichten sollten, indem sie den Massen die trügerischen und abgeschmackten Theorien von dem Recht auf Arbeit predigten. Das Gift ward langsam, Tropfen um Tropfen, eingeflößt, aber es drang zur Schande des menschlichen Verstandes tief in die Adern des Volks ein. Unreine Saat, aus der nur zu bald eine Ernte von Blut und Thränen emporwuchern sollte!

Die Revolutionen sind wie die Ueberschwemmungen großer Flüsse, wenn sie aus ihrem Bett treten. Sie lassen aus dem Boden, den sie erschüttert haben, tausend Schmarotzergewächse aufschießen, vergängliche Erzeugnisse, die einzig und allein bestimmt sind, ihren Weg zu bezeichnen. 1792 hatte seine Babouvisten und seine Theophilanthropen gehabt, 1830 sollte seine saint-simonistische Secte und die französische Kirche haben, welche ein gewisser Abbé Chatel am Tage nach den drei Revolutionstagen erfand — eine lächerliche Reformation, deren Hauptforderung darin bestand, die Landessprache an die Stelle der lateinischen Gebete der römischen Liturgie zu setzen.

Ein Mann, dem die Natur ein großes Talent verliehen und der davon einen für immer beklagenswerthen Gebrauch gemacht hat, Lamennais, gründete um dieselbe Zeit ein Journal unter dem Titel die Zukunft,

---

*) Graf Heinrich von Saint-Simon, geboren zu Paris 1760, gestorben 1825.

welches ebenfalls in der Absicht, die Kirche zu regeneriren, ihre vollständige Unabhängigkeit vom Staate predigte, die gallicanischen Lehren angriff und sich endlich in offene Feindschaft mit dem Papste setzte.

Alle diese religiösen oder socialen Reformatoren standen mit der republikanischen Partei in engem Bunde.

Was die bonapartistische Partei betraf, so begann diese sich von dem ersten Erstaunen zu erholen, welches ihr der rasche Gang der Ereignisse der Julirevolution verursacht hatte. Schon waren von ihr Emissaire nach Wien geschickt worden und einige Monate später umgaben, wie wir sehen werden, sehr ernsthafte Intriguen den Herzog von Reichstadt, welchem eine ritterliche und aufopferungsmuthige Frau, die Gräfin Napoleone Camerata, Tochter der Prinzessin Elisa Bacciochi, bald darauf im Namen ihres Cousins Napoleon Ludwig heimlich einen Brief überbringen sollte, aus welchem wir hier ein merkwürdiges Bruchstück mittheilen:

„Mein theurer Prinz und Cousin, — Die Person, welche Ihnen selbst meinen Brief überbringen wird, ist Ihnen eben so ergeben, als ich es bin. Sie würde ihn lieber vernichten, als ihn in feindliche Hände fallen lassen. Gewähren Sie ihr Ihr ganzes Vertrauen, wenn es ihr gelingt, bis zu Ihnen zu gelangen. Ein verderblicher Umstand hat noch einmal Ihre Hoffnung und die unserer Familie verrathen. Die über Ihre Erziehung ausgesprengten Verleumdungen haben Ihnen im Augenblick der Julirevolution geschadet. Die Liberalen, wahre oder falsche, hatten Eile, den Angelegenheiten eine bestimmte Richtung zu geben. Die Anarchie konnte aus dem provisorischen Zustande hervorgehen, man glaubte es wenigstens, und der Name Napoleon's II. ist in der Urne zurückgeblieben! — Wenn Sie unter irgend einem Vorwande bis an die Grenze Frankreichs oder Italiens kommen könnten, so wäre Ihre Sache schon halb gewonnen. Wenn Sie vor Ablauf des Winters Ihre Fesseln noch nicht gesprengt haben, so werde ich mein Möglichstes thun, um mich unter der Maske des Namens, den ich annehmen werde, nicht weit von Ihnen zu befinden. Die Gräfin wird Sie zu gelegener Zeit davon unterrichten und uns ohne Zweifel eine Zusammenkunft ermöglichen können. Auf baldiges Wiedersehen, theurer Prinz. Das Glück Frankreichs und der Ruhm Napoleon's II. werden immer das einzige Ziel meiner Wünsche wie meines eifrigsten Strebens sein.

„Ihr ergebener

„Napoleon Ludwig."

Die politische Situation des Landes war daher vom Gesichtspunkte der Stabilität aus betrachtet nicht beruhigender, als seine moralische Lage und diesen kecken und verwegenen Parteien gegenüber stand ein einziger Mann, Ludwig Philipp, der in seiner Person nach der Ansicht Vieler die

Rolle eines Vertheidigers der Dynastie mit der eines Vorkämpfers der bedrohten Gesellschaft verband.

Die erste Hälfte dieser Aufgabe bot schon unermeßliche Schwierigkeiten und in der That war es diese, welcher Ludwig Philipp alle seine Anstrengungen widmete. Seine Revolutionserfahrung mußte ihm übrigens bei der für ihn unumgänglich nothwendigen Kenntniß der Menschen sehr zu statten kommen und kein Souverain wußte jemals besser als er auf den ersten Blick die Fähigkeiten und die Schwächen Derer zu erkennen, deren Dienste er sich nutzbar machen wollte.

Ein großer Freund der Arbeit und in seiner gewöhnlichen Lebensweise ungemein regelmäßig, stand Ludwig Philipp früh auf, las mit Aufmerksamkeit die fremden Zeitungen, ganz besonders die englischen Blätter, ohne sich sehr mit den französischen Journalen zu beschäftigen, ausgenommen, wenn man — was aber sehr selten geschah — ihn auf einen Artikel ganz besonders aufmerksam gemacht hatte. Dann besorgte er die Privatcorrespondenz, welche er mit einigen Personen, größtentheils Repräsentanten Frankreichs im Auslande, unterhielt. Hierauf wohnte er nach einem frugalen Frühstück dem Ministerrath bei oder empfing Deputationen aus den Provinzen, was in den ersten Monaten der Revolution von 1830 sehr häufig geschah. Zuletzt nahm er nach einem längern oder kürzern Spaziergange eine zweite Mahlzeit ein, die aus den einfachsten und unabänderlich denselben Gerichten*) bestand, blieb bis um zehn Uhr Abends in dem Familiensalon und zog sich dann in sein Kabinet zurück, um hier von Neuem bis zu einer späten Stunde der Nacht zu schreiben. Ein nüchternes, regelmäßiges, verständig eingetheiltes Leben, welches Ludwig Philipp schon im Palais Royal geführt und welches er auch in den Tuilerien bis ans Ende seiner Regierung fortsetzte.

Es lag in dem Charakter, in der Haltung dieses Fürsten zugleich etwas von Ludwig XIV. und von Ludwig XI.; von Ludwig XI. — natürlich ohne dessen Unwissenheit und Blutdurst — dann, wenn er den Bourgeois, *seinen guten Gevatter*, dessen gekrönte Repräsentation er in der That war, gängeln wollte und ihn mit Liebkosungen und Schmeicheleien überhäufte; von Ludwig XIV., wenn der gerechte Stolz seines Geschlechtes plötzlich bei der Berührung mit gewissen Menschen zu Tage trat, welche den geziemenden Respekt vergaßen, und endlich in dem wahrhaft königlichen Gedanken der Restauration jenes von Erinnerungen an den großen König erfüllten Versailles, dem letzten und prachtvollen Werke, welches die Revolutionen ihn nicht ganz so, wie sein Geist es geträumt und sein Wille es beschlossen, vollenden lassen sollten.

---

*) Es waren dies Potagen verschiedener Art, welche der König nacheinander aß, ein Huhn mit Reis, Bier zum Getränk und am Ende der Mahlzeit ein Glas spanischer Wein.

Um Ludwig Philipp gruppirte sich eine damals schon vollständige zahlreiche und junge Familie, welche außer dem Vater zwei Söhne beherrschten. Der älteste, der Herzog von Chartres, aus welchem die Revolution einen Herzog von Orleans gemacht, hatte von der neuen Constitution den den deutschen Höfen entlehnten Titel eines Kronprinzen erhalten. Die Bezeichnung „Dauphin" war zu monarchisch erschienen, um auf den Sohn des Königs angewendet zu werden — eine in jener bizarren Zeit nicht selten vorkommende Anomalie.

Groß und von schlankem Wuchse verdankte der Herzog von Orleans der öffentlichen Erziehung, welche berechneterweise seine Brüder ebenso wie er erhalten hatten, eine Sicherheit des Auftretens, ein Selbstvertrauen und einen oft glücklichen Wortreichthum, die gleich bei der ersten Annäherung zu seinen Gunsten einnahmen. Diese Eigenschaften, welche für andere Menschen wenig wären, sind für fürstliche Personen ein wahrer und hoher Vorzug, besonders wenn ihnen die Natur dazu einen schönen Körper verliehen hat, denn die Massen lassen sich leicht durch eine verführerische äußere Erscheinung blenden. Der erste Impuls des Herzogs von Chartres war gewesen, an der Spitze seines Regiments, des ersten Husarenregiments, dem bedrohten Karl X. zu Hülfe zu eilen und, als er der Dauphine*) begegnete, die sich beeilte, auf Umwegen wieder zu dem königlichen Gefolge zu gelangen, sie gegen die schon drohenden Volkshaufen zu schützen. Durch Ludwig Philipp noch rechtzeitig in Kenntniß gesetzt, war seine zweite Bewegung, sich, indem er in Paris blieb, an die Spitze der liberalen Jugend zu stellen. Schon in den ersten Septembertagen 1830 schrieb er den folgenden Brief an Lafayette, um ihn, obschon er Oberst eines der Regimenter der Armee war, zu bitten, ihn als gemeinen Kanonier in die Nationalgarde von Paris eintreten zu lassen:

„Sie werden nicht überrascht sein, mein lieber General, daß ich den Wunsch empfinde, jener ruhmreichen Nationalgarde anzugehören, welche Sie zu zwei großen Epochen unserer modernen Geschichte commandirt und deren Heroismus Sie jedesmal geleitet haben. Es ist dies die Pflicht eines jeden guten Bürgers, und mehr als jedem anderen liegt mir daran, sie zu erfüllen. Ich wünsche bei der Artillerie der Nationalgarde als Kanonier eingeschrieben zu werden, weil ich diesen Dienst werde sehr oft verrichten können, ohne meine andern Pflichten zu versäumen. Uebrigens benutze ich, mein lieber General, mit Vergnügen diese Gelegenheit, Ihnen die Versicherung aller jener Gesinnungen zu erneuen, welche ich schon mit jener Bürgermiliz theilte, der ich jetzt stolz bin, anzugehören."

Ein sehr mißlicher aber unvermeidlicher Uebelstand der öffentlichen Erziehung des Herzogs von Chartres war die genaue Bekanntschaft, welche dadurch zwischen ihm und einer ziemlich großen Anzahl mehr oder weniger

---

*) Geboren am 19. Decbr. 1778, gestorben am 19. October 1851.

fähiger und eine mehr oder minder ehrenvolle Stellung in der Welt einnehmender junger Leute entstanden war, von welchen einige die Empfehlung revolutionärer Namen für sich hatten, alle aber sich in Folge der alleinigen Thatsache ihrer gleichzeitigen Anwesenheit auf den Schulbänken für Gläubiger des jungen Prinzen hielten und nothwendigerweise berufen glaubten, ein hohes Amt im Staate zu bekleiden. Es war dies eine Umgebung, von welcher der Herzog von Orleans zuweilen Manieren, die seines hohen Ranges nicht recht würdig waren, und eine Sprache annahm, deren Ungenirtheit dem König sehr mißfiel, selbst wenn die Unklugheit dieser Reden nicht so weit ging, daß daraus Verlegenheiten für seine Politik erwuchsen. Fügen wir hinzu, daß kostbare Eigenschaften des Herzens an dem Menschen vollständig die Fehler vergessen ließen, die man vielleicht an dem Fürsten wahrnahm, dessen junge Laufbahn auf so grausame und plötzliche Weise abgebrochen werden sollte, und als jene furchtbare Katastrophe ihn seiner Familie entriß, war die Freude der feindseligen Parteien weniger groß als ihr Mitleid.

Uebrigens darf nicht unerwähnt bleiben, daß man sich sehr geirrt hat, zu glauben, der Tod des Herzogs von Orleans sei die Ursache zu dem Untergange der Dynastie von 1830 gewesen. Die Ursachen dieses Sturzes der Julimonarchie sind anderwärts zu suchen. Der Herzog von Orleans hatte sich niemals politischen Schwierigkeiten höherer Art gegenüber gesehen und für Jeden, der seine Fähigkeiten und seinen Charakter in der Nähe studirt hat, ist es klar, daß man in dem Augenblicke der Gefahr von 1848 in ihm blos einen zweiten Ludwig Philipp gefunden haben würde, der zwar den Vorzug der Jugend, aber auch den Nachtheil des Mangels an Erfahrung besessen hätte.

Der Herzog von Nemours, zweiter Sohn des Königs, war erst sechzehn Jahr alt, als die Julirevolution ausbrach. Bei einem offenen Geiste, gut organisirtem Kopfe und redlichem Herzen war dieser Prinz von den Kindern Ludwig Philipp's das fähigste und dennoch das am wenigsten populäre. Das Gefühl seiner persönlichen Würde galt in den Augen der gegen ihn eingenommenen Massen für Kälte und obschon seine körperliche Erscheinung distinguirter war als die seines Bruders, so frappirte sie doch auf den ersten Anblick weniger, weil es ihr an Expansion fehlte. Der König faßte die Vorzüge und Mängel dieser Natur sehr gut zusammen, indem er von seinem zweiten Sohne sagte: „Nemours hätte sollen als Großfürst geboren werden.“

Ludwig Philipp konnte in seinen beiden ältesten Söhnen, die übrigens auch damals noch zu jung waren, keine wirkliche und unmittelbare Unterstützung für das schwierige Werk finden, welches er unternommen hatte. Fand er dieselbe vielleicht eher in dem unter sich so seltsam verschiedenen Personal, welches ihm sein erstes Ministerium darbot?

Ganz gewiß konnte Ludwig Philipp in dem Grafen Molé sehr kostbare, aus der kaiserlichen Schule herstammende Traditionen finden; in Guizot, der, wie wir bereits gesagt, damals noch nicht den Höhepunkt seines Talentes und seines gerechten Rufes als Staatsmann erlangt hatte, die mit der politischen Wissenschaft verbundene Festigkeit; in Broglie den ganzen Werth eines etwas pedantischen, aber ausgezeichneten Geistes. Der Marschall Gérard bot ihm die zuverlässige Stütze seines Degens und den Glanz eines schönen militärischen Namens. Von Casimir Périer, der außerhalb der activen Combination des Ministeriums stand, wäre viel zu erwarten gewesen, aber seine Stunde, die für die Julimonarchie und für die europäische Ordnung so kostbare Stunde, war noch nicht gekommen.

Laffitte und Dupont (de l'Eure) waren trotz einer ganz zu Gunsten des erstern sprechenden unermeßlichen Verschiedenheit, der Haltung und der politischen Intelligenz deswegen nicht weniger wesentlich mittelmäßig. Laffitte, der sich nicht von der Idee losmachen konnte, daß die Menschen, welche am meisten dazu beigetragen haben, die Revolutionen zu machen, auch diejenigen seien, welche davon Nutzen ziehen und sie lenken, besaß noch nicht gegen den König jenen Haß, den er unter der Herrschaft unvermeidlicher Täuschungen sehr bald gegen ihn fassen sollte. In dem Kabinetsrath zeigte er sich etwas familiär, verstand aber doch wenigstens, den Respect niemals aus den Augen zu setzen. Was Dupont betraf, der mit rohen, gemeinen und unanständigen Worten sehr freigebig war, so bedurfte es für den König einer großen Geduld und Selbstüberwindung, ihn zu ertragen.

Im Ganzen genommen würde dieses Kabinet der Auskunftsmittel und Zufälligkeiten sehr bedeutende individuelle Kräfte dargeboten haben, wenn dieselben nicht durch ihr Zusammenwirken vollständig wieder paralysirt worden wären. Seine inneren Spaltungen mußten die Wirkung seiner Gesammtbestrebungen nothwendig vernichten und vielleicht leistete die persönliche Regierung Ludwig Philipp's, gegen welche sich später eine Partei mit so vieler Bitterkeit und, sagen wir es geradezu, Ungerechtigkeit erhob, der Gesellschaft, der Ordnung und den großen politischen Interessen Europas niemals größere Dienste, als zu eben jener Zeit.

Drittes Buch.

I. Aufstand in Belgien. Ursprung der belgischen Frage. — II. Die Revolution in Brüssel. — III. Meinungsverschiedenheiten im Kabinet des Königs der Niederlande. Die holländischen Prinzen marschiren gegen Brüssel. Einzug des Prinzen von Oranien in diese Stadt. — IV. Die Minister Karl's X. werden in Anklagezustand versetzt. Sie werden vor die Pairskammer gestellt. Ihre Haltung. Verhöre. Plan Ludwig Philipp's, ihnen das Leben zu retten. — V. Versammlung der Generalstaaten im Haag. Das Volk proclamirt in Brüssel eine provisorische Regierung. Die holländischen Truppen machen einen Angriff auf Brüssel. Die Kämpfe der Septembertage. Niederlage der königlichen Truppen.

I.

Bald tauchte eine erste äußere Schwierigkeit für diese neue Regierung auf, welche so sorgfältig alle zu vermeiden suchte. Der Gegenschlag der Julirevolution hatte sich in Belgien sehr fühlbar gemacht und die moralische Situation dieses Landes machte eine revolutionäre Bewegung in Flandern sehr wahrscheinlich. Dieser vorhergesehene Aufstand verwirklichte sich auch in der That schon nach kurzer Zeit.

Die Schöpfung des Königreichs der Niederlande, das heißt die Vereinigung Belgiens mit Holland, war von den Unterzeichnern des Wiener Vertrags als die geschickteste ihrer Combinationen betrachtet worden. Sie hatten geglaubt, darin eine sichere Bürgschaft für die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts zu finden; sie hatten geglaubt — und dies war in ihren Augen nicht der geringste Vorzug dieses politischen Gedankens — daß sie zwischen dem Norden Europas und den Uebergriffen Frankreichs dadurch eine neue Schranke errichtet hätten.

Einzig und allein durch ein persönliches Interesse geleitet, beschäftigten sich die Mächte damals nicht vorzugsweise mit dem besonderen Interesse der Massen. Nicht die anerkannte Klugheit des Chefs dieses Hauses, oder die Achtung, welche er allgemein einzuflößen gewußt, schrieben ihre Wahl vor, sondern nur der politische Grund ward in diesem Falle geltend gemacht, wo

man über zwei Völker verfügte, ohne sie oder ihre Geschichte zu befragen. Die Bevölkerung des neuen Königreichs betrug fünf Millionen Einwohner, von welchen drei Millionen auf die belgischen Provinzen kamen, welche früher die französischen Departements der Schelde, der Dyle, der Lys, von Jemmapes, der beiden Nethen, der Roër, der Ourthe, der Sambre und Maas und der unteren Maas bildeten. War es daher nicht vielmehr Holland, welches man mit Belgien vereinigte, und war die Vereinigung nicht gänzlich zum Vortheil dieses letztern Landes?

Und dennoch war es Belgien, welches zuerst das Band zu zerreißen suchte, welches die beiden Länder vereinte. Gleich vom Anfange der Regierung Wilhelm's I.*) an gab sich eine sehr lebhafte Opposition kund. Diese Opposition schloß zwei sehr scharf von einander unterschiedene Elemente in sich: die katholische Partei und die liberale Partei. Die Regierung glaubte anfangs nicht an die Möglichkeit dieser gefährlichen Fusion, und als sie ihren Irrthum erkannte, bot sie alles Mögliche auf, ein so drohendes Bündniß zu sprengen. Aber es war zu spät und diese Bemühungen dienten nur dazu, das Pfeilbündel, welches sie zerbrechen wollte, um so fester zu schnüren.

Das Belgien von 1815 war, was die liberalen Ideen betrifft, nicht viel weiter vorgerückt, als das Belgien von 1780, und noch jetzt hat es, trotz der Macht der Zeit und der Umstände, trotz der revolutionären Bewegung von 1830, im Herzen seiner reichen Provinzen zahlreiche Erinnerungen an das Zeitalter der Feudalherrschaft bewahrt.

Die katholische Partei, die Partei, welche sich auf die belgischen Sitten und Traditionen stützte, mußte natürlich alle Verwaltungsmaßregeln verabscheuen, die in der Absicht getroffen wurden, um die weltliche Autorität der Geistlichkeit zu beschränken. Stark durch ihren Einfluß auf die Bevölkerungen veröffentlichte diese Partei kurze Zeit nach der Bekanntmachung des Grundgesetzes — dies war der Name der Constitution für das Königreich der Niederlande — eine Schrift, durch welche sie dieses Gesetz für unvereinbar mit den Principien der römisch-katholischen Religion erklärte und den Geistlichen und Beamten verbot, den Eid auf die Verfassung zu leisten. Da dieses Verbot nicht ganz die Wirkung hervorgebracht hatte, welche man davon erwartete, so leistete der Erzbischof von Mecheln den durch die Constitution verlangten Eid, indem er den Vorbehalt hinzufügte, daß dieser Eid in keinem Falle der katholischen Religion zum Nachtheil gereichen dürfe. Der König nahm, um der Sache ein Ende zu machen, den Vorbehalt, so wie der Erzbischof ihn gestellt hatte, an und die ganze belgische Geistlichkeit folgte dem Beispiel des Prälaten.

Ein Jahr später trat das neue Element, aus welchem die Opposition sich zusammensetzen sollte, an's helle Licht und zog die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich, welche sich durch zwei Feinde angegriffen sah, während

*) Geboren am 24. April 1772, gestorben 12. December 1843.

sie geglaubt hatte, es nur mit einem einzigen zu thun zu haben. Die liberale Partei, die zweite Nuance der Opposition, wollte, daß das Grundgesetz auf die für Belgien günstigste Weise aufgefaßt und angewendet würde. Ihr Wunsch war natürlich und ihr Ziel lobenswerth, aber als allzueifrige Gegner der holländischen Herrschaft wußten sich die Männer, welche diese Partei bildeten, in den Grenzen einer freimüthigen, aber dabei doch von Erbitterung und Ungerechtigkeit freien Opposition zu halten.

Es bildete sich unter dem Namen der Union zwischen diesen beiden Factionen der Opposition eine Allianz und da sie ein und dasselbe Ziel, nämlich das, Reformen zu erlangen, verfolgten, so verschmolzen sie sich in eine einzige Partei, deren Wahlspruch von nun an war: Eintracht macht stark.

Das Complott, welches die holländische Autorität stürzen sollte, war daher eben so alt, als diese selbst in Belgien und während der fünfzehn Jahre der Vereinigung der beiden Völker unter einem und demselben Scepter agitirte und wuchs die Coalition neben der Staatsgewalt. Ihre hauptsächlichsten Beschwerden waren: die allen Civil- und Militärbeamten aufgelegte Verbindlichkeit, die holländische Sprache zu reden; die so unbeliebten beiden Abgaben der Mahl- und Schlachtsteuer; die Errichtung des Obergerichtshofes in den Provinzen des Nordens, und endlich die Eröffnung des philosophischen Collegiums zu Löwen für die jungen Geistlichen, welche hier nicht mehr blos Theologie, sondern gleichzeitig Theologie und Wissenschaften studiren sollten.

Und dennoch hatte der materielle Wohlstand Belgiens seinen Höhepunkt erreicht. Der Aufschwung war allgemein, weil der Schutz der Regierung sich verallgemeinert hatte. Der Geist des Wetteifers, welcher sich der südlichen Provinzen bemächtigt, hatte ihnen die Bahn der großen Spekulationen geöffnet. Der vortheilhafte und leichte Absatz der Waaren von Courtray, der Teppiche von Tournay, der Gewebe von Gent, der Spitzen von Brüssel, die bedeutende Ausfuhr der Waffen von Lüttich und Namur oder des Eisens von Luxemburg verriethen das wunderbare Gedeihen des Handels. Die Schelde führte, stolz auf ihre wiedergewonnene Freiheit, wie zur Zeit Philipp's II. die Flotten der Welt in den Hafen von Antwerpen, wo der Verkehr lebhafter war, als in Rotterdam, diesem alten Emporium des handeltreibenden Europas.

Die Geschichte muß es anerkennen: nicht weil die Regierung der Niederlande die materiellen Interessen Belgiens verkannt oder verrathen hätte, wurde sie von den Belgiern gestürzt. Die religiöse Antipathie und die Unähnlichkeit der Sitten hatten die Revolution vorbereitet, der so unabhängige Charakter der Belgier, jener politische Charakter, den man in der Geschichte Flanderns überall und immer wieder findet, machte sie möglich und wahrscheinlich, einige Agitatoren brachten sie zum Ausbruch und eine ernste Partei bemächtigte sich ihrer später.

II.

Mittlerweile trugen nach der Julirevolution die französischen Propagandisten in Brüssel die dreifarbige Kokarde herum, sprachen im Theater und auf den öffentlichen Plätzen laut und geräuschvoll von Freiheit, sangen die Parisienne und Marseillaise und rühmten das glorreiche Geschick, welches den neuen Generationen verheißen sei, die den Muth hätten, die alten Regierungen abzuschaffen und die alten Throne umzustürzen.

Die Garnison von Brüssel bestand in diesem Augenblick aus zwei Bataillonen Gardeinfanterie, zwei Bataillonen Linie, der Municipalgarde, zwei Schwadronen Cavalerie und sechs Geschützen. Diese Garnison, welche eine Streitmacht von ungefähr achtzehnhundert Mann Infanterie und zweihundertundfünfzig Pferden repräsentirte, stand unter den Befehlen des Grafen von Bylandt, Gouverneurs von Brabant. Die Civilverwaltung dieser Provinz war dem Baron van der Fosse anvertraut und Herr von Knyff hatte die Generaldirection der Polizei. Auf diese drei Männer allein mußte die Verantwortlichkeit der sich vorbereitenden Ereignisse zurückfallen, denn der König residirte damals im Schlosse Loo in Holland, eben so wie der Prinz von Oranien und der Prinz Friedrich der Niederlande, seine beiden Söhne.

Plötzlich brach der Sturm los. Seit zwei Tagen hatte eine ungewöhnliche Aufregung in Brüssel unbestimmte Befürchtungen verbreitet. Die Polizei hatte schon an den Mauern der Stadt Anschläge gefunden, welche die Worte trugen: „Nieder mit Van Maanen! Tod den Holländern!“ Der Baron van der Fosse und der Polizeidirector hielten es für gerathen, die glänzenden Illuminationen zur Feier des Geburtstages des Königs zu verschieben, ein unwiderleglicher Beweis von Schwäche und Furcht, dessen eigentliche Beweggründe das Volk sehr leicht begriff. Die in dem Park bereits aufgerichteten Gerüste und Kandelaber hatte man stehen lassen und das Volk umringte sie am Abend des 23. August mit lautem Geheul und Geschrei.

Am 24. bildeten sich wieder Zusammenrottungen und ihre Kühnheit ward so groß, daß die Bürger die Thüren ihrer Häuser verbarrikadirten. Ein Trupp junger wohlgekleideter Leute, welchen die Menge umringte und zu beschützen schien, zog nach dem Hotel des Fürsten von Gavre, Oberkammerherrn der Königin. Hier angelangt, ließen sie den Ruf: „Nieder mit den Holländern!“ abermals hören und auf dieses Zeichen flog zertrümmernd ein Hagel von Steinen in die erleuchteten Fenster. Die Menge schrie Beifall und entfernte sich, ohne daß ein einziger Soldat sich gezeigt hätte.

Am nächstfolgenden Tage besetzten noch beträchtlichere Volkshaufen einige Stunden vor der Eröffnung den Platz und die Umgebung des großen Theaters, in welchem eine Vorstellung der „Stummen von Portici“ gegeben werden sollte. So wie die Thüren sich öffneten, drängte sich die Menge in

solchen Massen hinein, daß mehrere hundert Personen sich wieder entfernen mußten, weil sie selbst in den Gängen hinter den Logen keine Sitze mehr finden konnten. Dieses eigenthümliche Publikum, welches augenscheinlich gekommen war, um hier revolutionäre Erregungen zu suchen, gab durch seine Unruhe und sein Geschrei genugsam zu erkennen, was es im Schilde führte. Das Aufgehen des Vorhangs ward mit lauten Acclamationen begrüßt, und da die Begeisterung der Sänger mit der Exaltation des Publikums auf gleicher Höhe stand, so ward jede der patriotischen Anspielungen mit lautem Jubelrufe aufgenommen. Während der Zwischenacte waren der Foyer, die Treppen und die Vorhalle des Theaters von Gruppen angefüllt, welche einzelne Kraftstellen des Textbuches declamirten und sich gegenseitig aufregten. Das Finale des Stücks ward auf so lärmende Weise aufgenommen, daß die Explosionen des Vesuvs dadurch vollständig übertäubt wurden. In der That befand sich auch in diesem Augenblick der Vulkan nicht mehr auf der Bühne, sondern im Zuschauerraume.

Endlich drängte sich die elektrisirte Menge unter dem Rufe: „Nieder mit den Holländern! Es lebe Frankreich! Nach dem Bureau des National!“ zu den Thüren hinaus. Dieser letzte Ruf ward mit lautem Hurrahgeschrei aufgenommen und das Volk stürzte nach der Druckerei des genannten Journals, wo alles in wenigen Minuten demolirt ward. Ein anderes Geschrei ließ sich hören: „Tod dem Libri Bagnano! Nieder mit dem Verräther!“ Der Volkshaufen wälzte sich nun nach dem Hause des Redacteurs des National und zerschlug und zerstörte hier alles. Glücklicherweise war es Libri Bagnano, den man von der Annäherung dieser Wüthenden in Kenntniß gesetzt, gelungen zu entfliehen. In diesem Hause blieb nichts unversehrt, als die vier Mauern, aber die Saturnalien des aufgeregten Volkes sollten selbst hierbei noch nicht stehen bleiben.

Vergebens suchten einige Mann Polizei und schwache Abtheilungen Infanterie sich dieser Unordnung zu widersetzen. Die Zahl der Empörer zwang sie, sich zurückzuziehen, und da der in Libri's Kellern getrunkene Wein den Plünderern neuen Muth gab, so erbrachen sie mehrere Waffenläden und nahmen unter fortwährendem Abfeuern von Flintenschüssen ihren Weg nach dem Hotel des Polizeidirectors. Frau von K: yff war hier mit ihren Kindern allein. Durch das Schreien und Toben der Emeute, welche sich gegen das Hotel heranwälzte, plötzlich aus dem Schlafe geweckt, hatte sie nicht Zeit zu fliehen, sondern sah sich genöthigt, die Verwüstung ihrer Zimmer mit anzusehen. Sogar ihre Wagen wurden auf den großen Platz geschleppt und unter den Augen des Wachtpostens, der sich nicht widersetzte, verbrannt.

Die Kühnheit der Tumultuanten schien mit ihren Siegen zu wachsen. Bald theilte sich die bewaffnete Menge in zwei Trupps, von welchen der eine nach der Wohnung des königlichen Procurators Schnurmann zog und sie verwüstete, während der andere nach dem sogenannten Sablon eilte, wo

das Hotel des Justizministers van Maanen lag. Nachdem die Thüren dieses Hotels rasch gesprengt worden, schritten die Empörer systematisch zur Zerstörung und zur Plünderung. Plötzlich erscholl der Ruf: „Man brenne die Wohnung des Tyrannen nieder!“ Und sofort ward das Hotel an allen vier Ecken angezündet. Vergebens zeigten sich in diesem Augenblicke einige Mannschaften der Feuerwehr und Gensd'armen. Das Volk gab, aufgebracht darüber, daß man es in seinem Rachewerk unterbrechen wollte, Feuer auf sie und umtanzte mit wildem Jubelgeschrei die rauchenden Trümmer.

Brüssel schien in diesem Augenblicke dieser Empörerschaar preisgegeben zu sein; nirgends hatten die Truppen sich zahlreich genug gezeigt, um die Ordnung wieder herzustellen und sich Achtung zu verschaffen. Mehrere Posten waren entwaffnet worden. Das Hotel des Barons van der Fosse und mehrere Fabriken wurden ebenfalls noch angezündet und Niemand konnte in dieser furchtbaren Nacht der Plünderung und der Anarchie voraussehen, bis wie weit die Wuth der Emeute gehen würde. Die ruhigen Bürger schwebten in der größten Angst. Sie baten die holländischen Generale, die Ordnung um jeden Preis herzustellen, diese aber schienen selbst vor einer solchen Verantwortlichkeit zurückzuschrecken. Man wußte, daß ein gegen die Plünderer geschicktes Detachement Jäger keinen Gebrauch von seinen Waffen gemacht hatte und zwar in Folge des Befehls seines belgischen Lieutenants, welcher selbst den Forderungen des Volks gehorcht hatte, und dieses verderbliche Beispiel konnte von einem großen Theile der Truppen nachgeahmt werden.

Bei Anbruch des Tages begannen die Empörer die Insignien des Königthums zu vernichten. Die Revolte ward Revolution. Die Generale Byland und Wauthier begriffen nun, daß es Zeit sei, sie ernsthaft zu bekämpfen. Unglücklicherweise war das Volk um so kühner geworden, als die Schwäche der Behörden ihm bis jetzt immer größer erschienen war. Die in die Straßen geschickten Truppen wurden mit Flintenschüssen empfangen, dem General Wauthier ward sein Orden von der Brust gerissen, ein anderer Oberoffizier entwaffnet. Bald sicherte die Demoralisation der Soldaten den Triumph des Volkes und nach einigen Kämpfen vor dem brennenden Hotel des Ministers van Maanen concentrirten sich die Truppen um den Palast in dem obern Theile der Stadt.

Erschreckt durch das Umsichgreifen des Tumults und der furchtbaren Unordnungen, welche die Folge davon waren, traten mehrere der angesehensten Bürger von Brüssel am Morgen des 26. in dem Wachlokale der Communalgarde zusammen und schritten in Uebereinstimmung mit den Offizieren derselben sofort zur Organisation einer Bürgergarde. Man erließ einen Aufruf an den Patriotismus der Bürger, welche, sowie sie sich meldeten, Waffen erhielten, und bald durchzogen zahlreiche Patrouillen dieser Bürgermiliz die Straßen, während andere Detachements die von den Truppen verlassenen Posten besetzten.

Die Presse ihrerseits predigte in den gemäßigtsten Ausdrücken Gehorsam

gegen den König und Achtung vor dem Gesetz. „Wir beschwören," sagte der Courrier des Pays-Bas, „wir beschwören die Männer, welche einigen Einfluß auf die arbeitenden Klassen besitzen, sich so schnell als möglich in's Mittel zu schlagen. Man gebe den Arbeitern Beschäftigung, wenn dieselbe auch werthlos wäre, denn Alle, die nicht zur Rückkehr der Ordnung beitragen, machen sich eines Verbrechens schuldig."

Doch es ist schwierig, auf jenem revolutionären Abhange stehen zu bleiben, zu welchem die Häupter der Union sich so rasch hingedrängt sahen. Die Empörer hatten die französische dreifarbige Fahne aufgepflanzt, diese vertauschte man jetzt durch das schwarz-roth-gelbe Banner Brabants und bald sah man diese Fahne unter dem Rufe: „Es leben die Belgier!" auf dem alten Thurme des Stadthauses flattern. Man erklärte, daß die orangenfarbene Kokarde, die nur das Emblem einer Familie sei, nicht mehr das der Nation sein könne, und man entfernte vollends die königlichen Wappenzeichen von den öffentlichen und Privatgebäuden. Während dieser Zeit schlossen die Truppen eine Art Waffenstillstand mit den Empörern durch Vermittlung der Bürgergarde, und der Graf von Bylandt versprach nicht anzugreifen, wenn man die Soldaten, welche vor dem Palais bivouakirten, in Ruhe ließe und ihnen Lebensmittel lieferte.

Die Bürgermiliz, deren Reihen sich mit jedem Augenblick vermehrten, zählte schon dreitausend Bürger unter dem Nationalbanner, welches sie angenommen, und der Baron Emmanuel Hoogvorst hatte das Commando übernommen. Die Compagnien wurden, nachdem sie ihre Anführer gewählt, von ihm entsendet, um die wichtigsten Punkte der Stadt zu besetzen. Sie ließen sich Fahnen vorantragen, auf welchen man den Pariser Wahlspruch: „Freiheit, öffentliche Ordnung!" las und zerstreueten die Gruppen, welche nun nicht mehr wagten sich wieder zu formiren.

Am Abend war die Stadt erleuchtet und zwar auf Befehl der Municipalbehörde, welche auf diese Weise die an den vorhergehenden Tagen zerschlagenen Laternen ersetzen wollte. Dank den durch den Baron Hoogvorst getroffenen Maßregeln und besonders in Folge der Wachsamkeit der Bürger ward die Ruhe Brüssels während dieser Nacht nicht gestört. Indessen täuschte sich doch Niemand über die wirkliche Stimmung der Gemüther und Niemand konnte vernünftigerweise hoffen, daß die entfesselte Menge so rasch ihrer vorgeblichen Rache entsagt und daß die Emeute schon ihr letztes Wort gesprochen habe.

III.

Mittlerweile waren die Depeschen, welche den Aufstand vom 25. und 26. August meldeten, dem König Wilhelm am Abend des 27. überbracht worden. Der König ward davon auf's schmerzlichste ergriffen. Er verließ

augenblicklich das Schloß Loo und begab sich in Begleitung des Prinzen von Oranien und des Prinzen Friedrich nach dem Haag. Es ward sofort ein Kabinetsrath berufen, bei welchem der Prinz von Oranien den Vorsitz führte. Alle Minister wohnten demselben bei mit Ausnahme des Herrn van Gobbelschroy, der sich damals in Brüssel befand. Van Maanen bot seine Entlassung an, aber der König nahm sie nicht an. Nun bestand der Minister, durch mehrere seiner Collegen unterstützt, auf der Anordnung kräftiger Maßregeln in der Absicht, die Rebellen zu bändigen und die Würde der Krone zu wahren.

„Jede Unterhandlung mit den Empörern," sagte er, „muß nothwendig ihre Kühnheit vermehren und kann als eine unmittelbare Anerkennung des Rechts der Volksinsurrection betrachtet werden. Die Belgier mögen ihren Fehler eingestehen und sich dem Willen der Regierung unterwerfen, ehe sie der Wohlthaten ihrer Nachsicht theilhaftig werden. Das Königreich der Niederlande ist durch die Alliirten geschaffen worden, um als Damm zwischen Frankreich und Europa zu dienen. Großbritannien wird nicht den Principien untreu werden, welche seit zwei Jahrhunderten die Basis seiner auswärtigen Politik gebildet haben. Die Holländer sind seine natürlichen Verbündeten auf dem Continent und der König kann die Unterstützung einer englischen Armee und Flotte verlangen, wenn dies nothwendig wird. Die Schwäche der Könige hat öfter als die Festigkeit der Minister den Fall der Reiche herbeigeführt."

„Man mache den Beschwerden des belgischen Volkes sofort ein Ende," antwortete der Prinz von Oranien*); „man biete ihnen einige Garantien für die Zukunft und die Zeichen der Empörung werden verschwinden, verlassen Sie sich darauf. Rechnen Sie weder auf die Alliirten noch auf England. Bei dem gegenwärtigen Zustande der öffentlichen Meinung in Europa werden die Politik und das Interesse aller Regierungen sie verhindern, zu unsern Gunsten zu interveniren. Wenn wir den Degen ziehen, so sind wir auf unsere eigenen Kräfte angewiesen. Einige tausend Gulden können den durch den Pöbel angerichteten Schaden wieder gut machen, aber Millionen würden eine verlorene Krone nicht zurückerkaufen."

Es war dies jener beständige Antagonismus zwischen der Politik des Zwanges und der der Zugeständnisse, den man als ein Zeichen des sichern Verfalls unter Umständen dieser Art überall und fortwährend zum Vorschein kommen sieht.

Vertrauend auf die Popularität, die er in Belgien genoß, erbot sich der Prinz von Oranien im Kabinetsrath, sich allein nach Brüssel zu begeben, wenn man ihm die Vollmacht ertheilen wollte, mit der Revolte zu unterhandeln. Ueberdies verlangte er, daß sein Vater die Entlassung des Ministers van Maanen annähme, genöthigt aber, sich dem Willen der Majo-

---

*) Geboren am 6. Decbr. 1792, gestorben am 17. März 1849.

rität zu fügen, mußte der Prinz sich sofort mit unvollständigen Vollmachten versehen und in Begleitung des Prinzen Friedrich, seines Bruders, dem das Commando der Truppen anvertraut worden, nach Belgien begeben.

Alle disponibeln Militärkräfte wurden ohne Verzug nach Rotterdam gesendet und nach Antwerpen eingeschifft. Die Cavalerie und Artillerie sollten rasch über Utrecht in die südlichen Provinzen einrücken. Die Schuttery — die holländische Bürgerwehr — ward zum permanenten Dienste einberufen und die Armee machte sich unter dem Rufe: „Nieder mit den Rebellen!“ fertig, in's Feld zu rücken.

Während dieser Zeit und in Folge der Vollmachten, welche ihm Artikel 97 des Grundgesetzes verlieh, berief der König die legislativen Kammern auf den 12. September zusammen. Der Haag war der Ort, wo sie sich versammeln sollten.

Am 31. August verlegten die Prinzen ihr Hauptquartier von Antwerpen nach Vilvorde, wo sie drei Bataillone Infanterie, zwei Schwadronen Cavalerie und acht Stück Feldgeschütze fanden, welche auf die durch die vornehmsten Einwohner von Brüssel an den Grafen von Bylandt gestellte Bitte hier Halt gemacht hatten. Andere zwischen Gent und Alost aufgestellte Truppen erhielten Befehl, sich auf Assche zu concentriren, und einige Detachements wurden vorausgeschickt, um die Straßen von Vilvorde bis Laeken zu säubern.

Sobald als die Prinzen sich in Vilvorde festgesetzt hatten, ging ein Adjutant nach Brüssel mit Depeschen an den Baron Hoogvorst, den der Prinz von Oranien aufforderte, sich in's Hauptquartier zu begeben, um der Berathung beizuwohnen, welche über die Maßregeln stattfinden sollte, die man in der Absicht zu nehmen gedachte, die Autorität des legitimen Souverains in Belgien wiederherzustellen. Die Municipalität versammelte sich sofort auf dem Stadthause; man berieth sich lange über die Aufforderung des Prinzen und es ward beschlossen, daß der General von Hoogvorst, von fünf einflußreichen Personen begleitet, sich nach Vilvorde begeben sollte, um hier dringend darum zu bitten, daß die Regierung die Entfernung des Ministers van Maanen und die Abstellung der Beschwerden bewilligen möge. Diese Deputation sollte auch die Prinzen ersuchen, ohne andere Escorte als die ihrer Adjutanten nach Brüssel zu kommen, um selbst den wahren Zustand der Dinge zu beurtheilen — ein Beweis von Vertrauen, den die Bevölkerung nicht verfehlen würde, mit großem Enthusiasmus aufzunehmen.

Als der Baron von Hoogvorst und seine Collegen in das Kabinet des Prinzen von Oranien traten, bemerkte dieser die dreifarbigen Bänder, welche sie am Hut und im Knopfloch trugen, und sagte sogleich: „Sie kennen das Criminalgesetz, meine Herren, und Sie wissen ohne Zweifel, daß ich das Recht hätte, Sie arretiren zu lassen, wenn ich mich streng an seine Bestimmung halten wollte. Warum tragen Sie ein Symbol der Revolte?“ — „Wir bedauern sehr, Monseigneur,“ antworteten die Abgesandten, „vor

Ihnen auf eine Weise zu erscheinen, welche die Ihrer königl. Hoheit schuldige Ehrfurcht zu verletzen scheint. Diese Farben sind aber nicht das Symbol der Empörung, sondern das der belgischen Nationalität, und sie sind angenommen worden, um das Aufpflanzen der französischen Fahne auf den Thürmen von Brüssel zu verhindern."

Nach einer längeren sehr freundlichen Unterredung setzte der Prinz hinzu, daß, da er nur beschränkte Vollmachten habe, er und sein Bruder vor allen Dingen die Wiederherstellung der königlichen Insignien verlangen müßten. Vergebens bemühte sich der Baron von Hoogvorst, eine Modification dieser Forderung zu erlangen, und in dem Augenblicke, wo die ganze Deputation Abschied nehmen wollte, sagte Wilhelm von Oranien noch: „Meine Herren, ich habe zweien Ihrer Collegen schon meinen definitiven Entschluß zu erkennen gegeben; um aber jedes Mißverständniß zu vermeiden, übergebe ich Ihnen hier meine Bedingungen schriftlich. Theilen Sie dieselben Ihren Mitbürgern mit und Gott gebe, daß sie der Stimme der Vernunft Gehör schenken. Was mich betrifft, so habe ich meine Pflicht gethan."

Kaum war die Deputation wieder in Brüssel angelangt, so ward das Ultimatum der Prinzen hier allgemein bekannt. Eine außerordentliche Gährung gab sich sofort kund und überall erscholl der Ruf: „Zu den Waffen! Nieder mit den Holländern! Unsere Farben hoch!" Das Volk riß das Straßenpflaster auf und schlug die Bäume auf den Boulevards nieder, um Barrikaden zu bauen, „gerade wie in Paris," sagte man. Omnibusse, Postund andere Wagen wurden quer über die Straßen gestürzt, wo sie in Verbindung mit Fässern und Balken Verschanzungen bildeten, hinter welchen Pflastersteine, diese Wurfgeschosse der Empörung, aufgehäuft wurden. In einem Augenblick war die ganze Stadt in Alarm. Das Geschrei der Menge, das Wirbeln der Trommeln, die Blousen der Arbeiter, die verschiedenen Waffen, deren das Volk sich bemächtigt und die zum größten Theil ursprünglich den Kriegern des Herzogs von Alba gehört — alles dies machte einen außerordentlich originellen und gewissermaßen romantischen Eindruck.

Mittlerweile versammelten sich die Notabeln auf dem Stadthause, um hier eine Berathung zu halten, in welcher man vorschlug, die Intervention der vornehmsten Mitglieder des diplomatischen Corps anzunehmen, welche Brüssel noch nicht verlassen und sich beeilt hatten, ihre Vermittelung anzubieten. Obschon dieser Vorschlag von einigen Mitgliedern des Raths lebhaft bekämpft wurde, so ward er dennoch angenommen, eben so wie das Project, eine zweite Deputation nach Vilvorde zu schicken, um einige Modificationen in den von den Prinzen gestellten Bedingungen zu verlangen.

Diese Deputation ward im Hauptquartier mit einem gewissen Grade von Feierlichkeit empfangen. Die beiden Söhne des Königs saßen, umgeben von ihrem Generalstabe, vor einem Tische. Die Verhandlung begann in sehr lebhafter Weise und der Prinz von Oranien erneuerte die schon gestellten Bedingungen. Die Mitglieder der Deputation hatten, um ihrerseits

keine heilsame Rücksicht zu unterlassen, ihre Bänder mit den Nationalfarben abgenommen. Der Prinz kam auch in der That auf den schmerzhaften Eindruck zurück, der in ihm durch den Anblick des aufrührerischen Emblems hervorgebracht worden, welches die orangenfarbene Kokarde verdrängt hatte. Die Deputirten discutirten jedoch diese Frage und die des Einzugs der Truppen mit so viel Festigkeit, daß in Folge einer Conferenz der Prinzen mit dem Minister van Gobbelschroy entschieden ward, daß die Bürgergarde von Brüssel die Kokarde der Nassau mit der brabantischen Kokarde verbinden und der Prinz von Oranien ebenfalls die Nationalfarben in Verbindung mit denen seiner Familie tragend den nächsten Morgen blos von seinem Generalstab begleitet in die Stadt einziehen sollte.

Die Deputirten kehrten schleunigst nach Brüssel zurück. Ihre Mission war geglückt. Eine am ersten September mit Tagesanbruch angeschlagene Bekanntmachung machte die erlangten Ergebnisse bekannt. Man forderte die Chefs der Bürgergarde auf, ihre Bataillone auf dem Platz vor dem Stadthause zu versammeln, und der Vorschlag in Bezug auf die alte Kokarde ward ohne Schwierigkeit angenommen. Unglücklicherweise hatte der Prinz von Oranien, den Vorstellungen seines Bruders nachgebend, während der Nacht den neuen Entschluß gefaßt, vor seinem Einzuge in die Stadt die Ablegung der brabantischen Farben zu verlangen. Zwei Adjutanten wurden einige Stunden weit geschickt, um diese Frage mit den Chefs der Bürgergarde zu besprechen, welche endlich selbst erklärten, daß die gleichzeitige Annahme der orangenfarbenen Kokarde und der brabantischen Farben fortan unmöglich geworden sei.

Unterdessen konnte der offene ritterliche Charakter des Prinzen von Oranien sich auf dergleichen Verzögerungen nicht weiter einlassen, und wohl begreifend, daß jedes Verlangen von Concessionen fortan unnütz sei, erklärte er, daß er nach Brüssel kommen und den Wünschen der Einwohner nachgeben würde. Es war dies, wie sich nicht verkennen läßt, ein edler und muthiger Entschluß, denn alle Officiere, welche ihn umgaben, und der Prinz Friedrich selbst machten ihm Vorwürfe darüber, daß er sich so in eine unrühmliche Gefahr begeben wolle.

Sobald als dieser Entschluß bekannt ward, versammelte sich die Bürgergarde. Sie bestand aus beinahe fünftausend Mann, von welchen ein großer Theil mit Flinten bewaffnet war. Die Sectionen der Vorstädte führten Piken, Sensen und alte Musketen. Bald setzte sie sich mit dem Baron von Hoogvorst an der Spitze in Marsch nach dem Thore von Laeken.

Um Mittag erschien der Prinz von Oranien, gefolgt von vier Officieren und einer schwachen Cavalerieescorte. Die ganze Ebene war mit einer neugierigen Menschenmenge bedeckt, deren Blicke sich begierig auf die Straße richteten, auf welcher der Prinz einhergeritten kam. In dem Augenblicke, wo er über die Brücke reiten wollte, wagten zwei seiner Officiere noch einige Vorstellungen zu machen. „Die Vorsehung hat oft über mir gewacht," ent-

gegnete der Prinz, „und wird mich auch in der Stunde der Gefahr nicht verlassen. Ich will mich gänzlich der Ehre und Loyalität der Einwohner von Brüssel anvertrauen. Sie können Empörer sein, ohne daß sie deswegen feige Meuchelmörder werden.“ Und er verabschiedete seine Escorte.

Der Generalstab der Bürgergarde erwartete ihn auf der andern Seite der Brücke und empfing ihn mit allen Ehrenbezeugungen. Auf der ganzen Linie präsentirte man vor ihm das Gewehr und die Trommeln schlugen Parademarsch, aber kein Vivat ließ sich hören. Als der Prinz mit seinen Begleitern an dem Thore von Laeken ankam, schien er nicht wenig zu erstaunen, die Masse von Bewaffneten zu sehen, die sich von diesem Thore an bis in die Mitte der Stadt aufgestellt hatte. Er hielt sein Pferd an und gab den Wunsch zu erkennen, lieber die Boulevards hinauf nach der Rue Royale und von da nach seinem Palais zu reiten. „Monseigneur,“ sagte der Baron von Hoogvorst zu ihm, „die ganze auf den Straßen von dem Thore an bis zu dem Stadthause versammelte Bevölkerung erwartet Ihr Erscheinen mit der lebhaftesten Ungeduld. Wollten Sie vermeiden, diesen Weg zu nehmen, so würde dies einen sehr schlimmen Eindruck machen.“— „Ich vertraue mich Ihnen an, meine Herren,“ entgegnete der Prinz, und setzte seinen Weg weiter fort.

Die Straßen in der Nähe der Boulevards waren von zahlreichen Barrikaden durchschnitten, vor welchen man tiefe Gräben aufgeworfen hatte, so daß die Passage in Folge dieser fortwährenden Hindernisse sehr schwierig ward. Oft konnte durch die in der Mitte der Barrikaden angebrachten schmalen Durchgänge nicht mehr als ein Reiter auf einmal hindurchkommen und der Prinz schien über das so rasch organisirte Vertheidigungssystem sehr verwundert zu sein.

Mittlerweile aber herrschte auf seinem ganzen Wege das düsterste Schweigen, welches weder durch ein Lebehoch noch durch einen andern Ruf unterbrochen ward. Von Zeit zu Zeit hafteten die Augen des Prinzen mit Vergnügen in den Reihen der Bürgergarde auf einem Manne, der ihm bekannt war. Er richtete dann einige schmeichelhafte Worte an ihn, aber diese wurden mit keinerlei Enthusiasmus aufgenommen und die Unruhe des Prinzen stieg immer höher, je bedeutsamer dieses Schweigen ward.

Als der Zug auf der Höhe des Kräutermarktes angekommen war, gab Wilhelm von Oranien den Mitgliedern der Deputation den Wunsch zu erkennen, direct nach seinem Palais hinaufzureiten. Eine Barrikade versperrte den Weg in der Rue de la Madeleine und das Volk fing an zu rufen: „Nach dem Stadthause, das ist das Palais des Volks! Es lebe die Freiheit!“ — „Das ist eine sonderbare Freiheit,“ sagte der Prinz, indem er sich zu Duval de Beaulieu wendete, „welche dem Menschen nicht erlaubt, sich in sein eigenes Haus zu verfügen.“ Das Geschrei der Menge ward immer lauter und tobender und Duval de Beaulieu flüsterte dem Prinzen zu:

„Im Namen Ihrer Sicherheit, Monseigneur, bitte ich Sie, mit nach dem Stadthause zu kommen."

Der Prinz mußte nun anfangen zu fürchten, daß diese empörte Bevölkerung ihn als eine Geißel betrachte, die bestimmt sei, ihr den friedlichen Genuß ihrer liberalen Errungenschaften zu sichern. Dennoch nahm er, wie man ihm rieth, die Richtung nach dem Stadthause und machte, vor diesem alten Gebäude angelangt, Halt, um in Gegenwart der in der Vorhalle versammelten Mitglieder der provisorischen Regierung das Volk anzureden.

Der Prinz von Oranien besaß in hohem Grade jene natürliche Beredtsamkeit, welche einen lebhaften Eindruck auf die Massen macht. Er schloß seine Rede mit dem Rufe: „Es lebe der König!" Aber nur wenige Vivats antworteten dieser Ansprache und sie wurden durch das Getöse der Menge übertäubt, welche Wilhelm von Oranien und die Freiheit leben ließ. In diesem Augenblick legte ein Mann aus dem Volke die Hand auf die Kruppe des Pferdes, welches der Prinz ritt. Das Thier, schon durch den fortwährenden Lärm scheu gemacht, schlug aus und traf den Unvorsichtigen, welcher zu Boden stürzte. Nun erreichte die Aufregung der Massen ihren Gipfelpunkt. „Der Prinz möge absteigen und unter uns zu Fuße gehen. Wir sind nicht dazu da, um uns von den Pferden der Holländer zertreten zu lassen!" Prinz Wilhelm stieg hierauf von seinem Pferd, nahm das eines seiner Piqueure, welcher dem Zuge folgte und rief mit lauter Stimme: „Ich werde nicht mehr dieses Pferd reiten, welches einen meiner Mitbürger zu Boden geschlagen hat, und ich werde dem Verwundeten eine Pension von fünfhundert Gulden aussetzen."

Es ist gewiß, daß der Prinz in diesem Augenblicke glauben mußte, die Empörer hätten die Absicht, ihn als Geißel zu behalten und sich dieser Bürgschaft gegen die Regierung zu bedienen, deren Strenge sie auf diese Weise hätten trotzen können. Doch, wie dem übrigens auch sein mochte, in demselben Augenblick, wo er diese letzten Worte gesprochen, lenkte er sein Pferd rasch nach den engen Straßen, welche von dem Stadthause nach dem Justizpalast führen, und sein Generalstab folgte ihm, ehe noch die Mitglieder der Deputation das Ziel dieser seltsamen und brüsken Entfernung errathen konnten. Sie machten sich sofort ebenfalls auf, um dem Prinzen nachzueilen, welcher, indem er sich einen Weg nach dem Park zu bahnen suchte, über die sich ihm entgegenstellenden Barrikaden hinwegsetzte. Einige Männer aus dem Volke bewachten den Platz des Justizpalastes und einer derselben stürzte auf ihn zu und drohete ihn mit seinem Bajonnet zu durchbohren, wenn er noch einen Schritt weiter ritte. Zum Glück schlug ein Bürger die gegen den Prinzen gerichtete Waffe auf die Seite, in demselben Augenblick kam das Gefolge nach und so gelangte man endlich in den Palast, wo die Mitglieder der Deputation ihm ihr Bedauern über die Auftritte ausdrückten, die soeben stattgefunden und die Niemand hatte vorhersehen können.

Nach einer kurzen Erklärung forderte der Prinz mehrere der Notabeln

auf, sich mit ihm über die Maßregeln zu besprechen, welche geeignet wären, die öffentliche Ruhe wieder herzustellen. Man beschloß, daß eine aus einflußreichen Bürgern zusammengesetzte Commission beauftragt werden sollte, Vorschläge zu machen, auf welche Weise das gute Einvernehmen zwischen der Regierung und den Bewohnern von Brüssel wiederherzustellen sei. Eine Proclamation verkündete dem Volke den Entschluß, welcher in dieser Beziehung gefaßt worden. Von diesem Tage an traf die Bürgergarde die strengsten Maßregeln, um den Prinzen von Oranien vor jeder Beleidigung von Seiten des gemeinen Volkes sicher zu stellen und die Personen der höchsten Aristokratie machten sich durch den Eifer bemerklich, womit sie diese Pflicht zu erfüllen suchten.

Die Commission sollte bis zum Morgen des 3. September mit ihrer Arbeit fertig sein. Um zehn Uhr ward sie eingeführt und ihr Präsident, der Herzog von Ursel verkündete in ihrem Namen, daß sie einmüthig die Trennung der beiden Staaten verlange. Der über dieses einstimmige Verlangen erstaunte Prinz gab den Wunsch zu erkennen, daß diese ernste Frage sofort einer Versammlung derjenigen Deputirten zu den Generalstaaten, die sich damals in Brüssel befanden, der Sectionschefs und aller angesehenen Einwohner vorgelegt werde. Man beeilte sich, diesen durch den Prinzen zu erkennen gegebenen Wunsch bekannt zu machen und die Versammlung fand statt. Die Unterhandlungen waren höchst interessant.

„Meine Herren!“ sagte Wilhelm von Oranien mit Bewegung, „ich habe Sie rufen lassen, damit Sie mir offen Ihre Meinung über die Anträge der Commission zu erkennen geben. Ist es wahr, daß der Wunsch nach einer Trennung der Administration allgemein ist?“ — „Ja wohl, ja wohl! Trennung! Trennung!“ rief die Versammlung, deren Acclamationen die draußen versammelte Menge wiederholte. — „Aber,“ sagte der Prinz nach ziemlich langem Hin- und Herreden, „wenn die Trennung stattfände, würden Sie dann der Dynastie Nassau Treue schwören?“ — „Ja, ja,“ antwortete man wieder. — „Und wenn die Franzosen in das Königreich einfielen, würden Sie mit ihnen fraterniſiren oder würden Sie an meiner Seite ihnen entgegenmarschiren, um sie zurückzuschlagen?“ — „Wir würden die Franzosen zurückschlagen und ebenso auch allen Anderen Widerstand leisten, die sich in unsere Angelegenheiten mischen wollten. Es lebe die Freiheit! Es lebe Belgien! Bleiben Sie bei uns, Prinz. Seien Sie unser Oberhaupt, seien Sie unser König!“

Da der Enthusiasmus der Versammlung alle Grenzen überstieg, so ward die Situation des Prinzen von Oranien immer schwieriger. Er dankte mit Würde für die Gesinnungen, die man ihm zu erkennen gab, indem er hinzufügte, daß seine erste Pflicht gegen den König von ihm verlange, den Belgiern das Beispiel des Gehorsams zu geben, daß aber seine Sympathien ihnen blieben und daß er bald als Ueberbringer zufriedenstellender Nachrichten nach Brüssel zurückzukommen hoffe. Ehe man sich trennte, unter-

zeichnete die Versammlung die folgende Proclamation, welche von dem Prinzen contrasignirt ward:

„Einwohner von Brüssel, — Se. k. Hoheit der Prinz von Oranien wird sich unverweilt nach dem Haag begeben, um unsere Reclamationen dem König vorzulegen. Er wird sie mit seinem ganzen Einfluß unterstützen und es ist Grund vorhanden zu hoffen, daß sie Annahme finden werden. Sofort nach seiner Abreise werden die Truppen Brüssel räumen. Die Bürgergarde macht sich auf ihre Ehre verbindlich, keine Veränderung der Dynastie zu dulden und die Stadt und namentlich die Palais zu schützen."

Eine Stunde vor der Abreise des Prinzen baten mehrere einflußreiche Bürger, unter deren Zahl sich auch Herr van de Weyer befand, und die um die Ehre einer letzten Unterredung nachgesucht hatten, ihn nochmals, dem König die gebieterische Nothwendigkeit der Trennung auseinanderzusetzen, indem sie hinzufügten, daß sie, wenn nicht sehr bald eine günstige Antwort einträfe, zweifelten, daß es ihnen dann noch länger möglich sein werde, die Stadt ruhig zu erhalten.

Man versichert, der Prinz habe ihnen hierauf geantwortet, daß er ihnen im Vertrauen seine Sympathien für die Meinung, welche sie soeben in Bezug auf die Trennung der beiden Länder ausgesprochen, erkläre; er werde die besten Argumente anführen, um den König zum Nachgeben in diesem Punkte zu bewegen, aber er fürchte, daß dies ihm nicht gelingen werde, dafern sein Vater nicht von der Uneigennützigkeit seines Verhaltens in dieser Sache überzeugt sei. Um nun zu diesem Ziele zu gelangen, müsse er dem König eine vertrauliche, von ihnen unterzeichnete Schrift vorlegen können, deren Inhalt sie ihm geloben müßten gegen Jedermann zu verschweigen.

Heutzutage zweifelt in Brüssel Niemand mehr daran, daß dieses seltsame Document dem Prinzen von Oranien wirklich ausgestellt worden sei, wiewohl das politische Mißtrauen Wilhelm's I. kaum an die Authenticität einer solchen Thatsache glauben läßt. Hat aber die Geschichte, die Vertraute aller Schwächen, nicht noch viel seltsamere Thatsachen in ihre Annalen einzutragen?

Nach dieser letzten Unterredung stieg der Prinz zu Pferde und schlug, von der Bürgergarde bis Laeken escortirt, wieder den Weg nach Vilvorde ein. Von nun an sollte Brüssel der Obhut seiner Bürger anvertraut sein.

IV.

Kehren wir jetzt nach Frankreich zurück. Wenn die patriotischen Nationalgardisten, welche sich in Tours der Herren Peyronnet, Guernon-Ranville und Chantelauze, sowie zu Granville in der Normandie des Fürsten von Polignac bemächtigt, die Verlegenheiten hätten ahnen können, welche sie auf diese Weise der neuen Regierung bereiteten, die sie als das

Produkt eines über das alte Regime erfochtenen glänzenden Sieges betrachteten, so würden sie wohl Bedenken getragen haben, ihre Beute festzuhalten.

Ein politischer Prozeß, der ganz geeignet war, die durch den Sieg einen Augenblick lang eingeschläferte Volksrache wieder zu erwecken, war allerdings ein sehr beklagenswerther und mißlicher Fall für den Beginn eines noch auf so unsichern Füßen stehenden neuen Königthums.

Ludwig Philipp, dessen ganzes Bestreben darauf gerichtet war, in den Augen Europas die revolutionäre Tragweite der Julikatastrophe möglichst klein erscheinen zu lassen und, trotzdem daß er aus den Barrikaden hervorgegangen, vor den Königen Europa's die Rolle eines conservativen Friedensfreundes zu spielen, Ludwig Philipp, sagen wir, hatte gehofft, daß alle Minister Karl's X. die Grenze erreichen und, im Auslande sicher geborgen, ruhig das Todesurtheil über sich ergehen lassen würden, welches man der durch Agitatoren immer noch aufgeregten Volkswuth als Lockspeise hingeworfen hätte.

Die Verhaftung der Minister warf nothwendig diesen ganzen Plan über den Haufen. Zur Ehre Ludwig Philipp's darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß er, indem er die Situation, so wie sie nun einmal war, sofort annahm, erklärte, daß, es möge kommen was da wolle, die letzten Räthe Karl's X. nicht mit dem Leben büßen sollten. Dies hieß dem Strome der Revolution einen ersten Damm entgegensetzen und die Haltung der Bevölkerungen der einzelnen Ortschaften, welche die Gefangenen auf ihrem Wege nach Paris zu passiren hatten, verrieth mehr als hinreichend die ganze Schwierigkeit einer solchen Aufgabe.

Die Deputirtenkammer beeilte sich, die offenkundige Gesetzwidrigkeit dieser auf eigene Faust und ohne Befehl vorgenommenen Verhaftungen zu legalisiren. In der Sitzung vom 3. August versetzte sie auf Antrag des Deputirten Eusebe Salverte die Minister Karl's X. wegen angeschuldigten Hochverraths in Anklagezustand. In der Sitzung vom 28. September verwies sie die Angeklagten vor die Pairskammer und entschied gleichzeitig, daß drei Commissäre durch geheime Abstimmung aus ihrer Mitte gewählt würden, „um in ihrem Namen alle nöthigen Requisitionen anzustellen und vor der Pairskammer, welcher dieser Entschluß mit allen darauf Bezug habenden Actenstücken sofort zugefertigt werden sollte, die Anklage zu verfolgen, aufrecht zu erhalten und zu Ende zu bringen." Die durch die Kammer zur Vornahme der ersten Verhöre ernannten Commissäre waren Bérenger, Mauguin und Madier de Montjau.

Das Schloß Vincennes war zum Gefängniß für die vier Minister auserseh en worden, welche, auf ihrer ganzen Reise von dem Wuthgeschrei des nach ihrem Blute lechzenden Volkes verfolgt, diese alten Mauern als einen wirklichen Rettungshafen betrachten konnten. Vincennes, wo General Daumesnil commandirte, jener brave und unbeugsame Soldat, von welchem Dupin gesagt hat: „Er wußte sich nie zu ergeben, noch sich zu

verkaufen," das dicht bei Paris gelegene, aber für die Volkswuth unzugängliche Vincennes war dem König als das beste Asyl für die Exminister während der Instruction ihres Prozesses erschienen. Anfangs wies man ihnen vier getrennte Zimmer in dem Pavillon der Königin an, später brachte man sie in den Thurm.

Ihre Haltung war je nach ihren Antecedentien und ihrem Charakter verschieden. Während daher Chantelauze und Guernon-Ranville, für welche das politische Unglück etwas noch Unbekanntes gewesen, von der Schwere ihres Schicksals zu Boden gedrückt zu werden schienen, bewahrte der Fürst von Polignac, welcher in Folge eines eigenthümlichen Zusammentreffens diesen Thurm, in welchen er einmal unter dem Kaiserreich eingesperrt gewesen, schon kannte, trotz seiner physischen Abspannung einen Anschein von energischer Gleichgültigkeit, und Peyronnet sogar einen Stolz, den man gewissermaßen herausfordernd hätte nennen können, wenn dieses Epitheton jemals Anwendung auf das Unglück erleiden könnte.

Von den drei von der Deputirtenkammer gewählten Commissären war Bérenger, ein ausgezeichneter Criminalist, offenbar der fähigste und Mauguin*) der bekannteste. Mauguin, ein feuriger, aber leichtsinniger Geist, ein herrschsüchtiger, aber inconsequenter Charakter, hatte sich mit Enthusiasmus in das revolutionäre Gewühl des Juli gestürzt und als Mitglied der provisorischen Regierung eine wichtige Rolle gespielt, aber dennoch gelang es ihm niemals, gänzlich das Vertrauen einer Partei oder die parlamentarische Gunst und Popularität eines geachteten und gefürchteten Volkstribunen zu besitzen. Er war eine zu hohen Dingen geschaffene, aber unvollständige Natur, wie man sie auf dem Felde der Politik so oft antrifft und total unfähig, sich eine gleichzeitig dauernde und hervorragende Stellung zu erringen.

Die Commissäre begaben sich in zwei Wagen von einer Abtheilung Gendarmerie escortirt, nach Vincennes. Hier wurden sie durch den alten General Daumesnil an der Spitze der in Schlachtordnung aufgestellten Garnison empfangen. Es war dies eine Ehre, die man der parlamentarischen Gewalt erwies, die aber Mauguin in seinem unersättlichen Dünkel noch viel größer und vollständiger gewünscht hätte.

Die Verhöre begannen. Eine Thatsache beherrschte die ganze gegenwärtige Situation der Exminister, nur war es im Angesicht der allgemeinen Aufregung sehr schwer, die strenge Logik dieser Thatsache einzuhalten. Wenn nämlich die Minister in einem constitutionellen Staate für ihre Handlungen verantwortlich sind, so wird dabei vorausgesetzt, daß diese Verantwortlichkeit niemals auf dem Souverain selbst laste. Hier dagegen hatte das Staatsoberhaupt sowohl mit seiner Person als mit seiner Dy-

---

*) Er starb im Jahre 1854, arm und vergessen.

nastie büßen müssen und folgerichtig hätten seine ehemaligen politischen Rathgeber nunmehr außer dem Spiele gelassen werden sollen. Die Leidenschaften des Augenblicks aber sprachen lauter als die strenge Gerechtigkeit und das eben erwähnte gleich von vorn herein durch Polignac aufgestellte Argument ward ohne ernste Discussion sofort beseitigt. Ist übrigens die Verantwortlichkeit der Besiegten ihren Siegern gegenüber in den menschlichen Dingen nicht von jeher eine unbestreitbare Wirklichkeit gewesen?

Der Fürst bekannte sich als Unterzeichner der Juliordonnanzen, weigerte sich aber zu sagen, welcher von den Ministern zuerst den Plan zu dem Staatsstreiche entworfen habe, denn dies sei ein Kabinetsgeheimniß, dessen Enthüllung man nicht mit Fug von ihm verlangen könne. Ferner erklärte er, der Marschall Marmont sei ganz natürlicherweise mit dem Commando von Paris betrauet worden, weil der General Coutard sich damals der Wahlen wegen in der Provinz befunden habe und was den Befehl, auf das Volk zu feuern, beträfe, so hätten nach den wiederholten Versicherungen des Marschalls die Truppen nicht eher gefeuert, als nachdem sie angegriffen worden seien. In Bezug auf die den Belagerungszustand verfügende Ordonnanz erklärte Fürst Polignac, diese Maßregel sei in seinen Augen vollkommen legal, er habe sie contrasignirt und nähme die ganze Verantwortlichkeit dafür auf sich, wer auch übrigens der erste Urheber der Maßregel gewesen sein möge. Ueberhaupt bemühte er sich, die Person Karl's X. und auch zuweilen die seiner Collegen so viel als möglich zu decken und bewies dadurch Ehrgefühl und Treue, so sehr es ihm auch während seiner amtlichen Wirksamkeit an Klugheit und politischer Voraussicht gefehlt hatte.

Peyronnet protestirte zuerst gegen die nach seiner Ansicht illegale Vollmacht der durch die Deputirtenkammer abgeschickten Commissäre. Er weigerte sich, den Verfasser des den Ordonnanzen vorausgegangenen Berichts an den König zu nennen, gestand unumwunden zu, die die Auflösung der Kammer und den neuen Wahlmodus betreffenden Ordonnanzen verfaßt zu haben, indem er hinzufügte, daß Artikel 14 der Charte, innerhalb deren Bestimmungen die Regierung Karl's X. sich streng gehalten habe, ihr vollständig das Recht zugestehe zu thun, was sie gethan habe. Uebrigens ahmte Peyronnet das von dem Fürsten Polignac gegebene Beispiel nach und beobachtete, indem er erklärte, daß er den durch den Marschall Marmont getroffenen militärischen Maßregeln vollständig fremd geblieben sei, ein unverbrüchliches Schweigen über die persönlichen Tendenzen Karl's X.

Guernon-Ranville und Chantelauze hielten ein anderes Verfahren ein. Der erstere erklärte, er habe die durch die Ordonnanzen angeordneten Maßregeln, namentlich die Aenderung des Wahlprincips und die Aufhebung der Preßfreiheit bekämpft. Dabei fügte er hinzu, das Project des Staatsstreiches sei vom 10. bis zum 15. Juli besprochen und beschlossen worden, seine persönliche Mitwirkung habe sich auf Unterzeichnung der den Staats-

streich selbst constituirenden Documente beschränkt, obschon er aber denselben nicht gewünscht, so lehne er doch die Verantwortlichkeit dafür nicht ab.

Der zweite, Chantelauze, bekannte sich offen als Verfasser des den Ordonnanzen vorausgegangenen Berichts an den König, eines Berichts, der, wie man auch übrigens davon denken möge, doch wegen der darin enthaltenen politischen Wahrheiten zu andern Zeiten und unter andern Umständen hingereicht haben würde, dem gefallenen Minister die Sympathien des Volkes zuzuwenden.

Hierauf schritt man zum Verhör der Zeugen, unter welchen sich Arago, Casimir Périer, Laffitte und Gérard befanden und dann setzte Bérenger einen Bericht auf, welcher das Gepräge der Leidenschaften jener Epoche trägt, so daß ihn ein Staatsmann von heute wohl kaum ohne Lächeln lesen kann. Die Schwäche und Unzuverlässigkeit des menschlichen Geistes zeigt sich ja ganz vorzüglich in jenen Contrasten, welche oft binnen wenigen Jahren einer und derselben Generation zu Tage treten. Es sind dies Lehren der Geschichte, die ewig neu und schlagend, aber auch ewig unfruchtbar sind.

Mittlerweile beschäftigten sich schon mehrere Höfe Europa's angelegentlich mit dem Ausgange dieses Prozesses. Es war dies eine verhängnißvolle Krisis, welche, indem sie den Julithron erschütterte, ihn auch vielleicht stürzen konnte, eine gefährliche und entscheidende Probe der Autorität des neuen Souverains über die feindseligen Leidenschaften, welche seinen königlichen Willen so zu sagen von allen Seiten eingeschlossen hielten. Stand zu erwarten, daß er als Sieger aus dieser schwierigen Situation hervorgehen würde? Diese Frage ward von den europäischen Kabineten sehr ernsthaft discutirt.

Ludwig Philipp wußte dies recht wohl und sein Plan war schon entworfen. Derselbe bestand darin, der Deputirtenkammer einen Antrag auf Aufhebung der Todesstrafe vorlegen und die Exminister durch die als Gerichtshof constituirte Pairskammer richten zu lassen. Das Ministerium trat trotz einiger von Dupont erhobenen Einwendungen diesem Plane bei.

In der Sitzung vom 17. August 1830 stellte der Abgeordnete Victor de Tracy den Antrag auf Aufhebung der Todesstrafe. Es ward eine Commission ernannt und ein Berichterstatter gewählt. Dieser Berichterstatter war eben Bérenger. In den ersten Tagen des October erstattete er seinen Bericht, über welchen die Discussion nun eröffnet ward. Dieselbe war sehr lebhaft. Tracy, Lafayette, Kératry sprachen mit Eifer und Wärme gegen die Todesstrafe. Der letztere ging geradezu auf die dahinter verborgene Frage des künftigen Prozesses der Minister ein und rief: „Ich versichere Ihnen, meine Herren, wenn es möglich wäre, in diesem Saale die Eltern und Freunde der muthigen Juliopfer zu versammeln und sie zu fragen: Wollt Ihr Blut für Blut? Redet! so würde diese stumme Jury

verneinend den Kopf schütteln und mit ihrem erhabenen Schmerze an ihren vereinsamten Heerd zurückkehren."

Vergebens antwortete Eusebe Salverte: „Also wenn man der trügerischen Stimme der Humanität glauben soll, so müßte man zu großen Verbrechern sagen: Ihr habt uns die Köpfe abschlagen lassen wollen, behaltet die Euren. Geht in fremde Länder, um dort die Reichthümer zu genießen, die Ihr aufgehäuft habt. Die Zeit wird vergehen, die Leidenschaften verstummen allmälig und in einigen Jahren wird man auf unsern Mauern nicht mehr die mit Kartätschenkugeln darauf geschriebene Geschichte unserer Leiden lesen. Dann wird das öffentliche Mitleid über Eure Verbannung rege werden, es wird verlangen, daß man ihr ein Ziel setze und Ihr könnt dann Euer Land nochmals an den Rand des Abgrundes führen."

Die Kammer beschloß mit überwiegender Majorität eine Adresse an den König, worin sie für gewisse Fälle Aufhebung der Todesstrafe verlangte, und eine Deputation überreichte diese Adresse dem Staatsoberhaupt, welches ihr antwortete: „der Wunsch, den Sie mir zu erkennen geben, lebte schon lange in meinem Herzen."

Und dies war nicht eine gewöhnliche Redensart, sondern der aufrichtige Ausdruck einer wirklichen Wahrheit.

V.

Auf der abschüssigen Bahn der Revolution geht es rasch vorwärts. An demselben Tage, wo der Prinz von Oranien Brüssel verließ, brach der Aufstand in Löwen aus und zwar in Folge der übertriebenen Gerüchte über die Absichten der holländischen Garnison, welche, wie man sagte, die Einwohner dieser Stadt entwaffnen und züchtigen wollte. Die unverkennbare Schwäche der Regierung mußte den Muth ihrer Gegner nothwendig vermehren. Lüttich, Mons, Namur, Tournai, Ath, Charleroi, Dinan, Verviers sympathisirten schon mit der Insurrection und schienen dem Beispiele Brüssels folgen zu wollen. Die holländischen Gouverneure der flamländischen Provinzen hatten ihre ganze Autorität verloren und waren nicht im Stande, sich der Explosion der öffentlichen Meinung zu widersetzen.

Was die von dem Prinzen Friedrich commandirten Truppen betraf, so waren dieselben folgendermaßen vertheilt. Ein Korps von ungefähr sechstausend Mann Infanterie war zwischen Vilvorde und Mecheln zusammengezogen; der rechte Flügel seiner Armee lehnte sich an die Straße nach Gent zwischen Assche und Brüssel; der linke erstreckte sich bis Dinghem, hielt die Chaussee von Löwen besetzt und schob sich bis nach Tervueren vor; die Reserve hielt Contich und Antwerpen besetzt. Der Prinz schien entweder neue Instructionen oder neue Ereignisse abwarten zu wollen, während

einzelne Abtheilungen Freiwillige aus Brüssel Ausfälle machten und seinen Vorposten kleine Scharmützel lieferten. In Vilvorde empfing er die Deputation der Notabeln, welche ihn beschwuren, seine Bemühungen mit denen seines Bruders zu vereinigen, um die Trennung der beiden Staaten herbeizuführen. Bald aber verlegte er sein Hauptquartier bis nach Antwerpen zurück und wies den holländischen Truppen weiter von der Hauptstadt entfernte Cantonnements an.

Mittlerweile hatte der Prinz von Oranien sich schleunigst nach dem Haag begeben, wo seine Ankunft von dem Volke, welches ihn schon verloren geglaubt, mit Enthusiasmus begrüßt ward. Seinem Versprechen treu beschwor er seinen Vater, die Administrativtrennung zu bewilligen, welche die Belgier verlangten. Der König Wilhelm jedoch, der mittlerweile, um der öffentlichen Meinung ein, wiewohl spätes, Zugeständniß zu machen, die Entlassung seines Ministers von Maanen angenommen hatte, weigerte sich, auf eine Forderung von solcher Tragweite einzugehen.

Die außerordentliche Session der Generalstaaten ward am 13. September im Haag eröffnet und der König begnügte sich in seiner Botschaft sie aufzufordern, zu entscheiden: „1) ob die Erfahrung die Nothwendigkeit einer Abänderung der nationalen Institutionen dargethan habe; 2) ob in diesem Falle die durch die Verträge und durch das Grundgesetz zwischen den beiden großen Abtheilungen des Königreichs begründeten Verhältnisse im gemeinsamen Interesse hinsichtlich der Form oder hinsichtlich des Inhalts abgeändert werden müßten."

Die Hoffnung, welche die südlichen Provinzen gehegt, ihren Beschwerden durch die Generalstaaten abgeholfen zu sehen, verschwand sehr rasch im Angesicht der feindseligen Erbitterung, welche die Mehrzahl der holländischen Deputirten gegen die Interessen der belgischen Sache kundgaben und während dieser Zeit machten die Unruhe und Unordnung in Brüssel nur zu rasche Fortschritte.

Vergebens hatte die Sicherheitscommission mit schwerer Züchtigung Alle bedroht, welche die gesetzliche Ordnung stören würden. Diese Proclamation ward zerrissen. Bald bemächtigte sich das Volk des Stadthauses, entwaffnete mehrere Posten der Bürgergarde, pflanzte die brabantischen Farben auf, theilte sich in mehrere Kisten Gewehre und proclamirte, nachdem es die Commission für abgesetzt erklärt, eine provisorische Regierung, an deren Spitze die Herren de Potter, Gendebien und van de Weyer standen. Der Club Saint-George betrieb die revolutionäre Bewegung durch alle möglichen Mittel. Er hatte Pulver in großen Quantitäten kommen lassen und in Folge seiner Aufforderungen brachten die Frauen und Kinder ihre Zeit damit zu, daß sie Patronen machten oder Kugeln goffen. Mit einem Worte, der Widerstand nahm mit jedem Tage einen ernsthafteren Charakter an.

Während das Volk sich auf diese Weise thätigst darauf vorbereitete,

Brüssel zu vertheidigen, versicherten zahlreiche in das Hauptquartier des Prinzen Friedrich entsendete Emissäre, daß in dem Lager der Empörer Anarchie und Unordnung herrschten, daß bei der geringsten Demonstration von Gewalt die Barrikaden zusammenstürzen und die Rebellen verschwinden würden und daß die der Emeute überdrüssige und sich nach Ruhe sehnende Bürgergarde selbst sich jedem Schritte der Regierung günstig zeigen würde, den dieselbe in der Absicht thäte, die Ordnung und die Herrschaft des Gesetzes wieder herzustellen. Jeden Tag trafen neue von den angesehensten Namen unterzeichnete Adressen in dem Hauptquartier ein. Alles schien zusammenzuwirken, um den Prinzen und seine vertrauten Rathgeber zu einem durch seine unmittelbaren Ergebnisse verderblichen, durch seine weiteren Folgen aber noch viel verhängnißvolleren Irrthum zu verleiten.

Jenen lügenhaften Versicherungen Glauben beimessend und den so oft wiederholten Aufforderungen nachgebend, ließ Prinz Friedrich einen Courier nach dem Haag abgehen und da die ausführlichen Depeschen, deren Ueberbringer derselbe war, mit der Meinung der meisten Mitglieder der ersten Kammer der Generalstaaten übereinstimmten, so versammelte der König sofort den Ministerrath. In demselben ward beschlossen, dem Prinzen ohne Verzug eine Proclamation zuzusenden, so wie die Vollmacht, zu verfahren, wie er es angemessen erachten würde. Die Proclamation sollte im Namen des Königs abgefaßt sein und was die Verantwortlichkeit des Unternehmens betraf, so hielt es König Wilhelm für nöthig, seinen Sohn gegen alle Verdächtigungen sicher zu stellen, die gegen ihn laut werden könnten, wenn gegen alles Erwarten der Widerstand der Bewohner von Brüssel ein beklagenswerthes Blutvergießen herbeiführte.

Der Courier kam rasch wieder nach Antwerpen zurück und in der Nacht des 20. September ward von dem Prinzen Friedrich ein Kriegsrath gehalten. Die königliche Proclamation ließ man sofort drucken und in einer großen Anzahl von Exemplaren verbreiten. Ein von dem General Constant de Rebecque entworfener Feldzugsplan war dem Kriegsrath vorgelegt und allgemein gebilligt worden. Die holländische Armee bestand aus zwölftausend Mann Infanterie, sechzehnhundert Mann Cavalerie und vierzig Geschützen. Der größere Theil der Truppen ward gegen Brüssel dirigirt und fünfzehnhundert Mann Infanterie, sechzehnhundert Reiter und acht Kanonen sollten gegen Löwen marschiren. Der Oberst van Balveren rückte auf der Straße von Gent vor, um das Flandrische Thor und die Vorstädte von Brüssel zu occupiren. Der General de Favauge dirigirte sich auf der Chausse von Vilvorde nach dem Thore von Laeken. Bylandt und Schnurman sollten das Schaerbeeker Thor forciren und in den Park eindringen. General Trip endlich marschirte auf das Löwener Thor und die Reservebatterie postirte sich auf der Anhöhe, welche die äußeren Boulevards hinter dem Palais des Prinzen von Oranien beherrschte.

Das Heranrücken der königlichen Truppen ward sehr schnell bekannt

und obschon mehrere Anführer der Bürgergarde und einige Mitglieder der Sicherheitscommission es räthlich gefunden hatten, die Stadt zu verlassen, so organisirte sich doch der Widerstand überall mit großer Energie. In einem Augenblick war das Straßenpflaster aufgerissen, die Barrikaden vervielfachten sich, Wurfgeschosse aller Art wurden in die obern Räume der Häuser geschafft, um auf die Truppen herabgeschleudert werden zu können. Ungefähr dreitausend Mann von der mit Flinten oder Pistolen bewaffneten Bürgergarde wurden auf dem großen Platze gemustert. Unter dieser Zahl befanden sich auch die von Rogier commandirten vierhundert Lütticher und ein von Grégoire, Mellinet und Niellon angeführtes Korps Freiwilliger. Der Baron Hoogvorst hatte das Obercommando der acht Sectionen, aus welchen diese Bürgergarde bestand, abgelehnt und sie wählte nun erst den Grafen Vandermere und dann den General van Halen zu ihrem Anführer.

Diese Musterung war kaum vorüber, als Bauern aus den nahgelegenen Dörfern in die Stadt geeilt kamen und meldeten, daß die Vorposten der königlichen Truppen nur noch einen Kanonenschuß weit von den Vorstädten entfernt seien. Die Ankunft dieser Flüchtlinge war das Signal zu dem seltsamsten Schauspiel von Unordnung und Verwirrung. Thüren und Fenster schlossen sich wie in den traurigen Augusttagen. Die Sturmglocke von St. Gudula dröhnte durch das Wirbeln der Trommeln, um die erschrockene Bevölkerung zu den Waffen zu rufen.

Die Mehrzahl der Einwohner von Brüssel hielt den Widerstand für unmöglich und wie hätte man auch in der That glauben sollen, daß es einer Stadt, die nur von dreitausend kühnen aber undisciplinirten Freiwilligen vertheidigt ward, gelingen könnte, den Angriff gegen sie gesendeter regulärer Truppen zurückzuschlagen?

Wir haben schon gesagt, daß die Mehrzahl der Mitglieder der Sicherheitscommission Brüssel verlassen hatten. Die ganze Autorität ruhte demnach in den Händen der Anführer der bewaffneten Macht, welche auch in der That in diesen schwierigen Augenblicken einen hohen Grad von Klugheit und Entschlossenheit entfalteten. Um das Vertrauen zu benutzen, welches die Freiwilligen zu sich selbst hatten, ein Vertrauen, welches mit der Gefahr zu wachsen schien, zogen sie ein Korps von fünfzehnhundert Mann zusammen, theilten es in drei Detachements und entsendeten diese zum Angriff auf die königlichen Truppen — eine unerhörte Kühnheit, welche, dafern sie nur einen Schein von Gelingen für sich erhielt, dem Volke nothwendig den höchsten Begriff von seinen Vertheidigern geben mußte.

Die drei Detachements, welche die Stadt zu verschiedenen Thoren hinaus verlassen hatten, stießen bald auf die holländischen Vorposten. Sie warfen sich in durch Gräben und Bäume vertheidigte Verhaue und unterhielten bis in die Nacht hinein ein gut genährtes Musketenfeuer und zogen

sich dann in ziemlich guter Ordnung nach Brüssel zurück, obschon die holländische Cavallerie, die sie zu wiederholten Malen angriff, ihnen einige Verluste beibrachte.

Durch diesen ersten Erfolg noch mehr ermuthigt, machten die Freiwilligen am Morgen des 22. einen neuen Ausfall. Eben so wie den Tag vorher griffen sie die königlichen Truppen an, die in einer unbegreiflichen Unthätigkeit geblieben waren, und eben so wie den Tag vorher konnten sie sich, ohne belästigt zu werden, wieder zurückziehen — ein ungeheurer Fehler von Seiten der Holländer, welche, während sie sich ernstlich der Stadt bemächtigen wollten, auf diese Weise gestatteten, daß die Einwohner von Brüssel ihre doch so augenscheinliche Uebermacht in Zweifel ziehen konnten.

Am 22. um sechs Uhr Abends versammelten sich die Anführer der Bewegung auf dem Stadthause, um zu berathen, ob man sich ergeben oder sich zu vertheidigen versuchen solle. Die Meinungen waren getheilt, indessen schien doch die Majorität sich zu dem ersten dieser beiden Entschlüsse hinzuneigen, Gregoire aber, Rouffel von Löwen, Mellinet und Niellon schwuren nach einer heftigen Discussion, daß sie Brüssel bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen würden. Der Widerstand ward demnach beschlossen und die Versammlung trennte sich. Indessen wurden um eilf Uhr Abends die Bitten der Kaufleute der Stadt so dringend, daß man auf den gefaßten Entschluß nochmals zurückkommen zu müssen glaubte. Um Mitternacht ward daher eine von vierzig Notabeln unterzeichnete Adresse an den Prinzen Friedrich abgesendet.

Unglücklicherweise zog am Morgen des 23. das Volk, welches an dem kleinen Kriege, welchen man mit ihm führte, Geschmack fand und sich allmälig den Freiwilligen anschloß, eben so wie die vorhergegangenen Tage den Truppen entgegen, welche diesmal einen ernsthaften Angriff auf die Stadt machen zu wollen schienen und in vier Kolonnen vorrückten. „Das erbärmlichste und schwächlichste aller Geschöpfe ist der Mensch," sagt der alte Montaigne, „und dennoch auch zugleich das übermüthigste."

Die rechte Kolonne, welche ihre ganze Cavalerie an der Spitze hatte, marschirte durch die Vorstadt und erreichte das Flandrische Thor. Da sie auf keinen Widerstand stieß, so war der Commandant so unklug, in die enge Straße einzudringen, welche von dem Kanal von Charleroi anhebend nach der Mitte der Stadt führt. Kaum aber hatten seine Husaren das Flandrische Thor passirt, als sie durch eine höllische Sündfluth von glühender Asche, siedendem Oel, ungelöschtem Kalk, Steinen und durch ein mörderisches Musketenfeuer empfangen wurden. Die Pferde brachen verstümmelt zusammen, die Reiter fielen durch unsichtbare Hände getödtet oder verwundet. Die Husaren, welche dieses eigenthümliche und furchtbare Vertheidigungssystem entmuthigte, warfen sich auf die Infanterie und rissen sie mit sich auf die andere Seite des Kanals zurück, wo die holländische

Artillerie aufgestellt war. Eine große Anzahl Offiziere und Soldaten hatten bei diesem Angriff unter den seltsamen Wurfgeschossen des gewöhnlichen Arsenals der Insurrectionen den Tod gefunden.

Dem Schaerbeeker Thore gegenüber befanden sich der Prinz Friedrich und der Generallieutenant Constant de Rebecque. Der Prinz wollte jeden Zusammenstoß vermeiden und glaubte übrigens, auf die lügnerischen Adressen hin, die ihm in sein Hauptquartier geschickt worden, daß seine Truppen auf keinen ernsten Widerstand stoßen würden. Der General Constant de Rebecque stellte sich sogleich, von einigen Offizieren des Generalstabs begleitet, an die Spitze der Kolonne, rückte gegen das Thor vor und glaubte eben so wie der Prinz mit freundschaftlichen Demonstrationen empfangen zu werden. Es dauerte nicht lange, so ward er durch das gegen ihn gerichtete lebhafte Musketenfeuer von seinem Irrthum überführt. Die holländischen Kolonnen öffneten sich nun und demaskirten eine Batterie von sechs Geschützen, welche das Feuer von den Barrikaden und aus den Häusern mit Nachdruck erwiederte.

Bald waren die äußeren Werke genommen, doch dauerte das Feuer der Belagerten auf für die Angreifer mörderische Weise fort und die hohen Verschanzungen vor dem Thore widerstanden dem kleinen Kaliber der holländischen Geschütze. Nun ward ein Detachement Sappeurs abgeschickt, um die Mauer des Grabens zu demoliren und durch diese Bresche drang eine Brigade Infanterie, durch das Feuer von vier auf der Terrasse des botanischen Gartens postirten Geschützen gedeckt, in die Stadt ein. Sofort formirte sie sich auf dem Boulevard in Kolonne und warf sich nach einem ziemlich blutigen Kampfe in die Rue Royale, wo sie Alles, was sich ihr in den Weg stellte, bis zur Höhe des Parks zurückwarf, welchen sie eben so wie die daranstoßenden Palais besetzte. Eine zweite Brigade Infanterie, welche dasselbe Manöver hatte ausführen und denselben Weg zu nehmen versuchen wollen, ward durch das Volk zurückgeworfen und gezwungen, sich längs der Boulevards hinzuziehen, um den Park zu gewinnen, wo sie sich eben so wie die erste festsetzte.

Noch vor zehn Uhr Morgens besetzten die königlichen Truppen die Thore von Schaerbeek, Löwen und Namur, den Park, die Paläste und die sämmtlichen Vorstädte, aber es war klar, daß das Volk entschlossen war, der Ausführung des durch den König festgestellten Planes einen lebhaften Widerstand entgegenzusetzen. Der General Trip war davon für seine Person so fest überzeugt, daß er, nachdem er auf dem ihm angewiesenen Punkte Position genommen, an den Prinzen Friedrich einen Rapport erstattete, in welchem er ausführte, daß es unmöglich sein würde, den übrigen Theil der Stadt zu occupiren ohne gewissermaßen jedes Quartier zu belagern und ohne den größten Theil der wichtigen Gebäude dieser unglücklichen Stadt zu verwüsten, die dann durch die Vertheidigungsweise ihrer Einwohner einem sichern und vollständigen Ruin preisgegeben wäre. Von

diesem Augenblick an verlor der Angriff der Holländer seine ganze Energie.

Nun gab Prinz Friedrich, der vor allen Dingen seinen Ruf der Mäßigung und Klugheit unverletzt erhalten wollte, sich aber auch andererseits nicht entschließen konnte, jener trügerischen Hoffnung zu entsagen, welche ihn in eine so grausame und falsche Stellung versetzt hatte, dem Rathe des Generals Constant de Rebecque nach und bestimmte, daß die Truppen die errungenen Positionen behaupten sollten, ohne weiter vorzudringen zu suchen, während man sich bemühen würde, mit den Anführern des Volks in Unterhandlung zu treten. Auf seinen Befehl ward der Oberstlieutenant Gumoens als Parlementär zu den Revolutionsbehörden geschickt, um zu bewirken, daß einige der an der Spitze der Bewegung stehenden Männer in das Hauptquartier kämen, um sich mit dem Prinzen über die zulässigsten Mittel, dem Blutvergießen Einhalt zu thun, zu besprechen.

Der holländische Parlementär war in seiner Mission nicht glücklich. Von dem Pöbel auf die brutalste Weise angegriffen, wäre er vielleicht der Volkswuth zum Opfer gefallen, wenn ihn nicht Mellinet und Niellon den Händen seiner Häscher entrissen hätten. Einige Stunden vergingen, ehe Gumoens mit den Anführern sprechen konnte, welche zu Unterhandlungen geneigt zu sein schienen. Als er ihnen den Gegenstand seiner Mission auseinander gesetzt hatte, beauftragten sie drei Abgeordnete, sich zu dem Prinzen Friedrich zu begeben; diese aber weigerten sich, diesem Auftrage unter dem Feuer der Kämpfenden Folge zu leisten und das Project mußte aufgegeben werden.

Hoogvorst und Coppyn zeigten sich als bessere Bürger. Sobald als die Nacht eingebrochen und das Feuer zwischen den Truppen und dem Volke schwächer geworden war, begaben sie sich mit einer weißen Fahne in der Hand in das Hauptquartier des Prinzen, welches sich in einem Hause in der Nähe des botanischen Gartens befand. Sobald sie vorgelassen wurden, setzten sie ihm freimüthig die moralische Situation Brüssels so wie auch alle Vorkehrungen auseinander, welche das Volk im Angesicht eines verzweifelten Widerstandes getroffen hatte.

„Monseigneur," sagte Baron Hoogvorst, „es giebt kein anderes Mittel, einen Waffenstillstand zu erlangen und dem Blutvergießen Einhalt zu thun, als wenn man sobald als möglich eine Proclamation veröffentlicht, welche in positiven Ausdrücken verkündet: 1) Allgemeine Amnestie, das heißt ohne alle Ausnahme; 2) die Gewißheit einer Administrativtrennung; 3) das Versprechen, daß die Truppen wieder die Position einnehmen werden, welche sie vor dem 21. September inne hatten."

Der Prinz wollte nicht die Verantwortlichkeit für einen solchen Schritt auf sich nehmen, ohne vorher Instructionen aus dem Haag erhalten zu haben. Die Discussion war lang; sie dauerte die ganze Nacht und Hoogvorst vergaß nicht, alle seinem Antrage günstigen Argumente geltend

zu machen. Diese wichtige Unterredung endete erst bei Tagesanbruch, eben als die Sturmglocke wieder zu läuten begann.

Von nun an verwandelte sich der Angriff der königlichen Truppen in eine bloße Vertheidigung. Die von Rogier commandirten Freiwilligen von Lüttich, welche am Tage vorher, als man noch an der Möglichkeit des Widerstandes zweifelte, Brüssel verlassen hatten, waren eiligst in die Stadt zurückgekehrt und die wallonischen Insurgenten kamen in großer Anzahl auf allen Wegen herbei, welche die Holländer unklugerweise zu besetzen versäumt hatten. Eine provisorische Verwaltungscommission hatte sich gebildet und bestand aus den Herren von Hoogvorst, von Coppyn, Vanderlinden, Rogier und Jolly.

Viele Bürger, die bis jetzt friedliche und ängstliche Zuschauer des Kampfes gewesen, begannen nun auch daran Theil zu nehmen und wollten die Zerstörung ihres Eigenthums rächen. Gendebien und Van de Weyer hatten vierzehn Fässer Pulver in die Stadt bringen und um das Volk noch mehr aufzureizen, an allen Ecken eine Proclamation ohne Unterschrift anschlagen lassen, welche verkündete, Prinz Friedrich habe seinen Soldaten eine zweistündige Plünderung versprochen.

Die Lage der Holländer ward von Augenblick zu Augenblick immer kritischer. Die in den den Park umgebenden Gebäuden verschanzten Freiwilligen unterhielten gegen die holländischen Truppen ein mörderisches Feuer, welches diese nur mit offenbarem Nachtheil beantworten konnten. An der Ecke der Place Royale und dem Parkthor gegenüber war eine Barrikade errichtet worden. Hinter dieser Verschanzung hervor ließen Hunderte von Insurgenten fortwährend auf die königlichen Artilleristen einen Kugelregen spielen, gegen welchen sie nichts zu schützen vermochte. Die holländischen Generale — man sollte es kaum glauben — vernachlässigten die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln und ließen keinerlei Werk errichten, um ihre Artillerie und ihre Tirailleurs zu decken. Diese wackern unglücklichen Soldaten hatten sich eine Art Wall von den Leichen ihrer Pferde aufgebaut, fielen aber fast alle unter den Kugeln ihrer unsichtbaren Feinde. Noch unglaublicher ist es, daß man nicht einmal einen Versuch machte, sich des Hotels Bellevue und anderer Gebäude zu bemächtigen, welche den Insurgenten als Festungen dienten. Prinz Friedrich hatte sich vorgenommen, auf der Defensive zu bleiben und seine Stellung im Mittelpunkte einer Stadt zu behaupten, in welcher er noch immer Unterhandlungen anzuknüpfen hoffte. Märtyrer dieses eben so gefährlichen als wirkungslosen Systems verlor er die Partie vielleicht blos deshalb, weil er sie nicht hatte spielen wollen.

Drei Tage und drei Nächte hindurch verharrte der Prinz in dieser passiven Haltung. Allerdings konnte er die Stadt bombardiren und sie zwingen, wieder das orangenfarbene Banner aufzupflanzen. So oft ihm aber dieser Vorschlag gemacht ward, wies er ihn mit Abscheu zurück —

edle Regung eines großmüthigen Herzens, welche die Bevölkerung von Brüssel nicht anerkannte, sondern den Charakter des Prinzen verleumdete und seine Nachsicht mißbrauchte.

Er hatte dem König gemeldet, wie er durch falsche Gerüchte über die wahre Stimmung in dieser Stadt getäuscht worden, auf deren Unterwerfung durch Gewalt er verzichtete. Wahrscheinlich erhielt er hierauf Instructionen aus dem Haag und in der Nacht des 27. ward den Truppen Befehl gegeben, Brüssel zu verlassen. Sie räumten in aller Stille den Park und die Paläste, welche sie besetzt gehalten, behielten zwei Tage lang die Stellungen, die sie am Tage vor dem Angriff eingenommen und begannen am 29. ihre rückgängige Bewegung auf Antwerpen, wohin das Hauptquartier verlegt ward. Die verschiedenen Korps wurden in Walhem, Dusse, Lierre und Boom kantonnirt. Der Herzog von Sachsen-Weimar, welcher das Commando der Avantgarde übernommen hatte, stellte seine Vorposten in dem Dorfe Sempst auf.

Der Verlust der Holländer betrug ungefähr neunhundert Mann an Getödteten, Verwundeten und Gefangenen. Unter den Verwundeten befand sich auch der Generallieutenant Constant de Rebecque. Der Verlust der Belgier betrug achtzehnhundert Mann an Todten und Verwundeten. So endete diese unter dem Einfluß eines beklagenswerthen Irrthums unternommene Expedition.

Obschon der Rückzug der königlichen Truppen in der größten Ordnung und ohne daß die Belgier es sich einfallen ließen, sie zu verfolgen, vor sich ging, so war er doch das Signal zur allgemeinen Erhebung ganz Belgiens. Die brabantischen Farben flogen von Thurm zu Thurm und verkündeten den erstaunten Bevölkerungen den Triumph der Sache des Volks und die Niederlage der Truppen, welche abgeschickt worden, um die Revolution in der Geburt zu ersticken. Die Siegesgesänge, welche auf den öffentlichen Plätzen von Brüssel schallten, sollten bald einen lauten Widerhall in Flandern finden und wie die Mauern von Jericho bei dem Schmettern der Posaunen des Volkes Gottes zusammenstürzten, so stürzte auch das durch den Wiener Congreß so mühsam errichtete Gebäude bei dem einmüthigen Rufe eines Volkes zusammen, in welchem plötzlich das Gefühl seiner Unabhängigkeit und seiner Nationalität erwacht war.

Viertes Buch.

I. Emeute des 18. October zu Paris. Proclamation des Seinepräfecten. Ministerwechsel. Kabinet vom 2. November. — II. Provisorische Regierung in Belgien. Versöhnliche Mission des Prinzen von Oranien. Sie scheitert. Die Stadt Antwerpen wird durch belgische Freiwillige eingenommen. Bombardement von Antwerpen. — III. Situation Europa's. Neapel und Pepe. Thronbesteigung Ferdinand's II. Rom. Gregor XVI. Piemont. Großbritannien. Wahlen und Eröffnung des Parlaments. Sturz des Kabinets Wellington. Preußen. Rußland. Antwort des Kaisers Nikolaus auf den Brief Ludwig Philipp's. — IV. Das Ministerium Laffitte. — V. Polen. — VI. Aufstand vom 29. November. Chlopicki's Dictatur. — VII. Die Minister Karl's X. werden nach Paris gebracht. Ihr Prozeß.

I.

Ludwig Philipp hatte, indem er die öffentliche Nachsicht zu Gunsten der letzten Minister Karl's X. im Voraus provocirte, die Hälfte der Aufgabe, die er sich gestellt, erfüllt, aber noch hatte er die Rechnung mit dem durch die Partei der permanenten Revolution aufgeregten Volkshasse abzumachen. Die Republikaner, welche mit Grund fanden, daß die Gelegenheit gut war, hüteten sich wohl, sich sie entschlüpfen zu lassen. Eine dumpfe durch sie angeregte Gährung war das Erste, was sich kund gab; bald aber zeigte sich die Emeute am hellen lichten Tage auf der Straße.

Am 18. October stießen zahlreiche Gruppen, die sich in den Vorstädten am Pantheon auf dem Vendome-Platz gebildet hatten, zu einer vorher verabredeten Stunde zusammen. Sie zogen nach dem Palais Royal unter dem Rufe: „Tod den Ministern!“ und schwenkten eine Fahne, deren Aufschrift diesen selben blutdürstigen Wunsch wiederholte. Der Anblick dieser Emeute war ein sehr beunruhigender. Aus Menschen, die nichts zu verlieren hatten, und aus Führern, die bereit waren, Alles zu wagen, zusammengesetzt, zog sie grollend nach der Wohnung des Königs und rüttelte an den in aller Eile geschlossenen Gittern.

Einige Bataillone Nationalgarde und ein Regiment Linie, welches man hinter den Uniformen der Bürgermiliz den Blicken des Publikums entziehen zu wollen schien, bildeten die kleine Garnison des Palastes. Ihre Haltung war so vortrefflich, daß die wuthschnaubende Menge sich ein erstes Mal entfernen mußte und den Weg nach Vincennes einschlug. Von der Annäherung dieses verdächtigen Haufens, welcher in das Schloß eindringen und mit eigenen Händen Justiz üben wollte, in Kenntniß gesetzt, ging der alte Daumesnil ihm entgegen und erklärte, daß er, wenn man weiterzugehen versuchen sollte, lieber die Festung in die Luft sprengen, als seine Gefangenen herausgeben würde.

Die energische Haltung des wackern Kriegers flößte den wüthenden Schaaren Respect ein. Sie marschirten mit einem Tambour an der Spitze wieder nach Paris zurück und ihre Fluth brach sich noch einmal an den Gittern des Palais Royal, wo sich mittlerweile der Ministerrath versammelt hatte. Man erzählt, daß Ludwig Philipp, der in diesem Augenblick in Begleitung von Odilon Barrot auf der Terrasse spazieren ging und die zahlreichen Vivats hörte, welche den von der Popularität, welche sein Name und seine Autorität zu genießen schienen, augenscheinlich geschmeichelten Seinepräfecten begrüßten, lächelnd zu ihm sagte: „Früher einmal und an dieser selben Stelle habe ich auch rufen hören: Es lebe Pétion!“ Der König liebte dergleichen Rückblicke auf die Vergangenheit und stellte oft Vergleichungen der Menschen und Ereignisse der Julirevolution mit den Menschen und Ereignissen seiner Jugend an. Einige Jahre später sagte er auch, indem er von einem seiner Minister, Passy, sprach: „Passy ist Roland ohne seine Frau.“

Die Emeute hatte sich zerstreut und war vor der organisirten Macht verschwunden. Uebrigens war dies nur ein Probeschuß gewesen und alle Welt begriff dies. Hatten aber wohl der Seinepräfect und der Polizeipräfect in diesem Falle ihre Pflicht, ihre ganze Pflicht gethan? Hatten sie sich über die Wichtigkeit der Zusammenrottungen, über die wirklichen Tendenzen der Menge genügend unterrichtet? Hatten sie verstanden, die Maßregeln zu treffen, welche durch den Ernst dieses Vorfalls nothwendig gemacht wurden? Man hatte Grund, dies zu bezweifeln.

Der Polizeipräfect Girod hatte sich beeilt, eine unbedeutende Proclamation anschlagen zu lassen und darauf hatte sich seine Einwirkung auf die Massen beschränkt, während der Seinepräfect seinerseits das Volk von Paris in seltsam bedeutungsvollen Worten anredete. „Eure Behörden,“ sagte er, „sind schmerzlich betrübt, über die Unordnungen, welche die öffentliche Ruhe in dem Augenblicke stören, wo der Handel und die Industrie, welche der Sicherheit so sehr bedürfen, im Begriff standen, aus dieser schon zu lange andauernden Krisis herauszutreten. Nicht Rache verlangt dieses Volk von Paris, welches stets das Volk der drei großen Tage, das tapferste und großmüthigste Volk der Erde ist, sondern Gerechtigkeit. Ein

unzeitiger Schritt hat zu der Vermuthung Anlaß gegeben, daß man damit umgehe, den gewöhnlichen Verlauf der Gerechtigkeit in Bezug auf die ehemaligen Minister zu unterbrechen. Daher rührt jene Aufregung, welche für die gutgesinnten Bürger keine andere Ursache hat, als ein reines Mißverständniß. Ich versichere Euch, meine Mitbürger, aufs feierlichste, daß der Lauf der Gerechtigkeit weder gestört noch unterbrochen worden ist und es auch niemals sein wird."

Auf diese Weise scheute sich der Seinepräfect, indem er zuerst das Beispiel einer beklagenswerthen Anarchie in den Staatsgewalten gab, nicht, einen Act der Deputirtenkammer, das Resultat eines mit bedeutender Majorität gefaßten Beschlusses, öffentlich zu tadeln und redete, blos von dem Wunsche getrieben, eine Sonderstellung einzunehmen und so zu sagen, seine politische Individualität zu zeigen, das Volk in einer Sprache an, die fast eben so revolutionär war, wie die der Emeute.

Dieses Debüt des Herrn Odilon Barrot brachte auf die bürgerlichen Klassen einen peinlichen Eindruck hervor, ohne die gemeinen Massen des Volks zu befriedigen. Es war einmal Barrot's Schicksal, stets dieses negative Resultat zu gewinnen, sobald er die Macht in den Händen hatte, dagegen in den Reihen der Opposition die furchtbarsten und sichersten Streiche zu führen. Man kann es nicht oft genug sagen: Der Instinkt der Autorität und der Instinkt der Discussion zerstören sich wechselseitig im Menschen. Man wird als Monarchist oder Republikaner, als Conservativer oder Revolutionär geboren und diese ersten Tendenzen entwickeln sich nur während des ganzen Lebens. Odilon Barrot's politisches Schicksal ist ein sehr eigenthümliches gewesen. Mit einem vortrefflichen Herzen und einer in den parlamentarischen Epochen, die er mit durchgemacht, kostbaren Beredsamkeit begabt, hat er nur verstanden umzustürzen und zu zerstören, ohne es zu wollen, Blut und Thränen fließen zu machen und vor lauter Eifer für sein Vaterland und dessen Interessen und Ruhm dazu beizutragen, Frankreich an den Rand des Verderbens zu bringen. Allerdings ist er nicht der einzige Schuldige und es werden sich im Verlaufe unserer Geschichte noch viele andere Namen um den seinen gruppiren. Aber doch ist er unter diesen einer der Schuldigsten und zwar wegen der ausnahmsweisen Talente, welche die Vorsehung ihm verliehen, welche in seiner Person zu gen zu wollen scheint, wie ein ehrlicher Mann seinem Vaterlande eben so viel Uebles zufügen kann, als der erbittertste und furchtbarste Feind der Gesellschaft.

Ludwig Philipp besaß einen zu gouvernementalen Geist, um von den Ausdrücken dieser Proclamation des Herrn Odilon Barrot nicht peinlich betroffen zu werden. Er sprach von der Entfernung dieses gefährlichen Beamten, der General Lafayette und Dupont (de l'Eure) aber vertheidigten den Seinepräfecten so warm und lebhaft, daß ihre beiderseitige Entlassung leicht das Ende sein konnte, auf welches ihre Reden hinausliefen. Auch

Laffitte schien, obschon mit weniger Eifer, geneigt zu sein, Barrot zu vertheidigen. Der General Sebastiani, Freund und Vertrauter des Königs, wollte vermitteln und schlug vor, den Seinepräfecten zu bewegen, daß er freiwillig zurücktrete. Aber auch dieser Versuch mißlang und führte nur zu heftigen Stürmen im Schooße des Kabinets. Der gemäßigte Theil des Ministeriums, das heißt Casimir Périer, Guizot, Molé, Broglie, Dupin und Bignon, beschlossen nun in Folge eines leichtbegreiflichen Anstandsgefühls von dem Staatsruder zurückzutreten und ihre Portefeuilles in die Hände des Königs zurückzugeben. Vergebens bot Ludwig Philipp, welcher mit Bangigkeit den Augenblick des Prozesses der Exminister herannahen sah und sein Kabinet, wenigstens bis zu dieser gefürchteten Periode, unversehrt zu erhalten gewünscht hätte, persönlich alles auf, um die Männer zurückzuführen und die Meinungsverschiedenheiten auszusöhnen. Alle seine Bemühungen waren umsonst. Die Uebereinstimmung in dem Kabinet, von welcher Art auch seine politische Nüance sein mochte, ward übrigens eine gebieterische Nothwendigkeit im Angesicht der Manövers der Parteien und die Berechnung des Königs wäre nur so lange richtig gewesen, als ein Coalitions-Ministerium seinen Gegnern wirklich ein fest zu ihrer Bekämpfung zusammenhaltendes Personal gezeigt hätte. Alles, was uneinig ist, muß nothwendig untergehen.

Nach vielen Schwierigkeiten und Weigerungen gelang es Laffitte, am 2. November 1830 eine Combination zu bilden, in welcher er Kabinetspräsident ward und das Portefeuille der Finanzen bekam. Der Marschall Gérard erhielt das Departement des Krieges, der Marschall Maison die auswärtigen Angelegenheiten, Montalivet das Innere, Dupont (de l'Eure) die Justiz, General Sebastiani die Marine und Mérilhou den öffentlichen Unterricht. Wenige Tage nachher, am 17. November, sollte eine wichtige Veränderung diese ministerielle Combination noch weiter modificiren. Der Marschall Soult ersetzte den Grafen Gérard im Ministerium des Kriegs, General Sebastiani ward Minister der auswärtigen Angelegenheiten und der Graf d'Argout ersetzte diesen letztern in der Marine.

Mittlerweile schritt die Deputirtenkammer, welche, wie wir bereits gesagt, in ihrer Sitzung vom 28. September die verhafteten Exminister sowohl als die noch flüchtigen*) vor die Pairskammer verwiesen hatte zur Ernennung der mit Fortstellung der Anklage zu beauftragenden Commissäre und ihre Wahl fiel auf Bérenger, Persil und Madier de Montjau.

Die Pairskammer hatte ihrerseits am 1. October den folgenden Beschluß gefaßt: „In Anbetracht der unterm 30. September erhaltenen Mittheilung von dem von der Deputirtenkammer in der Sitzung vom 28. desselben Monats gefaßten Beschlusse und der Ernennung der mit Fortstellung in der ge-

*) Die noch flüchtigen Minister waren bekanntlich d'Haussez, Montbel und Capelle.

nannten Mittheilung bezeichneten Anklage beauftragten Commissäre beschließt die Kammer sich, um das weiter Erforderliche zu verfügen, nächsten Montag den 4. des gegenwärtigen Monats Mittags als Gerichtshof zu versammeln."

Die öffentlichen Debatten des Ministerprozesses begannen jedoch erst den nächstfolgenden 15. December.

II.

Nach dem erfolglosen Ausgang der Expedition gegen Brüssel hatte sich der Prinz Friedrich nach Antwerpen zurückgezogen, wohin der Prinz von Oranien, sein Bruder, sofort Auftrag erhielt, sich in Begleitung des Herzogs von Ursel, des Grafen von Aerschot und mehrerer andern belgischen Mitglieder der Generalstaaten zu begeben. In Folge langer Berathungen mit dem diplomatischen Corps hatte das Kabinet des Haags beschlossen, dem Prinzen genügende Vollmachten zu ertheilen, um in Belgien vorläufig und bis zur vollständigen Ausführung der verlangten Trennung eine neue Administration einzurichten. Drei Minister und sieben Räthe wurden ernannt, um den Prinzen bei dieser schwierigen Mission zu unterstützen. Eine Proclamation ward erlassen, aber sie brachte keine Wirkung hervor.

Die Belgier hatten sich beeilt, die provisorische Regierung zu constituiren, welche die Geschicke ihres Landes lenken sollte. Die Wahl fiel auf Emmanuel von Hoogvorst, Felix von Merode, De Potter, Alexander Gendebien, Sylvan van de Weyer, Charles Rogier, Coppyn und Nicolay. De Potter, der unter der vorigen Regierung wegen Preßvergehens verfolgt worden war und sich nach Paris begeben hatte, wo er in häufigen Beziehungen zu Lafayette gestanden, kam triumphirend nach Flandern zurück und Brüssel empfing ihn mit unaussprechlichem Enthusiasmus. Man begrüßte ihn als Befreier des Volkes, als Urheber der Revolution. Wer hätte damals geglaubt, daß wenige Tage darauf sein Name in Belgien vollständig vergessen sein würde? Uebrigens aber mußte ja der Republikaner de Potter wissen, daß der tarpejische Felsen nicht weit vom Capitol entfernt ist und daß die Popularität der Volkstribunen eben so schnell schwindet, als die der Könige.

Der Prinz von Oranien sah sich bei seinem Versöhnungswerke von sehr großen Hindernissen umringt, denn die holländischen Generale, welche die ihnen angethane Schmach zu rächen wünschten, zeigten sich durchaus nicht geneigt, einer den belgischen Interessen günstigen Politik das Wort zu reden. Juan van Halen, ein spanischer Flüchtling, der in der Brüsseler Armee General geworden, hatte an den Prinzen geschrieben, daß nur ein unbegrenzter Liberalismus hinfort die Strafe für die Fehler seiner Familie von ihm fern halten könne und daß es von der größten Wichtigkeit sei, bei keiner der Maßregeln, die er zu treffen im Begriff stünde, die Intervention des Königs durchblicken zu lassen.

Vom 5. bis zum 16. October schwankte der Prinz zwischen dem politischen Interesse und der Kindespflicht. Endlich nachdem er bei der von der provisorischen Regierung mit Ausarbeitung eines Constitutionsentwurfs beauftragten Commission vergebens neue Schritte gethan, nachdem er seine versöhnlichen Absichten durch eine heftige Proclamation seines Vaters, welche die Holländer im Namen ihres Königs, ihres Vaterlandes und ihres Gottes aufforderte, gegen die Rebellen zu den Waffen zu greifen, vereitelt gesehen, faßte er plötzlich den Entschluß, alle Beziehungen zu der holländischen Regierung abzubrechen und sich an die Spitze der Bewegung zu stellen.

Ein Manifest war die Folge dieser neuen Politik, aber es brachte nicht die Wirkung hervor, welche man davon erwartet hatte. Es beleidigte die Empfindlichkeit der provisorischen Regierung, welche in einer Proclamation erklärte, die nationale Unabhängigkeit bedürfe keiner Ratification, und andererseits den König, welcher, aufgebracht über die liberalen und unabhängigen Tendenzen, welche sein Sohn offen kundgegeben, die ihm verliehenen Vollmachten wieder zurücknahm. Als der Prinz von Oranien sich auf diese Weise isolirt sah, empfand er sehr bald den Wunsch, wieder umzukehren, wie Jeder zu wünschen pflegt, der, nachdem er sich zu weit in den Kampf eingelassen, sich von keiner Partei unterstützt sieht Er bemühte sich, einen Waffenstillstand abzuschließen, aber auch dieser Versuch ward zurückgewiesen. Am 24. October erklärte der General Chassé in Folge der erhaltenen Instruction die Stadt Antwerpen, in welcher der revolutionäre Geist ebenfalls um sich zu greifen begann, in Belagerungszustand, und nachdem der Prinz die belgischen Officiere, welche ihre Entlassung angeboten hatten, um nicht gegen ihre Landsleute zu marschiren, von ihrem Eide entbunden, schiffte er sich in der Nacht zum 25. nach Rotterdam ein.

Ein Ereigniß von verhältnißmäßig großer Bedeutung sollte übrigens die letzten Bande lösen, welche Belgien an die Dynastie Nassau knüpften.

Wenige Tage nach der Unterredung, welche Prinz Friedrich mit seinem Bruder gehabt, hatte ersterer, verletzt von den verleumderischen Beschuldigungen, womit die belgischen Journalisten ihn in der Trunkenheit ihres Sieges überhäuften, Antwerpen verlassen. Die moralischen Leiden, welche er so lebhaft empfunden, hatten die Erbitterung der unter seinen Befehlen stehenden holländischen Generale auf's höchste gesteigert und der General Chassé, Gouverneur von Antwerpen, hatte diese Erbitterung in hohem Grade getheilt. Bald traten ernste Ereignisse hinzu, welche die Sache noch mehr verschlimmerten und den alten Krieger zu einem furchtbaren Entschluß drängten, dem Antwerpen zum Opfer fallen sollte.

Die von einer großen Anzahl Officiere, welche sich den Befehlen der provisorischen Regierung fügten, verlassenen Holländer hatten sich an den Ruppel und die beiden Nethen zurückgezogen. Die sämmtlichen belgischen Streitkräfte waren unter dem Commando des Generals Nypels vereinigt,

welcher an Van Halen's Stelle getreten, nachdem dieser auf Befehl der provisorischen Regierung und angeschuldigt, nach der Dictatur zu trachten, verhaftet worden *), und brach nun zur Verfolgung der Holländer auf. Die von Niellon commandirte Kolonne zählte ungefähr dreitausend Mann Infanterie, einige Reiter und sechs Geschütze; die von Nypels und Mellinet commandirte bestand aus ungefähr viertausend Mann Infanterie und einer Compagnie Artillerie.

Bald waren die Belgier Meister des ganzen Landes vom linken Ufer des Ruppel und der beiden Nethen bis an die Thore von Antwerpen. Am 21. October versammelten sich die Anführer zu einem Kriegsrath und es ward beschlossen, daß die Kolonnen auf der Chaussee von Lierre, Duffel und über die Brücke von Walhem gleichzeitig gegen Antwerpen vorrücken sollten. Diese Bewegungen wurden am Abend des 22. auch wirklich ausgeführt und am 25. machten nach mehrern Scharmützeln gegen die Holländer die zwei vereinigten Corps Mellinet's und Niellon's einen Angriff auf die Nachhut des Herzogs von Sachsen-Weimar, welcher Berchem besetzt hielt. Es war dies ein sehr hitziger Kampf, in welchem der Graf Frederik von Merode, dessen Grabmal in der Kathedrale von Brüssel zu sehen ist, in der Mitte der Freiwilligen tödtlich getroffen niedersank. In Folge dieses Kampfes zogen sich die Holländer unter die Kanonen der Citadelle von Antwerpen zurück, und da Mellinet mehrere Berichte über den innern Zustand der Stadt erhalten hatte, so beschloß er, durch seinen Erfolg ermuthigt, schon den nächsten Tag früh einen Angriff zu versuchen.

Am 26. October bei Tagesanbruch rückten Niellon und Nypels in der That auf der Seite der Vorstadt Borgerhout vor und wendeten, nachdem sie sich eines Halbmondes vor dem Thore bemächtigt, die von den Holländern verlassenen Geschütze gegen Antwerpen. Während dieser Zeit marschirte das Corps Nypels von Berchem debouchirend gegen das Mechelner Thor; der von Mellinet commandirte linke Flügel der Belgier rückte gegen Kiel vor und warf die feindlichen Kolonnen auf Antwerpen zurück.

Mittlerweile hatten sich bei dem Donner der Kanonen die Insurgenten des Innern, welche die Nähe des Prinzen von Oranien eine Zeit lang in Respect gehalten, sich auf ein kleines nahe an dem Quai der Schelde liegendes Schiff geworfen und es beinahe unter den Augen der Mannschaft eines Kriegsschiffes geplündert. Hinreichend bewaffnet griffen sie sofort die von den Holländern bewachten Posten an, welche, gezwungen, sich vor zu zahlreichen Angreifern zurückzuziehen, sich in die Citadelle flüchteten. In einem Augenblick wurden die Stadtthore eingeschlagen, Mellinet und Niellon zogen triumphirend ein und so fiel in weniger als drei Stunden Antwerpen, dieser so wichtige militärische Punkt, dieser Schlüssel zur Schelde, in die

---

*) Es scheint nicht, als ob diese Anklage ernste Folgen gehabt hätte, und der General van Halen erhielt, als er zurücktrat, von der belgischen Regierung eine Pension.

Hände der belgischen Freiwilligen. Allerdings hatte General Chassé einen Fehler begangen, den die an Straßenkämpfe nicht gewöhnten Kriegsleute sehr häufig begehen und der darin bestand, daß er seine Streitkräfte in kleine Detachements getheilt hatte, anstatt sie zusammenzuhalten und ihnen ein gemeinsames großes Centrum des Zusammenwirkens zu geben.

Mittlerweile hatte die Regentschaft, welche einen Waffenstillstand zu erlangen wünschte, gleich nach dem Kampfe einen Parlementair in die Citadelle geschickt, den mehrere fremde Consuln auf dieser Mission begleiteten. General Chassé schloß mit diesem Parlementair eine mündliche Convention und es ward sofort eine weiße Fahne auf den Wällen der Citadelle aufgepflanzt.

Unglücklicherweise waren Mellinet und Niellon nicht von der Regentschaft hierbei zu Rathe gezogen worden. Wüthend über diese Beleidigung ihres Mandats, wie sie es nannten, begaben sie sich nach dem Stadthause, wohin Chassé einen seiner Offiziere geschickt, um mit der Municipalität ein definitives Abkommen zu schließen. Die belgischen Generale erklärten nun, daß, da die Stadt mit Sturm genommen worden und in Folge dieser alleinigen Thatsache schon die Regentschaft nicht mehr existire, alle Autorität künftig in ihren, der Generale, Händen vereinigt sei. Sie setzten sofort einen ganz unannehmbaren Capitulationsentwurf auf, den sie dem General Chassé zuschickten und welchen der alte Soldat mit Entrüstung wieder zurückgab.

Während dieser Zeit hatten sich eine große Anzahl belgischer Freiwilliger in den an die Citadelle stoßenden Straßen herumgetrieben. Als sich an den Fenstern des Zeughauses einige holländische Soldaten zeigten, riefen sie ihnen Schimpfworte zu und schossen auf sie. Die Holländer antworteten sofort und das Schießen ward immer heftiger. Bald griffen auch die Belgier, durch das Feuer eines Sechspfünders gedeckt, mit Axthieben das Thor an, welches sie einschlugen, worauf sie sich des Gebäudes bemächtigten. Dies geschah vier Uhr Nachmittags.

In demselben Augenblick verschwand die weiße Fahne und ein furchtbarer Donner erfüllte die unglücklichen Bewohner von Antwerpen mit Schrecken. Die Citadelle, diese durch den Herzog von Alba erfundene immerwährende Drohung, eröffnete gegen die Stadt das Feuer aus allen ihren Geschützen und auf dieses Signal richtete die in der Schelde stationirte holländische Flotte ebenfalls ein wohl unterhaltenes Feuer auf die Quais des Hafens, wo die Belgier im Hinterhalte lagen. Der gräßliche Hagel von Bomben und Haubitzen schien die unglückliche Stadt vernichten zu sollen. Dächer und Mauern stürzten zusammen und die entsetzten Einwohner eilten unter lautem Angstgeschrei auf die Straßen heraus oder flüchteten sich in die Keller ihrer Häuser, in der Hoffnung, hier ein Obdach zu finden. Einige rafften schnell ihre werthvollste Habe zusammen, luden sie auf Wagen und beeilten sich, mit ihren Familien eins der umliegenden Dörfer zu er-

reichen. Greise, Frauen, weinende Kinder, die entweder nicht die Kraft oder nicht die Geistesgegenwart besaßen, um der Gefahr zu entfliehen, sanken mitten auf den Straßen ohnmächtig nieder und mehrere dieser Unglücklichen wurden von den Füßen der Fliehenden zertreten. Das Zischen der Bomben, der unaufhörliche Donner des Geschützes, das Krachen der einstürzenden Häuser und das Angstgeschrei der entsetzten Einwohner bildeten ein furchtbares Ganzes.

Bald erhöhte auch noch die Dunkelheit der Nacht die Wirkung dieses furchtbaren Schauspiels. Um den Feind aus dem Arsenal, welches er besetzt hielt, herauszutreiben, hatte Chassé dieses Gebäude und das daran stoßende allgemeine Handelsentrepot in Brand schießen lassen, und bald stiegen die Flammen bis zum Himmel empor und färbten ihn blutig roth.

Im Laufe des Nachmittags und Abends waren mehrere Versuche gemacht worden, bis zur Citadelle zu gelangen und eine Unterhandlung mit dem General Chassé anzuknüpfen. Der Geschützdonner aber und der Rauch hatten verhindert, die Parlementaire zu sehen und zu hören, deren auf diese Weise vereitelten Bemühungen vergeblich geworden waren. Endlich gegen zehn Uhr Abends gelangte eine Deputation, der ein Trompeter voranging, bis an einen holländischen Vorposten und übergab einen Brief von Rogier, der soeben als Abgeordneter der Regierung in Antwerpen angekommen war. Es dauerte nicht lange, so ließ man sie in das Innere der Citadelle ein und die vier Personen, aus denen die Deputation bestand, sahen sich in Gegenwart des Generals Chassé. Der Brief, den sie überbrachten, verlangte die Bewilligung eines Waffenstillstandes bis zum Morgen, wo man dann die Unterhandlungen wieder aufnehmen könnte, „die allem Anscheine nach nur durch die Schuld einiger betrunkenen Soldaten unterbrochen worden wären."

General Chassé antwortete sofort, er sei mit dem an ihn gestellten Antrag unter der Bedingung einverstanden, daß seine Truppen nicht weiter belästigt würden. Bei dem mindesten Angriff jedoch würde er das Feuer wieder beginnen und er fordere die provisorische Regierung auf, eine Commission zu ernennen und dieser Vollmacht zu ertheilen, den nächstfolgenden Morgen mit ihm zu unterhandeln. Nachdem Rogier sich mit diesen Bedingungen einverstanden erklärt hatte, gab General Chassé der Flotte und den Batterien der Citadelle sofort Befehl, das Feuer einzustellen.

Das Bombardement hatte von vier Uhr bis eilf Uhr Abends gedauert. Der Schaden, den es verursacht, war ohne Zweifel sehr groß, aber im Augenblicke selbst übertrieb man ihn. Den an Gebäuden und sonstigem Eigenthum stattgehabten Verlust berechnete man auf ziemlich vier Millionen Gulden. Auf beiden Seiten gab es ungefähr hundert Mann Todte und zweihundert Verwundete. Die Schuld an dieser Katastrophe haben beide Parteien eine der andern zugeschoben. Die Geschichte muß, um unparteiisch zu sein, sagen, daß die belgischen Generale das große Unrecht begingen, den von den Ihrigen begonnenen Angriff gutzuheißen, daß aber General Chassé,

indem er die ihm dargebotene Gelegenheit so schnell benutzte, sich einer großen Härte schuldig machte. Es giebt Fälle, wo die Geduld den Namen wechselt und sich Großmuth nennt.

III.

Mittlerweile schien der Donner der Julikanonen für Europa die Sturmglocke der Revolutionen geworden zu sein.

Der General Pepe, welcher beim Ausgange der neapolitanischen Bewegung von 1821 eine zeitweilige Zuflucht in Portugal und Spanien gesucht, hatte sich nach London eingeschifft, wo er sich ohne Verzug mit den englischen Radikalen jener Zeit, Sir Francis Burdett, Sir Robert Wilson und dem Major Cartwright in Vernehmen setzte. Er wollte hier die Grundlagen einer in Italien schon sehr zahlreichen geheimen Gesellschaft, der sogenannten europäischen constitutionellen Verbrüderung errichten, gewahrte aber bald, daß in England, in diesem Lande großer Freiheit und großer Oeffentlichkeit, eine geheime Gesellschaft eine wahrhafte Anomalie wäre. Der Herzog von Sussex und Sir Robert Wilson wollten aus bloßer Neugier die Statuten kennen, und als Pepe eines Tages mit Lord Holland über die Gesellschaft der europäischen constitutionellen Brüder sich unterhielt, sagte Lord Holland: „Ich liebe nicht, daß man mit mir von geheimen Dingen spreche, denn es passirt mir zuweilen, daß ich im Oberhause improvisire und dann sage ich Alles, was ich weiß."

Dagegen erlangte Pepe die Zustimmung des Generals Lafayette, und als die Revolution von 1830 plötzlich in Frankreich zum Ausbruch kam, eilte er, sich von Brüssel, wo er in der letzten Zeit seinen Aufenthalt genommen, nach Paris zu begeben. Seine ersten Worte waren, daß er die Mitwirkung Frankreichs bei dem von ihm beabsichtigten Unternehmen verlange. „Welche Unterstützung würden Sie bedürfen?" fragte ihn Lafayette. — „Zweitausend Mann," antwortete Pepe, „zehntausend Flinten und zwei Fregatten, welche die Expedition escortiren." Lafayette, der diese Ansprüche sehr mäßig fand, verlangte fünf bis sechs Tage Zeit, um, wie er sagte, diese Sache mit dem Generallieutenant des Königreichs zu besprechen, welcher nächstens zum König der Franzosen ausgerufen werden würde.

Indessen die Zeit verging und Pepe erhielt keine Antwort. Endlich ließ Lafayette den neapolitanischen General zu sich rufen und eröffnete ihm, daß der König der Franzosen allerdings das Königreich der beiden Sicilien unter einer constitutionellen Regierung zu sehen wünsche, daß aber unter den obwaltenden Umständen Ludwig Philipp nichts weiter thun könne, als seinem Schwager, dem König Franz I.*), ein Memoire zuzuschicken, worin

*) Geboren am 19. August 1777, gestorben am 8. Novbr. 1830.

General Pepe auseinandersetzen sollte, auf welche Weise man den beiden Sicilien eine Constitution geben könne, während dabei zugleich auch die geringste revolutionäre Bewegung vermieden würde.

Bald darauf überreichte demgemäß Pepe dem General Lafayette ein sehr merkwürdiges Memoire, welches er nicht selbst verfaßt, dessen politische Ideen aber sein Eigenthum waren und worin wir die folgende Stelle finden:

„Bei dem Zustande von Elend, Gewaltthätigkeit und geistigem und materiellem Druck, worin sich gegenwärtig das Königreich beider Sicilien befindet, ist eine neue Revolution in diesem Lande von nun an unvermeidlich geworden und sie wird blutig sein, weil die Erbitterung der Völker ihren Gipfelpunkt erreicht hat und es sich weniger darum handelt, einige Prinzipien zu retten, als vielmehr das heilige Recht der Existenz der Nation zu vertheidigen. Jeder ist dort überzeugt, daß zu Unterhandlungen die Zeit vorüber ist, und die Regierung und die Regierten müssen sich auf dem Schlachtfelde begegnen, um den Kampf zu entscheiden. Im Jahre 1820 zeigte das Volk, bis zu welchem Grade der Civilisation und Weisheit es gediehen war. Es machte eine jener heilsamen Revolutionen, welche die Sachen und nicht die Personen in's Auge fassen. Jetzt steht zu fürchten, daß es sich in eine Revolution der Rache stürze, welche die Personen und die Dinge zugleich über den Haufen wirft.

„Das einzige Mittel, eine drohende Revolution in den beiden Sicilien zu bemeistern, ist, daß man ihr zuvorkomme, indem man sich auf die Seite der Vernunft und der unbeugsamen Nothwendigkeit stellt. Der König selbst muß offen die Initiative ergreifen und die in Frankreich eingeführte Constitution gewähren, natürlich mit Vorbehalt der Modificationen, welche durch die örtlichen Verhältnisse geboten sind. Der König von Neapel hat ganz gewiß das Recht, es zu thun, dafern er sich nicht selbst als seiner souverainen Autorität beraubt betrachten will. Die Möglichkeit des Gelingens ist gesichert, weil die französische Nation, an der Spitze der europäischen Civilisation stehend, reich an Macht und an Ruhm, mit einem Fürsten, der mit der Dynastie von Neapel durch die Bande des Blutes verknüpft ist, sich ganz gewiß nicht weigern wird, von ihrem moralischen und gefürchteten Uebergewicht Gebrauch zu machen, um das Königreich der beiden Sicilien bei einem so heilsamen Unternehmen zu unterstützen."

Dieses Memoire schien alle Thatsachen vorherzusagen, welche später wirklich eingetreten sind. Es ward durch den König und die Königin der Franzosen nach Neapel geschickt. Franz I., der schon damals an der Krankheit litt, welche ihn bald darauf in's Grab stürzte, ließ antworten, er danke Pepe und werde an sein Memoire denken, die Gefahr aber sei nicht so nahe, als er glaube.

Franz I., ein ausgezeichneter Politiker, hatte ganz richtig geurtheilt.

Die von Pepe vorausgesehenen Verwickelungen sollten erst achtzehn Jahre später seinen Nachfolger treffen.

Er starb am 8. November 1830 und sein Nachfolger, Ferdinand II., gab, indem er in seiner Proclamation erklärte, daß er die Minister seines Vaters behalten würde, zu verstehen, daß in dem durch die neapolitanische Regierung bis dahin verfolgten politischen System noch lange nichts geändert werden würde.

Der Cardinal François Xavier Castiglione war unter dem Namen Pius VIII. am 31. März 1829 zum Papst erwählt worden. Nach einem Pontificat von zwanzig Monaten starb er ebenfalls in der Nacht vom 30. November 1830. Pius VIII. hatte den Geist und die Bedürfnisse seines Jahrhunderts begriffen. Er hatte sich bemüht, sie mit den Interessen der Religion in Einklang zu bringen und hielt daher ohne zu wanken den Stoß der Julirevolution aus, einer Revolution, die er keinen Augenblick zögerte anzuerkennen. Man feierte das Leichenbegängniß des Papstes mit dem gewohnten Ceremoniell und die provisorische Regierung ward bis zur Erwählung seines Nachfolgers aus drei hohen Beamten, unter dem Vorsitz des Cardinals Pacca, des Decans der Cardinäle, zusammengesetzt. Bald bildete sich das Conclave und der Marquis von Latour-Maubourg, Gesandter des Königs Ludwig Philipp, überbrachte dem heiligen Collegium die Begrüßungen und Wünsche des allerchristlichsten Königs.

„Seine Majestät," sagte er, „hat mit dem innigsten Gefühle des Schmerzes die Kunde von dem Tode eines Papstes vernommen, welcher während einer Regierung von nur zu kurzer Dauer auf dem Stuhle des heiligen Petrus die den Bedürfnissen der Zeit, in welcher er gelebt, so angemessenen Gaben der Weisheit, der Versöhnlichkeit und der christlichen Toleranz hat glänzen lassen. Der König, dessen Politik sich auf das Prinzip der Nichtintervention, die festeste Grundlage der Unabhängigkeit der Staaten, stützt, würde unter keiner Bedingung sich anmaßen wollen, auf die erhabenen Arbeiten, welchen Ihre Eminenzen sich in diesem Augenblicke widmen, Einfluß zu äußern. Aber diese Arbeiten interessiren in zu hohem Grade das allgemeine Beste der Religion und das Wohl der großen Mehrzahl der Franzosen, als daß Seine Majestät unterlassen könnte, sich durch innige und aufrichtige Wünsche daran zu betheiligen."

Diese Sprache war vollkommen geeignet, über die Tendenzen jener Revolution von 1830 zu beruhigen, welche in dem ersten Augenblick durch ihre möglichen Folgen hinsichtlich der Religion das fromme Italien erschreckt hatte.

Der Cardinal Mauro Capellari ward unter dem Namen Gregor XVI. vom Conclave zum Nachfolger Pius VIII. bestimmt. Geboren zu Belluno am 18. September 1765 und schlichter Camaldulensermönch, hatte er sich nicht blos durch den Eifer seines Glaubens, sondern auch durch den Umfang seiner Kenntnisse in den kirchlichen Wissenschaften und in den alten Sprachen

sehr rasch berühmt gemacht. Mauro Capellari war am 13. März 1826 zum Cardinal proclamirt worden. Sein Pontificat sollte, wie wir sehen werden, ein langes und wenn auch nicht sehr glänzendes, doch wenigstens für den Katholicismus ziemlich förderliches sein.

In Piemont traf man die strengsten Maßregeln, um alle Verbindungen mit Frankreich so vollständig als möglich zu unterdrücken. Das Kabinet von Turin huldigte eifriger als je der Politik Oesterreichs, und obschon es seine Beziehungen zu dem Kabinet des Palais Royal bewahrte und die Notification der Thronbesteigung des Königs Ludwig Philipp beantwortete, befahl es doch eine allgemeine Entwaffnung in Savoyen, setzte die Festungen in Vertheidigungszustand und die Armee auf den Kriegsfuß.

Franz IV., Herzog von Modena, hielt seinerseits ein ganz anderes Verfahren ein. Er weigerte sich, Ludwig Philipp anzuerkennen und ermuthigte heimlich aus persönlich ehrgeizigen Absichten die Projecte der italienischen Verschwörer. Freund des vielgenannten Menotti, begünstigte Franz IV. die durch diesen letztern für die Unabhängigkeit Italiens entworfenen Pläne, aber es geschah in der Erwartung, dabei eine Krone zu gewinnen, und sein offener Beitritt zu den Projecten der Verschwörer schien gänzlich von ihren Erfolgen abzuhängen.

Uebrigens war es unmöglich, daß die durch die französische Revolution von 1830 hervorgerufene lebhafte Sensation nicht auch eine ähnliche Bewegung in Mittelitalien entzündete. Allerdings war man über die Mittel der Ausführung nicht einig, das Prinzip einer revolutionären Bewegung selbst aber ward von Allen anerkannt, die daran Theil nehmen konnten oder sollten. Die Verschwöeung hatte sich hier ganz allmälig gebildet, gleich jenen Gewittern, welche sich langsam aufthürmen, dann plötzlich in einem gegebenen Augenblicke losbrechen und den ganzen Horizont in Flammen setzen.

Mitten unter der durch die Julirevolution angeregten allgemeinen Bewegung wurden die englischen Parlamentswahlen zu Ende gebracht. Unter den zweiundachtzig von den Grafschaften erwählten Mitgliedern konnte das Kabinet kaum achtundzwanzig Anhänger zusammenbringen und unter den Repräsentanten der Städte und Flecken bekannten sich nur drei zu den Grundsätzen des Ministeriums. Von diesem Tage an begriff der Herzog von Wellington, daß die Macht seinen Händen entschlüpfte.

In Irland hatten die Wahlen eine ganz wesentlich revolutionäre Physiognomie. Auf Veranstaltung der Anführer der Reformpartei wurden zahlreiche Volksversammlungen abgehalten, in welchen man die in Frankreich und in den Niederlanden geschehenen Ereignisse besprach. O'Connell stachelte, indem er die Grafschaften durchzog, die Bevölkerungen auf, indem er mit seiner rauhen leidenschaftlichen Beredtsamkeit darauf hinwies, daß Irland sich ebenso von dem ketzerischen England trennen müsse, wie das katholische Belgien den Pakt zerrissen habe, der es dem protestantischen Holland einverleibte. In Tipperary empörte sich das Volk, und wenn die

andern Provinzen diesen Impuls unterstützt hätten, so wäre ohne Zweifel eine Revolution ausgebrochen, welche höchst wahrscheinlich die gänzliche Emancipation Irlands zur Folge gehabt hätte. Zum großen Glück für das englische Kabinet gelang es den königlichen Truppen, diesen Beginn der Insurrection zu unterdrücken.

Was England selbst betraf, so machte die durch ihre Uneinigkeit unter sich selbst geschwächte demokratische Partei hier nur isolirte Versuche, welche, ohne die Constitution zu stürzen, dennoch große Unordnungen und großes Unheil herbeiführten. Die Arbeiter verließen ihre Werkstätten und durchzogen truppweise das Land, wobei sie die Fabriken und Landhäuser plünderten, die Maschinen zerstörten und verbrannten und das Leben der Fabrikanten bedrohten, nachdem sie ihr Eigenthum verheert hatten.

Am 2. November eröffnete König Wilhelm die erste Sitzung des neuen Parlaments und die Rede, welche er bei dieser Gelegenheit las, enthielt die folgende Stelle, deren hohe Bedeutung in ganz Europa lange und gründlich besprochen ward.

„Die älteste Linie des Hauses Bourbon hat aufgehört in Frankreich zu regieren und der Herzog von Orleans ist unter dem Namen eines Königs der Franzosen auf den Thron berufen worden. Da ich von dem neuen Souverain die Versicherung seines aufrichtigen Wunsches empfangen habe, mit unserm Lande ein gutes Einvernehmen und alle bestehenden Verbindlichkeiten unverletzt aufrecht zu erhalten, so habe ich keinen Anstand genommen, meine diplomatischen und freundschaftlichen Beziehungen zu dem französischen Hofe fortzusetzen.

„Mit innigem Bedauern habe ich die Lage der Angelegenheiten in den Niederlanden erfahren. Ich beklage, daß die Regierung seiner niederländischen Majestät nicht im Stande gewesen ist, diese Staaten vor der Empörung zu bewahren, und daß die weise Maßregel, durch welche er die Wünsche und Beschwerden seines Volkes den Berathungen einer außerordentlichen Versammlung der Generalstaaten anheimgegeben hat, von keinem zufriedenstellenden Resultat begleitet gewesen ist.“

Diese Thronrede Wilhelm's IV. drückte den politischen Gedanken des Kabinets sehr klar aus. Die in Frankreich geschehene Revolution ward hier mit gemessenen, beinahe wohlwollenden Ausdrücken anerkannt, während dagegen die belgische Revolution unverhohlene Mißbilligung fand. Was war wohl der Grund dieses Unterschiedes? Warum billigte das Kabinet von London die Ereignisse, welche den König Karl X. vom Throne Frankreichs entfernt, und warum tadelte es die, welche soeben Belgien von Holland losgerissen hatten?

Der Grund hiervon lag darin, daß die britische Regierung nicht ohne Gereiztheit und Furcht die französische Politik während der letzten Jahre der Restauration einen ganz neuen Gang einschlagen und Herrn von Polignac bemüht sah, mit Rußland ein ganz besonders gegen England gerich-

tetes enges Bündniß zu schließen. Dieser Plan konnte gewissermaßen national erscheinen, weil er, wenn er Rußland erlaubte, sein materielles oder moralisches Uebergewicht am Bosporus fest zu begründen, dagegen Frankreich seine Rheingrenzen und die ganze Territorialmacht wiedergeben sollte, welche die Verträge von 1815 ihm geraubt hatten. Wir müssen hierbei noch bemerken, daß der König der Franzosen in England durch seinen langen Aufenthalt während der Emigration und die vertrauten Beziehungen, die er niemals aufgehört mit den Großen dieses Landes, unter anderm mit dem Herzog von Clarence und dem Grafen Grey zu unterhalten, sehr wohl bekannt war.

Belgien gegenüber war die Stellung Englands eine ganz andere. In der belgischen Revolution lag nach der Anschauung des englischen Kabinets das unermeßliche Unrecht, daß dadurch eine bedeutende Modification in den Wiener Verträgen herbeigeführt ward. Indem sie dieses Königreich der Niederlande zerstörte, welches die contrahirenden Mächte mit so vieler Sorgfalt aufgerichtet, bahnte sie zugleich dem französischen Ehrgeiz einen bequemen Weg nach dem Rhein und nach Deutschland. Es stand für England in dem Falle, daß die Belgier sich mit Frankreich zu vereinigen wünschten, zu fürchten, daß diese letztere Nation den König Ludwig Philipp nöthigte, sich trotz seines offenkundigen Widerwillens mit einer solchen Incorporation einverstanden zu erklären. Uebrigens lagen auch in der belgischen Revolution sehr mißliche Analogien und Irland konnte um so leichter verlockt werden, das Beispiel derselben nachzuahmen, als es ebenfalls von einer Regierung abhing, die nicht seine Sprache redete und sich nicht zu seinem Cultus bekannte.

Von dieser Art waren die Befürchtungen des britischen Kabinets, als der Marquis von Bute im Oberhause den Entwurf zur Antwortadresse auf die Thronrede einbrachte, einen Entwurf, der nach dem englischen Gebrauche die Umschreibung der königlichen Worte war. Es wurden sehr lebhafte Interpellationen an die Minister gerichtet, besonders durch Earl Grey. „Mit welchem Rechte," rief er, „wagt das Kabinet das politische Verhalten der Belgier zu tadeln, der Regierung, welche sie abgeschafft, eine Lobrede zu halten und sie als empörte Unterthanen zu bezeichnen? Sollten wir nicht vielmehr die grausamen Lehren, welche in diesen Ereignissen liegen, zu benutzen suchen und wenn der Geist der Freiheit sich überall rings um uns erhebt, unsere Institutionen vor der ihnen drohenden Gefahr dadurch bewahren, daß wir Reformen in dieselben einführen, die früher oder später doch unvermeidlich sind?"

Der Herzog von Wellington*) antwortete: „Weit entfernt, mich den Maßregeln anzuschließen, auf welche der edle Lord soeben hindeutete, erkläre ich für meine Person, daß, so lange ich einige Autorität in der Administra-

---

*) Geboren am 1. Mai 1769, gestorben am 14. September 1852.

tion dieses Landes besitze, ich es für meine Pflicht halten werde, mich jenen Maßregeln zu widersetzen."

Diese Worte aber, welche es in Gewißheit setzten, daß das Ministerium sich weniger als je von den exclusiven und veralteten Doctrinen der Tory-Partei entfernen würde, hatten in Folge der verzweifelten Stellung, in der sich das Ministerium befand, alle Tragweite verloren. Die heftigen Angriffe, welche es während der Discussion über die Adresse auszuhalten hatte, verliehen diesem langen politischen Todeskampfe einen gewissen Glanz. Diese Agonie sollte indessen durch einen Umstand abgekürzt werden, der in seinem Entstehungsgrunde ziemlich kleinlich war, dessen Bedeutung aber die Feindseligkeit der Gegner des Kabinets ohne Mühe zu vergrößern wußte.

Einem englischen Herkommen gemäß muß der neue Souverain nach seiner Thronbesteigung und auf die Einladung, die durch den Lord-Mayor im Namen der Stadt London an ihn ergeht, in großem Pompe in Guildhall speisen. Nachdem Mr. Key demzufolge dem König die gewöhnliche Einladung überreicht, war die Ceremonie auf den 9. November festgesetzt worden; am 7. aber theilten die Minister dem Repräsentanten der Stadt London mit, daß das Bankett nicht stattfinden könne. Diese sich überall rasch verbreitende Neuigkeit versetzte die Einwohnerschaft Londons in große Aufregung und die in beiden Häusern interpellirten Mitglieder des Kabinets erklärten, Mr. Key habe aus guter Quelle erfahren, man wolle die bei jeder öffentlichen Feierlichkeit unvermeidliche Unordnung benutzen, um das Gefolge des Königs zu überfallen und den Herzog von Wellington zu ermorden.

Der Parteigeist, welcher sich dieser Erklärung sofort bemächtigte, machte den Ministern eine Impopularität zum Vorwurf, welche den König zwänge, die Einwohner von London seiner Nähe zu berauben, und man ging sogar so weit, sie der Felonie zu beschuldigen, weil sie, sagte man, lieber tausendmal ihr Leben hätten aufs Spiel setzen sollen, als einen einzigen Augenblick lang vermuthen lassen, daß Wilhelm IV. unter seinen Unterthanen Feinde finden könne. In England sind dergleichen Angriffe tödtlich und es handelte sich daher für das Kabinet nur noch darum, einen Weg ausfindig zu machen, auf dem es sich mit Ehren zurückziehen könnte, als ein feindseliger Beschluß des Unterhauses ihm plötzlich ganz gelegener Weise einen solchen Ausweg zeigte.

Am 15. November überreichte der Lordkanzler dem Oberhause eine neue in folgenden Worten abgefaßte Bill:

„Möge es Ihren Lordschaften gefallen zu beschließen, daß, wenn der jetzige König bei seinem Tode keine Kinder hinterläßt, die Herzogin von Kent, Mutter der präsumtiven Thronerbin Prinzessin Victoria (geboren am 26. Mai 1819 und folglich jetzt $11^1/_2$ Jahr alt) Vormünderin der jungen Königin und Regentin des Königreichs sein soll, bis die Prinzessin Victoria das Alter von achtzehn Jahren erreicht hat; daß dagegen, wenn

König Wilhelm IV. die Königin schwanger zurückläßt und diese nach seinem Tode ein Kind gebiert, die jetzige Königin die Vormünderin ihres Kindes und bis zur Volljährigkeit desselben Regentin des Königreichs sein soll."

Gleichzeitig legte der Kanzler der Schatzkammer dem Unterhause die Bill über die Civilliste des neuen Königs vor. Die Opposition vermehrte sich, als man bemerkte, daß das Kapitel der Pensionen und besonderen Unterstützungen für sich ganz allein die Hälfte der beantragten Totalsumme wegnahm und sie zögerte nicht, in dem nachfolgenden, von Sir Henry Parnel gestellten Amendement ihre Mißbilligung und ihr Mißtrauen auszudrücken:

„Ich verlange, daß ein Spezialcomité ernannt werde, um die auf Befehl seiner Majestät zur Feststellung der Civilliste gemachten Propositionen in Erwägung zu ziehen."

Vergebens protestirte Peel mit großer Lebhaftigkeit gegen diese beleidigende Fassung. Das Amendement ward mit einer Majorität von 29 Stimmen angenommen und dann, wie um die Wunde noch tiefer und die Manifestation entscheidender zu machen, wählte das Unterhaus noch in derselben Sitzung die Mitglieder der Spezialcommission.

Die Minister reichten nun dem König ihre Entlassungen ein, welche angenommen wurden, und Earl Grey ward beauftragt, die Elemente einer neuen Administration zusammenzubringen. Dieser Aufgabe entledigte er sich mit außerordentlicher Leichtigkeit, weil er sich, diese Wendung der Dinge voraussehend, bereits der Mitwirkung derjenigen seiner Freunde versichert hatte, mit welchen er seine Geschicke theilen wollte. Der König billigte die Wahlen des Premierministers, doch entschloß er sich nur auf die dringendsten Vorstellungen des Earl Grey, Brougham mit in das Ministerium aufzunehmen, welcher sich durch die zuweilen etwas rauhen und herben Formen seines Charakters und die geistreiche Ironie seines Wortes die Feindschaft des Königs zugezogen hatte.

Am 22. November trug Earl Grey den beiden Häusern sein ministerielles Manifest vor und beendete es mit der Erklärung, daß er das Ministerium nicht eher angenommen, als bis er von der Krone die Autorisation erhalten habe, eine Bill für die Parlamentsreform einzubringen, eine Bill, aus welcher er eine Kabinetsfrage zu machen beabsichtige.

Wenige Tage darauf nahmen die Häuser sowohl die Civilliste des Königs als auch die Regentschaftsbill an, zu welcher letzteren noch der Zusatz gemacht ward, daß die Prinzessin Victoria sich ohne Einwilligung des Parlaments vor erlangter Volljährigkeit nicht verehelichen dürfe. Ebenso ward darin festgesetzt, daß, wenn die Herzogin von Kent ohne königliche Zustimmung eine zweite Ehe einginge, sie ihrer Rechte auf die Regentschaft verlustig würde. Nachdem diese Bestimmungen getroffen waren, vertagte sich das Parlament bei Gelegenheit des Weihnachtsfestes bis zum 3. Februar 1831 und gewährte auf diese Weise dem Kabinet die nöthige Frist zur

Ausarbeitung der verschiedenen Gesetzesvorlagen, mit welchen es seine Thätigkeit beginnen sollte.

Preußen bot damals ein nicht weniger interessantes Schauspiel, als die politische Gestaltung Englands gewährte. Wenn man den Gedanken der preußischen Regierung während der historischen Periode, die mit 1820 beginnt und mit 1830 endet, sorgfältig studirt, so scheint es, als ob die ganze Politik des Kabinets von Berlin während dieser Epoche in einem geheimen, aber unaufhörlichen Kampfe zwischen der Erinnerung an die vergangenen Versprechungen, die Versprechungen von 1813, und der Ueberzeugung von einer gegenwärtigen Nothwendigkeit, zwischen gewissen liberalen Anwandlungen im germanischen Sinne des Wortes und der Furcht vor dem durch die geheimen Gesellschaften gepflegten Radikalismus, kurz zwischen dem Instinkt des Nationalstolzes und dem Gefühl der durch die heilige Allianz aufgelegten Pflichten bestanden habe.

Als plötzlich die Nachricht von der französischen Julirevolution in Berlin eintraf, schien dieses so merkwürdig rasche Ereigniß die Stellung Friedrich Wilhelm's III.*) sehr schwierig machen zu sollen. Als Besitzer der Rheinprovinzen, welche durch den Vertrag von 1815 wieder von Frankreich abgetrennt worden, umringt von eifrigen Rathgebern, welche die Vortheile der Klugheit verschmähten oder nicht anerkennen wollten, bedurfte er des tiefen Scharfblicks, womit die Natur ihn begabt, um ihm sofort den eigentlichen Charakter jener Bürgerrevolution klar zu machen, welche man als die Folge und die Lösung der Revolution von 1789 darstellte. Seine Haltung Frankreich gegenüber ward sofort kalt, aber abwartend und ruhig und seine innere Politik erlitt einige verständige Modificationen. Indem er z. B. augenblicklich sein religiöses Unionssystem in den Hintergrund treten ließ, beschäftigte er sich mehr damit, die politischen und industriellen Bande fester zu knüpfen, welche eines Tages die sämmtlichen deutschen Volksstämme in einem und demselben materiellen und moralischen Interesse vereinigen sollten.

Mehr als jemals begründete nun auch die preußische Regierung den Vergleich der durch die preußischen Institutionen gebotenen wirklichen Garantien mit den geschriebenen Theorien der constitutionellen Charten und die Berliner Staatszeitung ging sogar so weit, daß sie in ihre Spalten die wenigstens etwas sonderbare Phrase aufnahm: „Preußen ist eine von republikanischen Institutionen umgebene absolute Monarchie.“ Gleichzeitig ward der Presse etwas mehr Freiheit verstattet und die Strenge der Censur wenigstens vorübergehend gemildert.

Ein weit härterer Schlag aber als der der Julirevolution sollte dem von Friedrich Wilhelm angenommenen Mäßigungssysteme durch ein anderes Ereigniß beigebracht werden. Wir meinen jene belgische Revolution, die

---

*) Geboren am 3. August 1770, gestorben am 7. Juni 1840.

wir bereits ausführlich erzählt haben, Zwillingsschwester — was die Form betrifft — der Revolution von Paris. Sie hatte in der That eine der durch die Verträge zwischen Preußen und Frankreich aufgerichteten Schranken umgestürzt und auf diese Weise die ganze Grenzlinie jener Rheinprovinzen entblößt, welche eine französische Partei, wie sie selbst laut erklärte, um jeden Preis wiedererobern wollte.

Uebrigens griff die belgische Revolution unmittelbar die Macht des Hauses Nassau an, einer Familie, zu welcher Friedrich Wilhelm durch die Bande des Blutes und der Sympathie in naher Berührung stand, und dabei rief das Haus Oranien, sich auf die Verträge von 1815 stützend, eine Unterstützung an, welche die Stipulationen der heiligen Allianz ihm nothwendig hoffen lassen mußten.

Die Situation des Königs von Preußen ward daher eine ganz eigenthümlich peinliche. Besorgt für die Zukunft, durch Rußland und die Militärpartei, an deren Spitze der Kronprinz stand, zum Kriege gedrängt, mußte er auch noch energisch Aufforderungen widerstehen, die um so schwieriger zurückzuweisen waren, als man sich gleichzeitig auf Staatsgründe, Familienbande und beschworene Treue berief. Einen einzigen Augenblick lang schien Friedrich Wilhelm's Klugheit wankend zu werden, und zwar als der Donner des Bombardements von Antwerpen das Echo des Rheins wach rief und Blücher's Manen beunruhigte. Eine Observationsarmee von zwanzigtausend Mann Preußen war damals zwischen der Maas und dem Rheine concentrirt.

Fügen wir, ohne den Ereignissen vorgreifen zu wollen, hinzu, daß die Verwirklichung der politisch commerziellen Vereinigung Deutschlands eine der größten Thatsachen der Regierung Friedrich Wilhelm's III. war. Es war dies der treue Ausdruck der Idee des großen Friedrich, wofür Preußen allein der ganze Ruhm gebührt. Wie der Greis in der Fabel verstand es die einzelnen Pfeile des alten germanischen Bodens zu einem einzigen Bündel zu vereinigen.

Was Rußland betraf, so begreift man, daß die Julirevolution das Kabinet von Petersburg nicht wenig überraschen und die Politik des Kaisers Nikolaus in Bezug auf Frankreich bedeutend modificiren mußte. Die Regierung der Restauration hatte sich, wie wir bereits gesagt, der russischen Allianz sehr ergeben und dabei geneigt gezeigt, entschlossen ein ganz neues und kühnes System zu beginnen, welches für Rußland wie für Frankreich in Europa eine ganz exceptionelle Stellung geschaffen hätte. Mit der älteren Linie des Hauses Bourbon verschwand dieses System und die neue Regierung suchte ihren Stützpunkt auf einer andern Seite. Man kennt ihre mehr englische als russische Vorliebe und übrigens ward dieselbe durch die Ernennung des Fürsten Talleyrand zum Gesandten in London hinreichend angedeutet.

Außerhalb dieser rein persönlichen Auffassung jedoch gab es auch noch

einen allgemeinern Gesichtspunkt, auf welchen der Czar sich nothwendig stellen mußte. Die Errichtung des Throns von 1830 war ein neuer Triumph der Revolution in Europa, und durch eine wohlwollende Haltung und durch diplomatisches Entgegenkommen eine politische Thatsache dieser Art anerkennen, hieß gewissermaßen sich zum Mitschuldigen der Revolution machen, zu deren eifrigstem Gegner man sich zu erklären wünschte.

Die Antwort des Kaisers von Rußland auf den eigenhändigen Brief Ludwig Philipp's lautete folgendermaßen:

„Ich habe aus den Händen des Generals Athalin den Brief empfangen, mit dessen Ueberreichung er beauftragt worden. Stets zu beklagende Ereignisse haben Ihre Majestät in eine grausame Alternative versetzt. Sie hat einen Entschluß gefaßt, welcher ihr als der einzig angemessene erschienen ist, um Frankreich noch größere Uebel zu ersparen, und ich will mich nicht über die Erwägungen aussprechen, welche Ihre Majestät geleitet haben. Ich bitte dagegen die göttliche Vorsehung, Ihre Absichten und die Bemühungen zu segnen, welche Sie für das Wohl des französischen Volkes unternehmen werden. In Uebereinstimmung mit meinen Alliirten vernehme ich gern den von Ihrer Majestät ausgesprochenen Wunsch, mit allen Staaten Europas friedliche und freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten. So lange dieselben auf den bestehenden Verträgen fußen, sowie auf dem festen Willen, die Rechte und Verbindlichkeiten sowie den dadurch geheiligten Stand des Territorialbesitzthums zu achten, wird Europa darin eine Garantie des Friedens finden, der für die Ruhe Frankreichs selbst so nothwendig ist. In Verbindung mit meinen Alliirten berufen, mit Frankreich unter seiner Regierung diese conservativen Beziehungen zu pflegen, werde ich für meinen Theil ihnen die ganze Sorgfalt, welche sie erheischen, sowie die Gesinnungen zuwenden, deren ich Ihre Majestät zur Erwiederung der mir zu erkennen gegebenen Gefühle versichere. Gleichzeitig bitte ich Sie, zu genehmigen u. s. w. Nikolaus.“ *)

Von dieser Zeit an änderten sich die Gesinnungen des Kaisers Nikolaus, nicht gegen Frankreich, wohl aber gegen die französische Regierung, gänzlich. Durch die belgische Revolution und die auf mehreren Punkten Deutschlands zum Vorschein gekommenen Bewegungen zu immer größeren Befürchtungen veranlaßt, zog der Kaiser an seinen Grenzen ein bedeutendes Armeecorps zusammen, welches bestimmt war, im Nothfall selbst jenseits des Rheins das Gespenst der Revolution zu bekämpfen, als plötzlich die polnische Insurrection ausbrach, welche diesen Anlauf natürlich sofort hemmte und alle Streitkraft des Reichs für sich in Anspruch nahm.

*) Geboren am 6. Juli 1796, gestorben am 2. März 1855.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

IV.

Das Ministerium Laffitte aus anscheinend homogeneren Elementen zusammengesetzt, als das, welches ihm vorangegangen und von einer im revolutionären Sinne des Juli ausgesprocheneren Färbung, hatte mit zahlreichen und verschiedenen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Wenn die politischen Fragen sich verwickelt und besorgnißerregend zeigten, so erschien die finanzielle Situation ebenfalls ziemlich düster. Wenn in dem Schooße der Deputirtenkammer, die theilweise durch 113 neue Wahlen verjüngt worden, welche den Kern der Partei vergrößerten, die man später die conservative Partei genannt hat, ein Beginn von Opposition und Widerstand gegen die revolutionären Tendenzen sich einzig und allein in Folge des Gefühls von Erschlaffung zeigen zu wollen schien, welches stets auf große Krisen folgt, so durfte auch das Kabinet nicht mehr sehr auf die Zustimmung und die Mitwirkung Ludwig Philipp's zählen, wenn es eine etwas rasche und kriegerische Politik annahm, denn das Hauptaugenmerk des Königs war, besonders in diesen ersten Regierungsmonaten, sich auf keinerlei Weise mit den Souverainen Europas zu verwickeln, unter welchen er soeben erst Platz genommen.

Laffitte hatte, als er in sein Amt eintrat, einen Ruf der Geschicklichkeit und Fähigkeit mitgebracht, der sehr rasch verschwand und den Menschen so sehen ließ, wie er eigentlich war — ehrlich, eitel und leichtsinnig. Seine Indiscretionen nahmen zuweilen die Größe wirklicher Fehler an. „Würden Sie wohl glauben," sagte er zu den Mitgliedern des diplomatischen Corps in dem Augenblicke der Bildung seines Ministeriums, „würden Sie wohl glauben, daß wir keinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten finden können?" Dabei ward seine Persönlichkeit an und für sich für das Kabinet sehr oft eine Ursache geheimer Verlegenheiten. Er liebte den König, aber er liebte ihn egoistisch, wie man sein Geschöpf liebt, und bald verwandelte sich aus rein persönlichen Gründen diese Liebe in Haß. Es giebt gewisse Einzelnheiten, welche, wenn sie auch nicht direct der Geschichte angehören, doch nichts destoweniger dazu dienen, sie zu erklären und sie begreiflich zu machen. Kurze Zeit nach der Julirevolution bedurfte Laffitte's Vermögen, welches ebenso wie viele andere und mehr noch als andere erschüttert worden, eine augenblickliche Unterstützung. Ludwig Philipp schlug dem Banquier vor, ihm eine wichtige Domaine, den Wald von Breteuil abzukaufen und Laffitte nahm das Anerbieten an. Trotz seiner Bedrängniß aber immer noch stolz und von dem Wunsche erfüllt, daß über den wahren Stand seiner in Unordnung gerathenen Vermögensverhältnisse kein Verdacht entstehe, verlangte er, daß die Akte, welche diesen Verkauf constatirte, nicht der gewöhnlichen Formalität der Einregistrirung unterworfen werde. Der König willigte anfangs ein, später aber besann er sich anders, that, was ihm die

Wahrnehmung seines eigenen Interesse gebot und setzte Laffitte plötzlich in Kenntniß, daß er die Verkaufsacte habe einregistriren lassen. Und der Banquier verzieh dem König niemals, daß er durch eine solche compromittirende Publicität vielleicht dazu beigetragen hatte, in der öffentlichen Meinung einen Credit zu vernichten, der schon nach allen Seiten hin wankte.

Obschon die conservativen Tendenzen der Deputirtenkammer für Jeden, der an das Studium großer Versammlungen gewöhnt ist, vollkommen klar waren, so gewahrte Laffitte doch noch nicht jene Vorzeichen des Sturmes, der sich gegen sein Ministerium erhob, und beurtheilte die Situation nicht so, wie sie sich in der Wirklichkeit darstellte. Sein Vertrauen auf sich selbst gestattete ihm nicht, auch nur einen Augenblick lang zu glauben, daß die Kammer mit dem Gedanken umginge, ihn zu stürzen — eine Illusion, die er bis zum letzten Tage bewahrte.

Drei Männer beherrschten beinahe gänzlich die Versammlung, drei der Minister, welche dem letzten Kabinet angehört hatten, Casimir Périer, Guizot und Dupin. Alle drei hatten, obschon verschiedene Wege wandelnd, ein und dasselbe Ziel im Auge — die Befestigung der Julimonarchie durch die Ordnung und durch den Widerstand gegen die revolutionären Theorien. Alle drei waren, obschon verschieden inspirirt gleich große Feinde der Anarchie in den Ideen und den Dingen: Casimir Périer als Industrieller, Guizot als Historiker und Dupin als Jurist.

Schon in der ersten Sitzung nach den Wahlen, am 4. November 1830, zeigte die Kammer, welcher politischen Farbe ihre Majorität huldigte, indem sie Casimir Périer*) selbst zum Präsidenten wählte. Das Ministerium, welches Girod (de l'Ain) präsentirt hatte, wollte in dieser Ernennung keine Niederlage sehen. Und dennoch war dies eine Andeutung, die es sich hätte zum Nutzen machen können. Lafayette, Audry de Puyraveau, Mauguin und Odilon Barrot wurden die natürlichen Vertheidiger des Kabinets.

Die Situation der beiden Parteien gewann bald bestimmtere Umrisse, und bei Gelegenheit eines Antrags von Bavoux wegen der Portofreiheit der Journale ließ Guizot die Worte hören: „Man hat uns mehr als ein Mal beschuldigt, daß wir die Julirevolution nicht begriffen, daß wir nicht der Bewegung folgten, daß wir diese Revolution nicht so, wie sie begonnen worden, zu Ende geführt. Dies ist also die Frage. Ich stelle sie zwischen meine Gegner und uns und ich sage, daß d i e s e es sind, welche die Revolution n i c h t begreifen, daß sie anstatt sie fortzusetzen, sie ausarten lassen; ich sage, daß w i r es sind, die sie begreifen. Ich muß mich offen aussprechen. Wir sind es, ich wiederhole es, die wir unsere Revolution begriffen haben, die wir bemüht gewesen sind, ihr ihren wahren Charakter zu erhalten, während unsere Feinde darnach getrachtet haben, sie zu verkehren, sie ausarten zu lassen. Worin hat denn das Eigenthümliche dieser Revolution bestanden?

*) Geboren 1777, gestorben 1832.

Sie hat eine Dynastie verändert, indem sie diese Veränderung in die möglich engsten Grenzen bannte. Sie hat den Ersatzmann in möglichster Nähe der gefallenen Dynastie gesucht. Der nationale Instinkt der Freiheit hat das Land in dem Augenblick, wo die Nothwendigkeit tief eingreifender Veränderungen sich überall fühlbar machte, bewogen, diese Veränderung auf einen möglichst engen Kreis zu beschränken."

Auf diese kategorische Erklärung antwortete Barrot mit Heftigkeit: „Ich glaube, daß die Mitglieder, welche aus dem Kabinet getreten sind, den Fehler begangen haben, die Prinzipien und die Tragweite der Revolution falsch aufzufassen und daß eben hierin der Grund liegt, warum sie mit unermeßlichen Elementen der Kraft nicht im Stande gewesen sind, sie fortzusetzen und zu leiten. In der That, wenn man Ihnen gesagt hat, daß man die neue Dynastie deshalb gewählt hat, weil sie der gefallenen am nächsten stand, so hat man Ihnen das ganze System dieser Theorie enthüllt. Ja, man will in dem neuen Stande der Dinge weiter nichts sehen, als eine Art Fortsetzung der Restauration. Ich aber sage, daß nach meiner Meinung nicht sowohl durch ihre Aehnlichkeiten, als vielmehr durch ihre Unähnlichkeiten mit jener unsere neue Dynastie sich der Achtung, dem Vertrauen und der Liebe des Landes empfiehlt. Man will sie, weil sie von der alten Dynastie durch eine unermeßliche Kluft getrennt ist, weil sie ihr Prinzip in dem Wunsche Aller hat, weil sie sich auf einen freien und gegenseitigen Vertrag und weder auf fremde Gewalt noch auf ein göttliches Recht gründet, welches man den Völkern niemals mehr begreiflich machen wird."

Auf diese Weise begründete sich offen der Antagonismus, welcher die beiden Parteien während der ganzen Regierung Ludwig Philipp's trennen sollte, und auf diese Weise ward klar der Unterschied zwischen den beiden Systemen angedeutet, welche von nun an die Männer des Juli schieden.

Am 13. November interpellirte Mauguin die Minister über die Politik, welche sie hinsichtlich der belgischen Frage zu verfolgen gedächten; indem er aber seine Idee allgemein hielt, sprach er von den Verträgen von 1815, von den spanischen Flüchtlingen, welchen, wie er sagte, die Staatsgewalt keine hinreichende Unterstützung gewährte und schloß mit Befürchtungen in Bezug auf die Absichten der Regierung wegen Erhaltung unserer Eroberung von Algier.

Der ehrenwerthe Marschall Maison war der Beantwortung dieser Rede, welche auf die Versammlung bedeutenden Eindruck gemacht hatte, nicht gewachsen. Er glaubte als Minister der auswärtigen Angelegenheiten es versuchen zu müssen, erfüllte aber seine Aufgabe nur sehr unvollständig. Bignon folgte ihm, und indem er das in der Rede des Königs von England hinsichtlich der belgischen Revolution ausgesprochene Wort „Revolte" hervorhob, hielt er so zu sagen eine Ansprache an die kriegerischen Leidenschaften Frankreichs.

Einige Tage später, am 1. December, hielt es Laffitte ebenfalls für

nützlich, der Kammer kriegerische Worte hören zu lassen, indem er zugleich klar andeutete, welchen Ansichten das Kabinet huldigte und welche Politik es verfolgen würde. Thiers mußte eine Rede aufsetzen, welche der Kabinetspräsident von der Rednerbühne verlesen sollte, und er legte in sie das ganze Feuer und die ganze Leidenschaft eines Geistes, dessen Tendenz von Natur kriegerisch war. Der König hatte diese Rede zu kühn gefunden und sogar eigenhändig zahlreiche Correcturen darin vorgenommen, Dupont (de l'Eure) aber erhob ziemlich unhöfliche Einwendungen dagegen. Er ging sogar so weit, daß er sein Portefeuille niederzulegen drohte, und Ludwig Philipp, der dieses Ministers noch bedurfte, gab augenblicklich nach, mit dem stillschweigenden Vorbehalt, sich später dafür zu rächen.

Laffitte hielt demgemäß die Rede vor einem zahlreichen und aufgeregten Auditorium: „Wir werden fortfahren zu unterhandeln," sagte er, „und alles läßt uns hoffen, daß diese Unterhandlungen glücklich sein werden; während des Unterhandelns aber werden wir auch rüsten. In sehr kurzer Zeit werden wir außer unseren verproviantirten und vertheidigten festen Plätzen fünfhunderttausend Mann, gut bewaffnet, gut organisirt, gut commandirt, in Kriegsbereitschaft haben. Eine Million Nationalgarden wird sie unterstützen und der König würde sich, da nöthig, an die Spitze der Nation stellen. Wir würden in geschlossenen Reihen marschiren, stark in unserm Recht und in der Macht unserer Prinzipien. Sollten bei dem Anblick der drei Farben Stürme ausbrechen und sich zu unseren Verbündeten machen, so wären wir der Welt dafür nicht verantwortlich."

Diese Worte wurden mit ungeheuerm Beifall aufgenommen und würden im Auslande sicherlich einen bedeutenden Wiederhall gefunden haben, wenn nicht ein gewaltiges Ereigniß, welches sie auf rasche und grausame Weise Lügen strafte, die ganze Aufmerksamkeit der europäischen Kabinette in Anspruch genommen hätte. Dieses ernste und unerwartete Ereigniß war die Revolution, welche am 29. November in Warschau zum Ausbruch kam.

V.

Lange Zeit hatte die parlamentarische Opposition, welche sich nach den Ereignissen von 1815 in dem polnischen Reichstage gebildet, geglaubt, daß die durch den Kaiser Alexander octroyirte Constitution allein hinreichen würde, um durch eine gemäßigte, aber ununterbrochene Thätigkeit die russische Macht in dem alten Königreiche der Jagellonen zu zerstören. Indessen, die Ungeduld mischte sich hinein und war übrigens auch wohl das Mittel wirksam? Bald entstand eine politische Freimaurerei und unter den Inspirationen eines Lukasinski und Majewski bildeten sich geheime Gesellschaften.

Aber auch die russische Polizei verdoppelte das Maß ihrer Strenge und Wachsamkeit. Fürst Zajonczek, Statthalter des Königreichs, war acht

Monate nach dem Kaiser Alexander gestorben und der Großfürst Constantin sah sich mit aller Autorität bekleidet. Genaue Nachforschungen in Polen und Lithauen folgten auf die verunglückte Insurrection von 1825 in St. Petersburg und es ward ein außerordentlicher Untersuchungscomité eingesetzt. Derselbe bestand aus fünf Russen und fünf Polen. Mehr als zweihundert Personen wurden zu jener Zeit verhaftet, aber blos acht davon schuldig gefunden und später begnadigt. Die Klugheit der Verschwörer verhinderte, daß man damals eine Spur von dem Complott entdeckte.

Und dennoch existirte es wie das Feuer, welches unter der Asche glimmt, es existirte und erstreckte allmälig seine Verzweigungen durch die ganze polnische Armee. Nur fehlte ihm noch ein Chef, ein Haupt, und man kam überein, sich an einen der Generale zu wenden, die in Folge von Unzufriedenheit sich von dem Dienst zurückgezogen hatten. Man hatte an den General Chlopicki gedacht, den sein militärischer Ruf und ehrenwerther Charakter auch in der That des ersten Ranges würdig machten. Chlopicki, ein gerader offener Mann, welcher die Schleichwege und zahlreichen Intriguen einer Verschwörung nicht liebte, hielt sich jedoch abseits und schien keinen Theil an den durch seine Landsleute gebildeten insurrectionellen Projecten nehmen zu wollen.

Das Militärcomplott ward, obschon ohne Chef, doch in Folge der Sympathien, die es fand, von Tag zu Tag ernster und mächtiger. Die Kadettenschule, der Heerd der thätigen Propaganda, bestand fast ausschließlich aus Verschworenen, deren Jugend den Patriotismus noch erhöhete. Peter Wysocki, Nowosielski, Szlegel, Xaliwski, machten sich durch ihre Kühnheit bemerklich, und Wysocki, welcher beauftragt war, mit den jungen Offizieren der Armee Verbindungen anzuknüpfen, gründete am 15. December 1828 eine Association für die nationale Unabhängigkeit. Einen Monat später zählte er zahlreiche Complicen in der Garnison von Warschau. Mehrere Deputirte, unter andern Gustav Malachowski und Valentin Zwierkowski, setzten sich mit ihm in Verbindung. Der sich lang ausspinnende Krieg gegen die Türkei schien damals die Pläne der polnischen Verschwörung begünstigen zu müssen.

Während die Sachen so standen, traf der Czar im Jahre 1829 in Warschau ein, um sich zum König von Polen krönen zu lassen. Die Verschworenen entwarfen sogleich den Plan zu einem Aufstande, indem man ihm in der Absicht, ihn zu befestigen und zu verallgemeinern, den Anschein legaler Formen gab. Man beschloß, daß eine Deputation der Landbotenkammer dem Kaiser die Bitte um Aufhebung des Zusatzartikels, welcher die Oeffentlichkeit der Debatten des Reichstages annullirte, vortragen sollte. Wenn Nikolaus dies verweigerte, wie höchst wahrscheinlich zu erwarten stand, so sollte man sich ebenfalls weigern, ihm den Eid der Treue zu leisten, und dann mußte die Revolution losbrechen.

Dieser Plan aber konnte nicht zur Ausführung gebracht werden. Der

Großfürst Konstantin kündete selbst an, daß die Deputation von dem Czar nicht empfangen werden würde, und da auf diese Weise das erste Project vereitelt ward, so mußte man zu einer neuen Combination schreiten, die noch viel kühner war, als die erste. Diesmal handelte es sich nämlich um nichts Geringeres, als den Kaiser eben so wie die sämmtlichen Mitglieder seiner Familie zu ermorden, und eben die Kühnheit dieses Planes ließ ihn vollständig scheitern. Die Verschworenen entsagten ihm am Vorabend der beschlossenen Ausführung und die glänzenden Festlichkeiten der Krönung gingen daher ohne alle Katastrophe vorüber.

Mittlerweile war nach einer mit den Vorschriften der Constitution ganz im Widerspruch stehenden fünfjährigen Unterbrechung der Reichstag auf den 28. Mai 1830 einberufen worden. Das Gesetz über die Ehe und Ehescheidung, welches schon einmal berathen worden, dessen Anwendung aber zu beklagenswerthen Ergebnissen geführt hatte, ward einer neuen Berathung der Kammern unterzogen. Der Senat nahm es an, die Landbotenkammer dagegen verwarf es nach einer Discussion, in welcher ihre Feindseligkeit gegen die Regierung auf die unverkennbarste Weise zu Tage getreten war. Wenige Tage vor dem Schluß des Reichstags überreichte der Landbote Malachowski eine Anklageacte gegen die Minister der Justiz, der Finanzen, des öffentlichen Unterrichts und der Polizei. Da die Stimmen bei der ersten Abstimmung sich gleich getheilt hatten, so fürchtete die Regiegierungspartei, daß die Opposition den Sieg doch noch davontragen werde und wußte die Sache so gut in die Länge zu ziehen, daß der Schluß des Reichstags ausgesprochen ward, ehe man noch zu einer neuen Abstimmung gelangen konnte.

Diese parlamentarischen Thatsachen waren um so ernster, als sie unter den Augen des Kaisers vorgingen, dessen Aufenthalt sich bis zum Ende der Session verlängert hatte. Die insurrectionellen Bestrebungen Polens hatten ihm nicht entgehen können, und für jeden klarblickenden Geist war es offenkundig, daß die geringste politische Bewegung in Europa einen Aufstand in Warschau zur Folge haben würde. Auch verdoppelte man alle Vorsichtsmaßregeln, ohne jedoch ganz das revolutionäre Treiben hemmen zu können, welches sich durch die verschiedenen Klassen der Bevölkerung verzweigte, und der Czar war kaum in Petersburg wieder angelangt, als in Frankreich die Julirevolution ausbrach.

Drei Monate darauf versammelte Wysocki eine gewisse Anzahl Offiziere um sich, welche den verschiedenen die Garnison von Warschau bildenden Corps angehörten. Es wurden von ihnen zweiundsechzig Delegirte gewählt, die durch zahlreiche Emissäre bei dem insurrectionellen Versuch, der ihnen aufgegeben ward, unterstützt werden sollten. Man zählte immer noch auf den General Chlopicki als Leiter der großen Bewegung, die man beabsichtigte, ohne daß jedoch der General in dieser Beziehung die mindeste Verbindlichkeit übernommen hätte.

In Folge dieser geheimen Berathungen ward der 29. November 1830 von den Verschworenen zu der nationalen Erhebung festgesetzt, welche sie so reiflich überlegt, so lange vorbereitet hatten — ein Traum der Unabhängigkeit, auf welchen für Polen das furchtbare Erwachen folgte, welches es nur zu leicht hätte vorhersehen können.

VI.

Der Morgen des 29. November 1830 verstrich in trügerischer Ruhe, um sechs Uhr Abends aber gaben zwei zu gleicher Zeit entzündete Feuersbrünste, die eine in einer auf dem Quai von Solec gelegenen Brauerei, die andere in den hölzernen Häusern in der Nähe des Arsenals durch ihren unheimlichen Glanz das Signal zum Aufstand.

Wysocki lief sogleich nach der Kadettenkaserne, rief die Kadetten zu den Waffen, ließ Patronen austheilen und begab sich, indem er sich an die Spitze der Schule stellte, welche eine Kolonne von beinahe zweihundert Mann bilden konnte, nach den Kasernen der russischen Cavalerie. Mittlerweile eilten achtzehn Verschworene, größtentheils Studenten, in der Dunkelheit nach dem Palast Belvedere, um sich der Person des Großfürsten Konstantin zu bemächtigen. Sie stoßen die Schildwachen nieder und dringen unter lautem Rachegeschrei in den Palast ein, wo dieser unerwartete Ueberfall eine unaussprechliche Verwirrung hervorruft.

Der Großfürst lag halb angekleidet auf seinem Feldbett. Ein Kammerdiener weckt ihn, wirft ihm einen Mantel über die Schultern und öffnet ihm die Thür einer geheimen Treppe, welche in die Gärten führt, in welche Konstantin sofort hinabeilt. Auf diese Weise entzieht er sich der Wuth der Angreifer, deren eigentliche Zahl man nicht kennt, während der General Gendre und der Vicepolizeipräsident Lubowicki, welche ebenfalls zu fliehen versuchen, von Bajonetstichen durchbohrt niedersinken.

Aber das Vorhaben war mißlungen. Die achtzehn Verschworenen entfernen sich, nachdem sie den ganzen Palast durchsucht, mit wutherfülltem Herzen und bewirken ihren Rückzug durch das Gehölz, welches an den Palast Lazienki stößt, um sich wieder mit ihren Kameraden zu vereinigen und den Angriff auf die Kasernen zu unterstützen.

Das Musketenfeuer ward immer heftiger. Wysocki stieß bei den russischen Reitern auf ernsten Widerstand, denn diese hatten die geringe Anzahl ihrer Gegner sehr bald bemerkt und nahmen nacheinander wieder die Positionen ein, welche sie verloren hatten. Die Kadetten zogen sich in guter Ordnung zurück, warfen eine Escadron, die, um sie zu verfolgen, ihnen nachgeeilt war, und erreichten den Platz an der Alexanderkirche, wo sie mehrere durch in das Complott eingeweihte Offiziere commandirte polnische Compagnien anzutreffen hofften. Zu ihrem großen Erstaunen aber trafen

sie an dieser Stelle Niemand; Ruhe und Schweigen herrschten in der Mitte der Stadt und das Feuer auf dem Quai schien vollständig erloschen zu sein. Wysocki und seine Mitschuldigen geriethen nun in die größte Unruhe und es ist gewiß, daß von diesen Anfängen der Insurrection das ganze Gelingen derselben abhing.

Durch das Knallen des Gewehrfeuers aufgeschreckt, bildeten sich indessen doch bald größere Volkshaufen. Die Compagnien, welche auf dem Sammelplatze sein sollten und die durch die Bemühungen des Generals Stanislas Potocki daran gehindert worden waren, fanden sich nach und nach ein. Mit wenigen Ausnahmen ward der polnische Theil der Garnison überall wankend. Die wieder Vertrauen fassenden Kadetten eilten nach dem Zeughause und die Soldaten folgten ihnen unter Anstimmung eines patriotischen Gesanges. Unordnung und Verwirrung herrschten überall. Mehrere Generale bemüheten sich, die Empörer zum Gehorsam zurückzuführen, bezahlten aber beinahe alle diese vergeblichen Versuche mit ihrem Leben. Kurnawski versuchte an der Spitze der dem Großfürsten treu gebliebenen polnischen Gardecavalerie die von allen Seiten herbeiströmende bewaffnete Menge zu zerstreuen, ward aber selbst bis in die Krakauer Vorstadt zurückgeworfen.

Nun rückten mehrere volhynische Infanteriebataillone, welche beordert worden waren, das bedrohte Arsenal zu vertheidigen, gegen das vierte polnische Linienregiment und die Grenadiere des fünften vor, welche beide durch den Souslieutenant Lipowski geführt wurden. Es entspann sich ein lebhafter Kampf und das Resultat desselben ward zweifelhaft, als die Zöglinge der Artillerieschule mit Geschützen herbeikamen und indem sie sich auf die Seite der Insurgenten stellten, den Sieg entschieden. Das Arsenal war genommen und von diesem Augenblick an war die Insurrection auf allen Punkten siegreich.

Wie es aber in den meisten Fällen zu geschehen pflegt, bezeichnete auch hier die gräßlichste Unordnung die ersten Stunden dieser plötzlichen Revolution. Die Plünderung der reichen Kaufläden der Juden, die Ermordung der Generale Stanislas, Potocki, Haucke, des Kriegsministers, Trembicki, Blumer, Siemiontkowski, Nowicki, der Patriot war, in dem Tumult aber für einen russischen General angesehen ward, und vieler anderen Offiziere, machten die Nacht des 29. November 1830 zu einer entsetzlichen und schaudervollen.

Am nächstfolgenden Tage hatten die Polen, nun Herren aller wichtigen Positionen Warschaus, noch in den Vorstädten einige Kämpfe zu bestehen, die aber an dem einmal gewonnenen Resultate nichts mehr ändern konnten.

Das Nächste, um was es sich handelte, war die Zusammensetzung einer Administration, vielleicht eine schwierigere Aufgabe als die des vorherigen Tages. Fürst Lubecki, Finanzminister, hatte in aller Eile den Verwaltungs-

rath des Königreichs in den Palaſt der Bank und zugleich noch einige Männer zuſammenberufen, deren patriotiſche Geſinnungen und populäre Namen der jungen Revolution ein Unterpfand der Dauer geben konnten. Es waren dies die Fürſten Adam Czartoryski und Michael Radziwill, die Herren Kochanowski, Niemcewicz und der General Pac. Dieſer neue Verwaltungsrath übernahm ſofort die Leitung der Angelegenheiten und ſuchte vor allen Dingen der Unordnung ein Ende zu machen.

Wengrzecki ward zum Präſidenten der Stadt Warſchau ernannt und Pac erhielt das proviſoriſche Commando der Armee. Man rechnete immer noch auf Chlopicki, und bei ſeinen militäriſchen Antecedentien war es in der That ſchwierig, daß er nicht einen gewiſſen Antheil an der eben begonnenen nationalen Bewegung nahm. Weit entfernt aber, großen Eifer für eine Sache zu verrathen, die er gleich von vorn herein für verloren hielt, hatte Chlopicki ſich den Ehren, die man ihm zudachte, zu entziehen geſucht. So verließ in dem Augenblicke der Einnahme des Zeughauſes und als die von Dobrowolski angeführten Kolonnen der Inſurgenten mit dem Rufe: „Zu den Waffen!“ in das Theater eindrangen, der General, welcher der Vorſtellung beiwohnte, dieſelbe ſofort und zog ſich in den Palaſt des Primas zurück. Und dennoch läßt ſich nicht leugnen, daß in dem Verhalten Chlopicki's weit mehr ächter Patriotismus lag, als man hat glauben wollen, denn wird der Politiker, der aus Ehre und obſchon er eine Sache verloren weiß, ſie dennoch mit ſeinem Rathe und ſeinem Degen unterſtützt, nicht ein wirklicher und wahrhafter Märtyrer?

Wie dem jedoch übrigens auch ſein möge, ſo begriff die neue Adminiſtration doch die ganze Macht dieſes populären Namens. Deshalb ernannte ſie einſtimmig Chlopicki zum Obergeneral der Armee und dieſer letztere nahm die ſchwierige Miſſion, die man ihm anvertraute, auch wirklich an. Alter Krieger der Legionen Kosciuszko's und Dombrowski's hatte er in Spanien unter den Befehlen des Herzogs von Albufera einen Ruf der Geſchicklichkeit und Tapferkeit erlangt, deſſen Ruhm auf ganz Polen zurückzufallen ſchien. Daher rührte die ungeheure Popularität, deren er ſich erfreute und die ſein vorzeitiger Rücktritt unter der Regierung des Großfürſten Konſtantin nur noch vermehrt hatte, indem dieſer freiwillige Rücktritt den ganzen Anſchein einer Ungnade erhielt. Ganz gewiß, wenn die Sache Polens im Jahre 1830 hätte gerettet werden können, ſo wäre es durch die Mitwirkung eines ſolchen Mannes geſchehen. Wäre es möglich geweſen, dieſen ſchönen Traum vollſtändiger Unabhängigkeit zu verwirklichen, ſo hätte es nur durch die Unterſtützung und Anſtrengung ſeines Armes geſchehen können. Und dennoch hat ſich ſpäter die Verleumdung an Chlopicki's Ferſen geheftet, ja man hat den wackern Krieger ſogar des Verraths beſchuldigt — die gewöhnliche unvermeidliche Undankbarkeit der Revolutionen!

Konſtantin hatte, nachdem er zu ſeinen Truppen gelangt war, ſich nach Mokotow, einem ganz nahe bei Warſchau liegenden Punkte, zurückgezogen.

Einige polnische Regimenter waren ihm dahin gefolgt und die Generale derselben drangen lebhaft in ihn, wieder in die Stadt einzurücken, um die Empörung noch in ihrem Keime zu ersticken. Der Großfürst weigerte sich und wollte nichts compromittiren. Vielleicht hoffte er, indem er die Ungleichheit der Kräfte Polens im Vergleich mit denen Rußlands bedachte, daß eine Unterhandlung zwischen ihm und den neuen durch den Verwaltungsrath ernannten Behörden angeknüpft werden könnte.

Eine so nationale Bewegung wie die Warschau's aber konnte nicht auf diese Weise unterdrückt werden und die Folge bewies dem Großfürsten nur zu gut, daß er mehr auf die inneren Zwistigkeiten Polens als auf die Unterwerfung desselben rechnen müsse. Er verlangte, daß die Wünsche der Nation ihm durch eine aus der Mitte des Verwaltungsrathes gewählte Deputation vorgetragen würden und um diesem Wunsche nachzukommen, begaben sich die Fürsten Czartoryski und Lubecki und die Herren Lelewel und Wladislas Ostrowski in sein Hauptquartier.

Diese Deputation eröffnete dem Großfürsten, daß nach der so eben stattgehabten nationalen Bewegung die Polen ihn unbeläſtigt die Grenzen des Königreichs erreichen lassen würden, dafern Rußland sich verbindlich machte, die Versprechungen des Kaisers Alexander in Bezug auf die Wiederherausgabe der dem Reiche einverleibten Provinzen und die treue vollständige Ausführung der von ihm verliehenen Constitution zu erfüllen. Die Conferenz dauerte mehrere Stunden. Der Großfürst, dessen Stellung eine sehr schwierige war, machte sich zu nichts verbindlich, willigte aber in die Rückkehr der polnischen Truppen, die ihm in sein Hauptquartier gefolgt waren, nach Warschau und die Ergebnisse der Unterredung wurden in einem von ihm am 3. December an den Verwaltungsrath gerichteten Briefe näher bezeichnet.

„Ich erlaube," sagte er, „den polnischen Soldaten, die mir bis zum letzten Augenblick treu geblieben sind, zu ihren Landsleuten zurückzukehren. Ich entferne mich mit den kaiserlichen Truppen von Warschau und hoffe von dem polnischen Rechtlichkeitsgefühl, daß man sie auf ihrem Marsche nach der Grenze nicht beläſtigen werde. Eben so empfehle ich dem Schutze der polnischen Nation alle russischen Etablissements, Besitzthümer und Personen und stelle sie unter die Obhut des heiligsten Vertrauens."

Hierauf räumte, während die polnischen Garden nach den Vorstädten von Warschau zurückkehrten, die russische Armee Mokotow und nahm ihren Marsch an der Weichsel hinauf nach Pulawy und Luwatow.

Dies war gewissermaßen das Ende des ersten Aktes jenes großen Drama's, dessen zahlreichen und blutigen Phasen von nun an ganz Europa mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgte.

Mittlerweile hatte sich ein russisches Corps von zweihunderttausend Mann jenseits des Bug zusammengezogen und wartete nur auf ein Signal, um den Feldzug zu beginnen. Es ist heute nicht mehr zweifelhaft, daß

der Kaiser Nikolaus, indem er bedeutende Streitkräfte auf diesem Punkt concentrirte und in der Festung Modlin eine ungeheure Quantität von Waffen und Kriegsvorräthen aufhäufte, die Absicht hatte, da nöthig selbst jenseits des Rheins die revolutionären Ideen zu bekämpfen, deren wahrscheinliche Entwickelungen er damals fürchten konnte. Er hatte aber nicht geglaubt, daß die Revolution ihn auf diese Weise im eigenen Hause aufsuchen würde und seine gewaltigen Anstrengungen konnten sich daher sofort in der Nähe gegen sie richten.

Die Gefahr war groß für Polen. Die mit den Geschicken der Nation betrauten Männer begriffen sie und wollten sofort eine ernste Regierung constituiren. Czartoryski, Kochanowski, Pac, Dembowski, Niemcewicz, Lelewel und Wladislas Ostrowski bildeten die provisorische Regierung, welche den Verwaltungsrath ersetzen sollte.

Alle diese Namen gaben der Nation politische Garantien. Der öffentliche Dienst ward sofort organisirt. Man errichtete eine Nationalgarde und eine akademische Legion. Man suchte mit einem Worte die Revolution zu regeln und um der Staatsgewalt die Einheit zu geben, welche nach den Ideen seines ganzen Lebens die erste Bedingung einer solchen Gewalt sein mußte, erließ der Obergeneral Chlopicki am 5. December die folgende Proclamation:

„Da unsere kritische Lage die größte Energie erheischt und Alles, was den Gang der Angelegenheiten hemmt, für die öffentliche Sache verderblich werden könnte, erkläre ich Euch, Polen, heute, daß ich, nicht aus Ehrgeiz noch aus Liebe zur Gewalt — davon bin ich weit entfernt — sondern aus Rücksicht auf die Umstände und indem ich mir die Römer zum Beispiele nehme, welche bei dem Vaterlande drohender Gefahr einem Einzigen die oberste Gewalt anvertrauten, mich auf einige Tage, das heißt bis zum Zusammentreten der Kammern, der Dictatur bemächtige. Ich werde meine Gewalt in die Hände der Bevollmächtigten der Nation zurückgeben. Glaubet mir, Landsleute, daß ich diese Macht einzig und allein zu Euerm Besten anwenden werde. Es lebe das Vaterland!“

Dieser eigenmächtige Act fand nur wenig Widerspruch, weil in so kritischen Umständen die Uebernahme der ganzen materiellen und moralischen Verantwortlichkeit der Thatsachen für einen großen Beweis von Muth gelten konnte.

Die polnische Revolution aber trat nun in eine neue Phase ein. Sollte sie die Initiative ergreifen? Sollte sie in Lithauen einrücken und die alten getheilten Provinzen insurgiren? Oder sollte sie vielmehr, sich auf der Defensive haltend, den Widerstand auf die acht Woiwodschaften des durch die Tractate verkleinerten Polens beschränken?

Eine große Frage, von welcher vielleicht die Zukunft der nationalen Bewegung von 1830 abhing.

VII.

Wir haben bereits erwähnt, daß die Verhandlungen des Prozesses gegen die Minister Karl's X. am 15. December beginnen sollten. Baron Pasquier, Präsident der Pairskammer, hatte sich den ersten Präsidenten Séguier und den Grafen von Bastard beigegeben, um zu der durch den Beschluß vom 4. October anbefohlenen vorläufigen Instruction zu schreiten. Graf Bastard war mit Abfassung des Commissionsberichtes beauftragt worden und entledigte sich dieser Aufgabe auf die ausgezeichnetste Weise.

In Folge eines sonderbaren Zufalles war es Peyronnet, als er noch die Function eines Generalprocurators am Pairsgerichtshofe bekleidete, selbst gewesen, der die früher von Herrn von Barentin, Schwiegervater des Kanzlers Dambray, im Kleinen Luxembourg bewohnten Zimmer in vergitterte Zellen zur Aufnahme von zahlreichen Gefangenen hatte verwandeln lassen. Dieses selbe später der Familie des Kanzlers zurückgegebene Lokal sollte wieder Gefängniß werden und in seine sorgfältig bewachten Räumlichkeiten den Mann einschließen, unter dessen Auspicien es zuerst diese strenge Bestimmung erhalten hatte.

Die den Ministern angewiesene Wohnung bestand aus vier Hauptzimmern und einem Sprachzimmer, in welchem sie ihre Verwandten und die Vertheidiger empfangen konnten. Um das Sprachzimmer und die übrigen Gemächer herum waren zahlreiche Schildwachen postirt, und nach außen, in der Straße Vaugirard eben so wie in dem Garten des Luxembourg hatte man nicht weniger Vorsichtsmaßregeln getroffen.

In der That konnte die Stimmung jenes Theils der Pariser Bevölkerung, auf welchen die republikanische Partei einen directen Einfluß ausübte, noch zu den ernstesten Befürchtungen Anlaß geben. In den Reihen der Nationalgardeartillerie entspann sich ein Complott und unter dem Vorwande, die Rache des Volkes an den letzten Rathgebern Karl's X. zu kühlen, bereitete man geschickt und verstohlen eine der gefährlichsten Emeuten vor.

Mit der größten Spannung erwarteten daher die Regierung und die friedliche Bürgerschaft die Eröffnung jener feierlichen Verhandlungen, aus welchen eventuell so viele politische und sociale Gefahren hervorgehen konnten, die aber nothwendig auf Handel und Industrie den beklagenswerthesten Einfluß äußern mußten.

Am Morgen des 10. December 1830 wurden die Minister unter Beobachtung aller für ihre Sicherheit gebotenen militärischen Vorsichtsmaßregeln von Vincennes nach Paris gebracht. Eine zahlreiche aus der Nationalgarde und der Armee gewählte Cavalerieescorte umgab den Wagen, in welchem sich Polignac, Peyronnet und Guernon-Ranville befanden. Was Chantelauze betraf, der zu leidend war, um seine Collegen sofort begleiten zu können, so ward dieser später durch den General Daumesnil

in einem Wagen des Generals, den dieser selbst führte, in das Gefängniß des Luxembourg gebracht. Der König legte ein so großes Gewicht darauf, daß der Transport der Angeklagten ohne einen beklagenswerthen Unfall stattfände, daß Graf Montalivet eben so wie die Generale Fabvier und Carbonel zu Pferde den Wagen der Exminister auf der ganzen Fahrt von Vincennes nach Paris begleiteten, einer Fahrt, welche abgesehen von einigen feindseligen Rufen auch glücklich zurückgelegt ward.

Die Instructionscommission des Gerichtshofes der Pairskammer hatte ihre Aufgabe gewissenhaft erfüllt. Durch verschiedene Umstände war sie erschwert worden, besonders durch diesen letztern, den wir mit einiger Ausführlichkeit erwähnen wollen.

Ein gewisser Berrié, der in dem Arresthause zu Toulouse gefangen saß, veröffentlichte am 2. October in dem Journal La France Méridionale einen Brief, der an Bérenger, Präsidenten der von der Deputirtenkammer ernannten Anklagecommission, adressirt war und worin er behauptete, daß persönliche Unglücksfälle ihn gezwungen hätten, das Werkzeug der Partei zu werden, die ein ungeheures Mordbrennersystem in der Normandie organisirt hätte, welches über ganz Frankreich ausgedehnt werden sollte. Der von den Bevölkerungen ausgestoßene Schreckensruf habe ihm Abscheu gegen die von ihm übernommene Mission eingeflößt. Er hätte die Flucht ergriffen, um sich der Wuth der Anführer dieser Partei zu entziehen und auf diese Weise den Verheerungen Einhalt zu thun, die er im Languedoc, in der Provence und im Dauphiné organisiren sollte. Diese Existenz auf flüchtigem Fuße habe ihn in das größte Elend versetzt und endlich habe er, weil er nicht mehr gewagt, sich irgendwo sehen zu lassen, der Nothwendigkeit und der Verirrung seines Geistes nachgebend, in Toulouse durch ein unbedeutendes Vergehen seine Verhaftung herbeigeführt, um nicht mehr nöthig zu haben, sich weit größerer und strafwürdigerer Verbrechen schuldig zu machen.

Dieser Mensch fügte hinzu, er sei Mitglied der Gemeinde von Montrouge, welche ihm die Befehle übermittelte, die sie von dem Fürsten von Polignac erhielte. Seine umfangreiche Correspondenz, seine schriftlichen Instructionen, die Listen, in welchen die anzuzündenden Besitzthümer verzeichnet stünden, eben so wie ein von dem Fürsten unterzeichnetes sicheres Geleit stünden, sagte er, zu seiner Disposition, aber er werde sie nicht eher ausliefern, als bis man ihm versprochen habe, daß der Person, welcher er sie zur Aufbewahrung übergeben, nichts geschehen und ihm selbst eine Linderung der ihm zuzuerkennenden Strafe zugesichert werde.

Ein Vorfall dieser Art würde, wenn er nicht von den ihn begleitenden Umständen umgeben gewesen wäre, ganz gewiß zu jeder andern Zeit keine ernste Wirkung hervorgebracht haben, aber man muß sich in jene Zeit des Vorurtheils und des politischen Hasses versetzen. Die Vertheidiger des Fürsten von Polignac, Martignac und Mandaroux-Vertamy, welche

fürchteten, daß die öffentliche Meinung sich über den eigentlichen Werth dieser versprochenen Mittheilungen täuschen könne, ließen in den Journalen einen Brief abdrucken, der von dem Fürsten unterzeichnet und an die Mitglieder der Instructionscommission des Gerichtshofs der Pairskammer gerichtet war. In diesem Brief kam die folgende Stelle vor:

„Unter gewöhnlichen Umständen würde ich der öffentlichen Meinung die Sache überlassen, über diesen abgeschmackten und niedrigen Angriff abzuurtheilen, da aber auf mir das Gewicht einer Anklage lastet, welche jedem Argwohn einen nur zu leichten Zugang öffnet, so kann ich einen so directen und persönlichen Angriff nicht mit Stillschweigen übergehen und es ist meine Pflicht, jede Gelegenheit zu ergreifen, um die Wahrheit an den Tag zu bringen. Die in Toulouse über ein angeblich vorhandenes nichtswürdiges Complott gemachten Enthüllungen müssen näher beleuchtet werden. Wer auch der Mensch sei, der sie gemacht, welches auch die Ursache seiner Verhaftung sein, welches Mißtrauen er auch einflößen möge, so können seine Anerbietungen nicht zurückgewiesen werden und auf keinen Fall kann man mir das Recht bestreiten, sie anzunehmen. Ohne Zweifel kann ich mit Ruhe den Augenblick erwarten, wo es mir gestattet sein wird, in Gegenwart meiner Standesgenossen und vor den Augen Frankreichs die Acten meines politischen Lebens aufzuschlagen, aber man kann nicht von mir verlangen, daß ich mir schweigend diese öffentliche und förmliche Anschuldigung des feigsten und widerwärtigsten Verbrechens gefallen lassen soll."

Auf nach Toulouse geschickten Befehl ward Berrié aus seinem Gefängniß hervorgezogen und in der Mallepost von Gendarmen in Civil begleitet nach Paris gebracht. Man verwahrte ihn hier in dem Gefängnisse la Force, wo die Huissiers der Pairskammer ihn abholten, um ihn zum Verhör vor die Commission zu führen, vor welcher er seine vorherigen Erklärungen wiederholte. Der Gerichtshof der Pairskammer schickte eine Erkundigungscommission nach Bordeaux, um sich über einige der von Berrié behaupteten Thatsachen und über den von diesem Menschen überhaupt geführten Lebenswandel nähere Kenntniß zu verschaffen. Andererseits und um die traurige Frage der Feuersbrünste in der Normandie so genau als möglich zu untersuchen, ließ der Gerichtshof zwei junge Mädchen, Pauline Ledoux und Josephine Bailleul, die durch den Assisenhof von Caen zum Tode verurtheilt waren und deren hartnäckiges Schweigen seinen Grund in irgend einem geheimnißvollen Gelübde zu haben schien, nach Paris transportiren.

Nach langen und zahlreichen Verhören jedoch blieb man immer noch außer Stand, diese verschiedenen Vorfälle mit dem großen bevorstehenden Prozeß in Verbindung zu bringen und was Berrié betraf, so stellte sich klar heraus, daß dieser Mensch, der durch einen Anschein von Religiosität das Vertrauen ehrenwerther Leute zu täuschen gewußt, eine sehr beklagens-

werthe Vergangenheit besaß. Mehrmals unter einem andern Namen wegen Diebstahls und Gaunereien verurtheilt, hatte er von diesem Manöver nur Gebrauch gemacht, um in seine langweilige Haft einige Abwechselung zu bringen und vielleicht das Mitleid und die Neugier des Publikums rege zu machen.

Graf Bastard hatte in seinem Berichte gesagt, daß der Prozeß der Minister außerhalb des Criminalgesetzbuches sich bewege und in der That mußte auch dieses exceptionelle Verfahren bei der speziellen Ausführung große Schwierigkeiten darbieten. Um daher im Voraus alle Formfragen zu beseitigen, welche während der Dauer der Debatten sich herausstellen könnten, versammelte der Baron Pasquier, ein praktischer, geschmeidiger, mit den Geschäften vertrauter und von den großen administrativen Traditionen des Kaiserreichs ganz durchdrungener Geist, eine Commission um sich, welche aus den erleuchtetsten Mitgliedern der Pairskammer bestand. Diese Commission hatte beschlossen, daß da, wo das Gesetz schwiege und wenn keine auf ein Verbrechen dieser Art anwendbare Strafe genau und regelmäßig vorgeschrieben sei, der Gerichtshof der Pairskammer, ein wesentlich politisches Tribunal, für einen Ausnahmefall auch auf ganz ausnahmsweisem Wege zu Werke gehen müsse. Diese als unabänderlich angenommene Regel ward während dieses berühmten Prozesses auch beharrlich verfolgt.

Am 15. December 1830, dem zur Eröffnung der Verhandlungen festgesetzten Tage, sammelten sich die Volksmassen schon frühzeitig in den Umgebungen des Luxembourg, wo eine imposante bewaffnete Macht aufgestellt war. Lafayette, Obercommandant der Nationalgarde, hatte von dem König auch das Commando der Linientruppen erhalten, die bei Gelegenheit des Ministerprozesses aufgeboten werden würden. Die Generale Fabvier und Carbonnel standen unter seinen Befehlen. Ladvocat, Oberstlieutenant der 12. Legion, ward mit der Wache im Palast des Luxembourg beauftragt.

Schon lange vor der Stunde des Verhörs waren die Tribunen von einer Menge angefüllt, die begierig nach Erregungen und neugierig war, die Personen dieses großen Gerichtsdramas von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Als die Pairs, hundertdreiundsechzig an der Zahl, in dem Saale Platz genommen hatten, führte man die Angeklagten herein und man sah sie sich langsam nach den Sitzen bewegen, die ihnen angewiesen wurden — Fürst von Polignac, dessen ruhige und resignirte Züge keine Gemüthsbewegung verriethen; Chantelauze, der unter dem Einfluß der physischen Leiden, mit welchen er seit seiner Verhaftung zu kämpfen hatte, bleich einherwankte; Peyronnet, stolz und vollkommen Herr seiner selbst, und endlich Guernon-Ranville, der philosophisch gleichgültig gegen Alles war, was ihn umgab, Menschen sowohl als Dinge.

Ihre Vertheidiger hatten vor ihnen Platz genommen. Es waren dies,

wie wir bereits erwähnt, Herr von Martignac, unterstützt von Mandarour-Vertamy für den Fürsten Polignac, seinen ehemaligen politischen Gegner, den Präsidenten des Kabinets, der das seinige verdrängt. Martignac, dessen Gesundheit in der letzten Zeit durch Krankheit und Aufregung viel gelitten, hatte der Deputirtenkammer die Annahme des seinem Talent und seiner Ehre anvertrauten Mandats mit folgenden Worten angezeigt: „In dem Augenblick, wo der Fürst von Polignac sich durch Anschuldigung eines Kapitalverbrechens an seinem Leben bedroht sieht, hat er sich meiner erinnert und gestern meine Hülfe bei den Richtern in Anspruch nehmen lassen, welche über sein Schicksal entscheiden sollen. Dieser Beweis eines Vertrauens, auf welches ich durch nichts vorbereitet worden, hat mich eben so sehr überrascht als gerührt. Trotzdem aber habe ich nur die Gefahr in's Auge gefaßt, die ihn bedroht; ich habe mein Herz zu Rathe gezogen und geglaubt, daß eine Weigerung meinerseits nicht möglich sei."

Chantelauze hatte zu seinem Vertheidiger einen jungen Advocaten von Lyon, Namens Sauzet gewählt, dessen im Entstehen begriffener Ruf durch diesen Prozeß befestigt und vermehrt ward. Peyronnet hatte die Unterstützung des Advocaten Hennequin verlangt, eines ehrlichen und geschickten Mannes, den er jedoch durch den Glanz seines eigenen beredten Wortes übertraf. Was Guernon-Ranville betraf, der weniger inspirirt war als seine Collegen, so hatte er sich an den Advocaten Crémieux gewendet und der Erfolg bezeichnete diese Wahl, welche, glauben wir, durch einige Erinnerungen aus der Provinz veranlaßt worden, als eine nicht glückliche.

Die Verhöre begannen und wurden von dem Baron Pasquier mit großer Geschicklichkeit geleitet. Hauptsächlich hatten sie den Zweck, den Augen Aller sichtbar zu machen, wie der persönliche Wille des Königs Karl X. jeden andern Willen vor und während jener beklagenswerthen Juliereigniſſe beherrscht hatte, über welche jeder Zeuge eine neue Einzelnheit zu enthüllen wußte. Aber die vier Minister erklärten so oft als auf die Ordonnanzen und ihre directen Ursachen hingedeutet ward, daß sie dafür die Verantwortlichkeit in ihrem ganzen Umfange auf sich nähmen, indem sie zugleich ein unbedingtes Schweigen über die Discussionen bewahrten, welche über diese Maßregel und vor der Ausführung derselben im Kabinet stattgefunden haben mußten.

Nach den Verhören kamen die Zeugenaussagen und unter diesen zogen die der Herren Arago, Laffitte, Gérard, Champagny, der Generale Tallon und Saint Chamans, Bayeux, Generaladvocaten am königlichen Gerichtshofe, und Sémonville, Oberreferendars der Pairskammer, ganz besonders die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Der von diesem letztern über seine Vermittelung bei den Ministern und seine Reise nach Saint-Cloud erstattete Bericht machte ganz besonders großen Eindruck auf die Versammlung und das Publikum. Die verschiedenen Phasen der furchtbaren Julitage gingen

so nochmals in den ergreifenden Erzählungen der Augenzeugen, die oft einen wichtigen Antheil daran genommen, an den Augen der Zuhörer vorüber.

Nun kam die Reihe an die Anklage. Persil erhob sich und bemühete sich in einem gutgearbeiteten, nothwendig im Geiste der Julirevolution gehaltenen Requisitorium die Strafbarkeit der Minister wegen Verletzung der Charte zu beweisen und leugnete energisch die Schlüsse, die man aus dem Artikel 14 ziehen zu können vorgab. Für ihn hatte dieser Artikel, der doch offenbar in den Grundvertrag aufgenommen worden, um in einem gegebenen Augenblick die Charte selbst zu modificiren oder gänzlich aufzuheben, in der Wirklichkeit nicht die Bedeutung, die man ihm beilegte. Uebrigens ward diese Bestimmung durch den Artikel 15 neutralisirt, nach dessen Worten die legislative Gewalt durch den König und die Kammern gemeinsam ausgeübt werden sollte. Folglich hatten die Minister, die Räthe der Krone einen Act des Hochverraths begangen und mußten nun die Strafe dafür tragen.

„Wir wollen," sagte Persil, „durchaus nicht so weit gehen, zu behaupten, daß wenn irgend eine große Gefahr einträte, der König nicht das Recht hätte, sich zeitweilig aller Staatsgewalten zu bemächtigen; wohl aber sagen wir, daß dies nicht kraft des Artikels 14 geschehen würde, welcher die Anwendung legaler Mittel voraussetzt, sondern kraft der Nothwendigkeit, welche weder Zeit noch Ort noch Bedingungen anerkennt."

Es ist dies ein Zugeständniß, welches man gegen die Anklage selbst wenden könnte, denn wer soll Richter über diese Nothwendigkeit sein, welche weder Zeit, noch Ort, noch Bedingungen anerkennt, wenn es das Oberhaupt des Staats nicht sein soll? Karl X. hatte sich allerdings geirrt und jene Nothwendigkeit war nicht vorhanden, aber dennoch hatte er sich in seinem Rechte und seine Pflicht zu erfüllen geglaubt und war übrigens für diesen nicht wieder gut zu machenden Irrthum in seiner eigenen Person gestraft worden. Seine durch die Charte wie durch die Verantwortlichkeit seiner Minister garantirte Unverletzlichkeit war nicht respektirt worden und jetzt wollte man auch die Räthe seiner gefallenen Krone verantwortlich machen. Es war dies ein Argument, auf welches die Anklage nicht antworten konnte und worauf sie auch nicht antwortete.

Nach dem Vortrag dieses sehr geschickt ausgearbeiteten Requisitoriums nahm Herr von Martignac das Wort. Die öffentlichen Sympathien umgaben diesen wohlwollenden Mann, welcher gewissermaßen eine Pflicht der Pietät zu Gunsten eines unglücklichen Gegners erfüllte. Herr von Martignac, auf dessen schwarzem Kleid die Insignien des Großkreuzes der Ehrenlegion glänzten, trug in seinen hageren Zügen und in seinem bleichen Gesicht schon die nur allzusichtbaren Spuren einer baldigen Auflösung.

Seine sanfte Beredsamkeit fesselte sehr bald die Aufmerksamkeit der

Zuhörer und mehrere seiner Argumente besaßen zu viel Kraft, um widerlegt werden zu können.

„Es giebt," sagte er, „eine Verantwortlichkeit für die Minister nur da, wo die Krone gegen alle Stürme und alle Revolutionen geschützt ist, weil, wenn Sie den Fürsten gestürzt und seinen Thron zertrümmert haben, die Minister nicht verantwortlicher sind, als der Offizier, welcher auf höhern Befehl auf das Volk schießen läßt. Welche Richter wollen Sie übrigens den Angeklagten geben? Werden Sie bei dem gegenwärtigen Zustande der Institutionen die Garantien finden, welche die Charte ihnen versprochen hatte, indem sie ihre Verantwortlichkeit dem Urtheil eines Tribunals unterstellte, dessen Elemente gegenwärtig zersetzt sind?"

„Sie bauen jetzt," so schloß der Redner seinen Vortrag, „die Grundlage eines neuen Thrones. Bauen Sie ihn nicht auf einen mit Blut und Thränen gedüngten Boden. Ein Todesurtheil würde einen Abgrund öffnen, den diese vier Häupter dennoch nicht auszufüllen vermöchten."

In der nächstfolgenden Sitzung ergriff Peyronnet das Wort. Seine kurze und glänzende, mit großer Würde vorgetragene Rede hatte den Zweck, seine Lebensgeschichte zu erzählen und daraus Gründe für die Nachsicht herzuleiten, die er von der öffentlichen Meinung eben so sehr erbat, als von dem Gerichtshofe, vor welchem er sich vertheidigte. Er erinnerte daran, daß er zwei Amnestien veranlaßt, daß durch seine Vermittelung eine große Anzahl politisch Verurtheilter dem Schaffot entrissen worden waren.

„Wenn ich als Gefangener in Folge eines militärischen Ereignisses eines Lösegeldes bedarf," setzte er hinzu, „so ist dieses schon im Voraus bezahlt, meine Herren, denn ich habe dem Feinde dreihundert Köpfe der Seinigen für den meinigen ausgeliefert."

Er hatte sich im Dienste des Königs nicht bereichert und machte auf jenen Mangel an Glücksgütern aufmerksam, welcher den König Ludwig XVIII. bewogen hatte, die Kinder seines Ministers selbst auszustatten und sagte zum Schlusse: „Nein, ich habe nicht das Beispiel des Grafen von Melford nachgeahmt; nein, ich habe mein Unglück nicht durch Feigheit entehrt. Ich konnte am 29. und am 30. fliehen; es war noch Zeit. Man bot mir ein Asyl an, ich habe es aber nicht angenommen. Ich war nicht mehr Minister und ich hatte keine Pflichten mehr, aber in Ermangelung dieser blieben mir immer noch die der Ehre. Ich habe mich nur auf Befehl des Königs entfernt, auf seinen bestimmten und wiederholten Befehl, als keine Hoffnung mehr war, nicht einmal die, an seiner Seite zu sterben; als die Flucht, beinahe unmöglich geworden, für mich nur eine Gefahr mehr war. Blut ist geflossen, dies ist die Erinnerung, die schwer auf meinem Herzen lastet. Friede Denen, welche gefallen sind, Friede und Trost Denen, die noch leben. Wie hart auch mein Schicksal, wie groß auch die Ungerechtigkeit sein möge, die man mir angethan, so ist doch in mir kein Gefühl mächtiger, als das der Sympathie und des Mitleidens und nichts kann

mich abhalten, Thränen über das geflossene Blut zu vergießen, obschon ich mir darüber keinen Vorwurf zu machen habe. Mögen Freunde und Feinde gleichmäßig diesen traurigen und gebührenden Tribut annehmen, den ich ihnen allen zolle und den ich ihnen noch zollen würde, selbst wenn sie ihn zurückwiesen. Ein Unglücklicher wie ich hat nur noch Thränen und man muß ihm vielleicht die zu gute rechnen, die er nicht über sein eigenes Schicksal weint."

Die Beredtsamkeit des Angeklagten ließ seinem Vertheidiger nur wenig zu sagen übrig. Hennequin verstand ihn und beschränkte sich in seiner geschickten nüchternen Vertheidigungsrede darauf, gewisse spezielle Punkte hervorzuheben, welche Peyronnet hatte übergehen müssen, um nicht den Totaleindruck seiner Rede zu beeinträchtigen.

Auf ihn folgte der Vertheidiger des Exministers von Chantelauze, Advocat Sauzet, dessen Debut man in Paris mit einer gewissen Ungeduld erwartete. Es war dies ein glänzendes Debut, welches den jungen Advocaten sehr bald in einen Mann der Politik verwandeln und auf die Bänke des Palais Bourbon führen sollte.

Sauzet wußte selbst nach Martignac und Peyronnet sein ernstes Auditorium durch die vielleicht ein wenig gesuchte Eleganz eines mit Sympathie gehörten Wortes zu rühren und zu bezaubern. Sein Erfolg war ein unermeßlicher, obschon in Paris weniger groß als in der Provinz, denn die Provinz enthusiasmirte sich für den jungen Redner. Es giebt Menschen, welche auf diese Weise einen Tag, eine Stunde haben, die sie später im Laufe ihres ganzen Lebens nicht wiederfinden, welcher Tag, welche Stunde aber zur Begründung ihres Rufes hinreicht, indem dadurch ihre Namen der Geschichte einverleibt werden.

Zuweilen macht es einen seltsamen Eindruck, wenn man nach einem Vierteljahrhundert jene Reden wieder liest, welche eine ganze Versammlung gerührt haben und von einer ganzen Generation mit lautem Beifall begrüßt worden sind. Aus diesem Grunde theilen wir den Schluß von Sauzet's Rede hier mit:

„Wenn sich aber noch ein heimliches und legitimes Murren hören ließe, so würde mir dennoch die Pflicht bleiben, meine Aufgabe zu erfüllen. Ich würde dann einige Compatrioten jener großen Familie Frankreichs aufsuchen und wir alle würden, mit jener Uniform des Bürgersoldaten bekleidet, welche überall dieselbe Treue und dieselben Opfer befiehlt, auf die öffentlichen Plätze herabsteigen und uns mit folgenden Worten an die heldenmüthige Bevölkerung von Paris wenden: Reicht uns vertrauensvoll die Hand; es sind Eure Brüder aus den Departements Frankreichs. Die Gerechtigkeit hat gesprochen, achtet ihren Ausspruch. Es ist dies die schönste, die glänzendste Huldigung, die Ihr den Manen der gefallenen Opfer darbringen könnt. Auch wir haben bei der ersten Nachricht von Euren Bestrebungen uns bewaffnet, aber wir haben nicht gefochten; Euch

allein gebührt der Ruhm. Das ganze Land frohlockt jetzt im Besitze der Freiheit, aber Ihr allein habt sie mit dem Preise Eures Blutes bezahlt. Ihr seid die würdigen Kinder dieser großen Hauptstadt, welche geschaffen ist, um Frankreich durch ihre Größe zu beherrschen, wie sie es durch ihren Muth beherrscht hat. Mit Euch vereinigt bringen wir unsere Huldigung den Gräbern dar, welche man lange ehren wird, weil sie die letzten sein werden.

„Vielleicht werdet Ihr in einiger Zeit nach diesen Gräbern schüchtern vier französische Familien schleichen sehen, um den Manen unserer Waffenbrüder ihre Huldigung darzubringen. Ihr werdet Euch nicht von ihnen abwenden, denn Kinder, welche keine Waisen sein werden, bestreuen dann diese Gräber mit Blumen. Dann erst werdet Ihr Eure Größe verstehen, dann wird die Nation den Frieden zu den Füßen der Gräber selbst unterzeichnen und das schönste Schauspiel darbieten, welches die Welt gewähren kann, nämlich das einer großen Nation, die unter dem Schutze der Gesetze innigst vereint ist."

Crémieux ergriff hierauf das Wort für Guernon-Ranville. Sein vorn ein wenig offen stehendes Advocatengewand ließ die Uniform der Nationalgarde hindurchschimmern. Er begann seine Rede, indem er so ziemlich Alles wiederholte, was vor ihm bereits gesagt worden, bald aber schienen sich seine Gedanken vollständig zu verwirren. Wir theilen hier wörtlich die hierauf bezügliche Stelle des stenographischen Protokolls dieser Sitzung mit.

„Nachdem der Vertheidiger seine Entwickelungen beendet, ergeht er sich in einer Hypothese. Er setzt voraus, daß Paris dereinst nicht durch den Krieg mit dem Auslande — denn ein Volk, welches sich vertheidigen kann, läßt sich nicht unterwerfen — sondern durch eine große Naturkatastrophe des Erdballs zerstört worden ist. Nur zwei Monumente bleiben noch stehen, eine Triumphsäule und der Tempel des Ruhms. Der durch seinen Führer auf den Platz des ehemaligen Pantheon geführte Reisende liest auf den Mauern noch die Namen derjenigen, welchen Inschriften gewidmet worden sind. Die Namen Manuel, Foy, Benjamin Constant — (Hier erlischt Herrn Crémieux' Stimme plötzlich, seine Knie fangen an zu zittern und er sinkt ohnmächtig in die Arme seiner Collegen; mehrere Personen beeilen sich ihn aus dem Saale zu tragen)."

Diese eigenthümliche und fast lächerliche Niederlage des Herrn Crémieux traf übrigens mit den dumpfen Gerüchten von der Emeute zusammen, welche so zu sagen an den Gittern des Luxembourg rüttelte. Die Emeute, welche sich schon von dem ersten Tage des Prozesses an düster und drohend gezeigt hatte, bemühete sich in der That abermals, die Richter der Minister zu schrecken, indem sie mit lautem Geschrei ihren Tod verlangte. Eine unermeßliche Menge erfüllte alle Straßen in der Nähe des Palastes der Deputirtenkammer. Nur mit Mühe durch die Nationalgarden und die

Soldaten zurückgehalten, hörte sie begierig auf alle Gerüchte, die ihr aus dem Innern des Palastes zugingen, wo die Gerechtigkeit mit einer Langsamkeit geübt ward, welche ihre Ungeduld immer höher steigerte. Es war der Tiger, der die Beute erwartete, welche er zu zerreißen hoffte und der seinen Blutdurst kaum noch zu bändigen vermochte.

Der Commissär der Deputirtenkammer, Bérenger, welcher nach Cremieux' Ohnmächtigwerden das Wort ergriff, hatte das Werk der Anklage fortgesetzt und den durch einen Theil der Vertheidigung hervorgebrachten Eindruck wieder zu verwischen gesucht. Die unruhigen Pairs aber liehen dem Redner nur noch eine zerstreute Aufmerksamkeit und während dieser Rede, die gegen halb vier Uhr begann, hatten sie bemerkt, daß dem Baron Pasquier häufige Meldungen gemacht wurden. Die Emeute, sagte man, nahm draußen immer mehr zu und auf den Tribunen cirkulirten beunruhigende Gerüchte. Von weitem hörbarer Trommelwirbel vermehrte plötzlich diese Unruhe, obschon derselbe die Ankunft des Generals Lafayette verkündete, der das Commando über die zum Schutze der Kammer bestimmten Truppen zu übernehmen kam.

Eben als Madier de Montjau sich erhoben hatte, um zu antworten, gab eine große Anzahl Pairs den Wunsch zu erkennen, daß die Sitzung vertagt werde und trotz der Bemerkungen Martignac's, welcher verlangte, daß der dritte Commissär der Deputirtenkammer sofort gehört werde, sagte der Präsident Pasquier, nachdem er einige Worte mit Ladvocat gesprochen, zu der Kammer: „Der Herr Commandant der Nationalgarde meldet mir, er wünsche, daß die Sitzung noch vor Einbruch des Abends aufgehoben werde."

Und so endete diese Sitzung unter einer Unruhe und Aufregung, welche, obschon die Richter bemüht waren, sie zu verhehlen, dennoch in den Gemüthern der meisten von ihnen vorhanden war.

Der Tag des 21. December sollte entscheidend sein, entscheidend für den Prozeß, entscheidend für die Emeute. Der Gerichtshof sollte die Replik des Commissärs Madier de Montjau hören und einen Beschluß fassen, der, wenn er nicht die äußerste Strenge erreichte, für die von den Wühlern irregeleiteten Massen das Signal zu einer Bewegung werden konnte, deren Folgen unberechenbar sein mußten. Deshalb wurden die Vorsichtsmaßregeln verdoppelt und alle militärischen Anordnungen getroffen, welche die Situation so unverkennbar erheischte. Der General Lafayette hatte sich im Luxembourg einquartirt, wo er in einem der Parterrezimmer schlief. Auf diese Weise war er stets in der Nähe des Barons Pasquier, mit welchem er nothwendig häufige Besprechungen hatte.

Das unbegrenzte Vertrauen, welches Lafayette zu seiner Popularität hatte, ließ ihn glauben, daß die Minister unter seinem Schutze, wie auch übrigens der Prozeß ausfallen möchte, von der Wuth des Volkes nichts zu fürchten hätten. Er hatte sich in diesem Sinne vor dem König ausge-

sprochen, den aber diese Versicherungen nicht überzeugt hatten. Später hatte er in einer Unterredung mit Pasquier, welcher sich mit ihm über die Mittel berieth, um die Gefangenen nach dem Ausspruch des Urtheils in Sicherheit zu bringen, sogar davon gesprochen, sie im Schritt und am hellen Tage unter der alleinigen Aegide seines Namens und seiner Person durch Paris zu geleiten — ein Vorschlag, der durch Montalivet lebhaft bekämpft ward. Dieser letztere schlug im Gegentheile vor, die Exminister sofort nach dem Schluß der Debatten, das heißt, noch vor Fällung des Urtheils, rasch und auf einem Umwege wieder nach Vincennes zu bringen. Demgemäß ward Befehl gegeben, in den Morgenstunden des 21. die Zugänge und den Garten des Palastes mit einer imposanten Streitmacht zu besetzen. Auch nahmen in der That beinahe dreißigtausend Mann Nationalgarde und Linientruppen Position in den in der Nähe des Luxembourg liegenden Straßen und Plätzen.

Wir haben bereits erwähnt, daß ein Complott unter der Artillerie der Nationalgarde existirte, einem ausgewählten Corps, in welches sich die streitende republikanische Meinung geflüchtet hatte. Cavaignac, Bastide, Thomas, Guinard bekleideten darin hohe Chargen und von den vier Batterien, aus welchen sie bestand, gehörten drei der radicalen Partei an. Ihre der Bewegung günstige Thätigkeit hätte sehr leicht die der vierten Batterie paralysiren können und man begreift, welche gefährliche Unterstützung die Emeute in diesem Kern junger muthiger Männer finden konnte, welche bereit waren, für die Verwirklichung ihrer Idee Alles zu unternehmen, an der sie mit um so größerem Eifer festhielten, als sie sich dieselbe unmittelbar nach dem Julikampf auf dem Stadthause hatten entreißen lassen.

Die Regierung aber behielt diese republikanischen und insurrectionellen Tendenzen fest im Auge. Der Oberst der Artillerie, Pernety, hatte Instructionen erhalten und sich mit Hülfe einer gewissen Anzahl geheimer in allen vier Batterien geworbener Anhänger in den Stand gesetzt, im Nothfalle den Besitz der Kanonen zu neutralisiren und sie auf ein gegebenes Signal vernageln zu lassen. Wir werden übrigens sogleich sehen, auf welche Weise man im entscheidenden Augenblicke das System von Vorsichtsmaßregeln vervollständigte, welches man auf diese Seite der Emeute anwenden zu müssen glaubte.

Die Sitzung des 21. begann unter düsteren Auspicien. Die Pairs waren eben so zahlreich als in den ersten Tagen. Alle antworteten auf den Aufruf ihres Namens mit Ausnahme des Grafen Mollien, der durch ein ernstes Unwohlsein verhindert war zu erscheinen. Die Minister, welche jetzt zum letzten Male vor ihren Richtern erschienen, verriethen trotz ihrer würdigen und resignirten Haltung eine gewisse Niedergeschlagenheit, welche begreiflich machte, daß der tobende Ruf der ihren Tod verlangenden Menge bis zu ihren Ohren gedrungen war — eine traurige Verkündung der Ge-

fahren, welche sie bedrohten. Madier von Montjau erneuete die Anklage und Martignac antwortete mit einer verhaltenen Bewegung, welche den Zauber seines Wortes noch erhöhete. Es war für ihn sein Schwanengesang. Endlich nach einigen Worten, durch welche Bérenger seine Aufgabe beendete und im Namen des Landes „gute und strenge Gerechtigkeit" verlangte, wurden die Debatten geschlossen und die Angeklagten verließen unter dem eindrucksvollen Schweigen der Versammlung den Saal.

Man führte sie rasch nach dem Gefängnisse im Kleinen Luxembourg zurück, wo sie so traurige einsame Stunden verlebt hatten. Die von der Pairskammer bei dieser Gelegenheit angenommenen exceptionellen Formen des Verfahrens gestatteten den sofortigen Transport der Gefangenen nach Vincennes zu verwirklichen, denn das Urtheil sollte nur in Gegenwart ihrer Vertheidiger ausgesprochen und ihnen dann später durch den Protokollführer des Gerichtshofes notificirt werden. Montalivet, dessen Thätigkeit und Wachsamkeit unermüdlich war, hatte einen Wagen bereit halten lassen, in welchen die vier Minister stiegen. Der König hatte den Wunsch zu erkennen gegeben, daß sein junger Minister des Innern die Escorte der Gefangenen selbst commandiren möchte. Es standen demgemäß Pferde für ihn und den Oberst Ladvocat bereit. Beide postirten sich an die Schläge des Wagens und zeigten sich gegen das Unglück, wie sie es gegen das Königthum gethan haben würden.

Der Zug setzte sich in Bewegung und passirte anfangs ziemlich langsam die Reihen der erstaunten aber schweigenden Nationalgarde; zweihundert unter den Befehlen des Generals Fabvier stehende Reiter erwarteten ihn auf dem äußern Boulevard. Sobald als der Wagen sie erreichte, fuhr er im Galopp in der Richtung der Thronbarriere weiter, welche er, nachdem er die Vorstädte vermieden, glücklich passirte. Nun sendete Graf Montalivet in Gemäßheit der von dem König erhaltenen Instruction demselben ein Billet zu, welches die Worte enthielt: „Sire, wir haben die Hälfte des Weges hinter uns, noch einige Augenblicke der Gefahr und wir sind in Vincennes und alles ist gerettet."

Mittlerweile hatte man, vielleicht auf Anstiften der Regierung, unter den Volksmassen die Nachricht von einem Todesurtheile verbreitet und dieses mit wilder Freude aufgenommene Gerücht war von Mund zu Mund bis in die entferntesten Viertel der Stadt geeilt. Das gegentheilige Gerücht von dem Transport der Gefangenen nach Vincennes und von der Möglichkeit eines weniger strengen Urtheils steigerte die Erbitterung der Menge, welche einige Nationalgardisten unglücklicherweise zu theilen schienen, aufs Höchste. Das den Tod der Angeklagten verlangende Geschrei ließ sich abermals hören und von den Quais und den Höhen des Pantheon rückten die Colonnen des Volkes gegen den von Bajonetten starrenden Luxembourg heran, den sie erstürmen zu wollen schienen. Die Republikaner stürzten nach dem Louvre, von wo sie die Artillerie der Nationalgarde ausrücken zu

sehen hofften, aber die Gitter waren geschlossen und im Innern des Hofes schienen die Linie und die Nationalgarde, indem sie gegen die Artillerie Front machten, geneigt, auf sie Feuer zu geben, wenn sie Miene machten, ihre Geschütze zu entführen oder sie dem Volke auszuliefern. In der Nähe des Luxembourg ward Suffy, Oberst der eilften Legion, geschlagen und vom Pferde herabgeworfen. Lafayette und Arago sahen ihren Patriotismus verkannt und ihre Bemühungen ohnmächtig.

Hinter ihnen aber kreuzte die bewaffnete Bourgeoisie, welche die Plünderung zu fürchten begann, energisch das Bajonet und setzte dem andringenden Volke eine eiserne Mauer entgegen. Dieses machte im Angesicht dieser entschiedenen Stellung Halt und beschränkte sich während des übrigen Theils des Abends darauf, ein ohnmächtiges Geschrei hören zu lassen.

Die Debatten waren um zwei Uhr geschlossen worden. Um zehn Uhr Abends traten die Pairs in ihren düstern, schweigenden, fast gänzlich verlassenen Sitzungssaal und hier verlas Pasquier in Gegenwart der bleichen abgespannten Vertheidiger das Urtheil, welches mit den Worten schloß:

„Der Gerichtshof der Pairs, in Erwägung, daß diese Handlungen das durch Art. 26 der Charte von 1814 vorgesehene Verbrechen des Hochverraths constituiren, — erklärt August Jules Armand Marie Fürsten von Polignac, Pierre Denis Grafen von Peyronnet, Jean Claude Balthasar Victor Chantelauze, und Martial Come Hannibal Perpetue-Magloire Grafen von Guernon-Ranville des Hochverraths schuldig. In Erwägung, daß kein Gesetz die Strafe für den Hochverrath bestimmt hat und der Gerichtshof sich demnach in die Nothwendigkeit versetzt sieht, diesen Mangel zu ergänzen und zwar mit Rücksicht auf Art. 7 des Criminalcoder, welcher die Deportation zur Zahl der infamirenden Strafen rechnet, auf Art. 17 desselben Coder, welcher erklärt, daß die Deportation lebenslänglich ist, auf Art. 18, welcher erklärt, daß sie den bürgerlichen Tod nach sich zieht, auf Art. 25 des Civilcoder, welcher die Wirkungen des bürgerlichen Todes regelt, — in fernerer Erwägung, daß außer dem Continentalgebiet Frankreichs kein Ort vorhanden ist, wo die zur Strafe der Deportation Verurtheilten hingebracht und detinirt werden könnten, — verurtheilt die Pairskammer den Fürsten von Polignac zu lebenslänglichem Gefängniß auf dem Continentalgebiet des Königreichs und erklärt ihn seiner Titel, Grade und Orden verlustig, bürgerlich todt und zu allen übrigen Wirkungen der Deportation, so wie sie in den eben citirten Artikeln regulirt sind. Mit Rücksicht auf die Thatsachen des Prozesses, so wie sie sich durch die Debatten herausgestellt haben, verurtheilt sie ferner den Grafen von Peyronnet, Victor Chantelauze und den Grafen von Guernon-Ranville zu immerwährendem Gefängniß und gleichfalls ihrer Titel, Grade und Orden verlustig. — Sie verurtheilt den Fürsten von Polignac, den Grafen von Peyronnet, Victor Chantelauze und den Grafen von Guernon-Ranville persönlich und

solidarisch in die Prozeßkosten. — Sie befiehlt, daß die Ausfertigung des gegenwärtigen Urtheils der Deputirtenkammer mitgetheilt, so wie daß es gedruckt und in Paris, so wie in allen andern Gemeinden des Königreichs angeschlagen und dem Siegelbewahrer, Minister-Staatssecretär im Departement der Justiz mitgetheilt werde, um die Ausführung zu sichern."

Sogleich nach Verlesung des Urtheils ward die Sitzung aufgehoben und die Richter gingen auseinander. Ein dumpfes Wuthgebrüll hallte durch die zornschnaubenden Volksmassen. Aber die bewaffnete Bourgeoisie hatte begriffen, daß hinter einigen Fanatikern, die nur von Erbitterung und Rache getrieben wurden, sich Verschwörer verbargen, die zum Nutzen ihrer ehrgeizigen Gelüste oder ihrer sonstigen politischen Phantasien eine neue Revolution träumten, welche plötzlich nach Art der Julirevolution aus einer großen Unordnung hervorgehen sollte. Trotz der rachlustigen Triebe, welche sie theilweise gegen die letzten Rathgeber Karl's X. verriethen, verwandelten sich daher die Bourgeois ihrerseits in Fanatiker der Ordnung und der Ruhe. Ihre Haltung blieb fest und die Emeute prallte daran ab. Während dieser ganzen Nacht der Aufregung und Unruhe bivouakirte die Nationalgarde um große Wachtfeuer auf den Plätzen und in den größeren Straßen der Stadt, denn sie war zu ängstlich, um sich schlafen zu legen.

Am nächstfolgenden Tage, dem 22., kannte ganz Paris den Ausgang dieses Prozesses und die Agitatoren bemühten sich, die Wuth der Massen gegen das von dem Pairsgerichtshofe gefällte Urtheil aufzustacheln. Die Emeute erneute sich, aber die Nationalgarde erhielt bald eine unerwartete Verstärkung, nämlich die der Schulen. Die Studenten hatten Odilon Barrot freiwillig ihre Hülfe angeboten und der Seinepräfect beeilte sich, dieses Anerbieten anzunehmen, indem er die jungen Leute zugleich ermuthigte, diesem von ihnen betretenen Wege treu zu bleiben. Sie durcheilten daher die verschiedenen Stadttheile von Paris und sprachen beschwichtigende und mahnende Worte zu dem Volke, auf welches sie seit den Julitagen eine gewisse Herrschaft ausübten. Wenn sie, stolz auf diese noch lebendige Popularität, hierbei einen etwas kindischen Enthusiasmus entfalteten, so geschah dies wenigstens zum Besten des Ganzen und als sie sich im Palais Royal vorstellten, empfing Ludwig Philipp sie, wie man sich leicht denken kann, auf eine Weise, die ihnen nicht wenig schmeichelte.

Die republikanische Partei hatte auf diese Schreckenstage gezählt, um den vor fünf Monaten inaugurirten Regierungsbau wieder umzustürzen. Sie zog sich ein wenig überrascht wieder unter ihr Zelt zurück, denn einerseits wurden ihr Verbündete, die sie erworben zu haben glaubte, plötzlich untreu und eben so war es gewiß, daß das Band, welches die Nationalgarde, das heißt die bewaffnete Bourgeoisie, mit der Julidynastie verknüpfte, sich im Angesicht einer gemeinsamen Gefahr, der Anarchie, enger geschlungen hatte. Die einen Augenblick lang entfaltete schwarze Fahne verschwand

im Schatten. Aber die kleine Gruppe, welche alle Nuancen der radicalen Demokratie repräsentirte, glaubte, daß neue günstige Gelegenheiten vielleicht nicht lange auf sich warten lassen würden. Sie verlor den Muth nicht, denn sie hoffte, daß ein wenn auch nur vorübergehender Antagonismus sich eines Tags zwischen der Bourgeoisie von Paris und dem Barrikadenkönigthum herausstellen würde. In diesen Berechnungen täuschte sie sich auch nicht, nur mußte sie achtzehn Jahre warten.

Was die Regierung betraf, so hatte sie eine edle und schwierige Pflicht erfüllt. Die Kabinete des Auslandes überzeugten sich dadurch, daß es ihr nicht an Kraft und Muth fehlte und lernten sie allmälig achten.

Fünftes Buch.

I. Haltung des Generals Lafayette. Die öffentliche Meinung empört sich gegen seine unverantwortliche Autorität. Seine Entlassung. Modificationen in dem Regierungspersonal. — II. Die Londoner Conferenz. Ihre ersten Arbeiten. Versammlung des belgischen Congresses. Er erklärt sich für die monarchische Regierungsform und schließt die Familie Oranien-Nassau von der Thronfolge aus. Die Protokolle 11 und 12 der Londoner Conferenz. — III. Das Ministerium Laffitte den Parteien gegenüber. Die Bourbons werden verbannt. Jahrestag der Ermordung des Herzogs von Berry. Verwüstung der Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois. Demolirung der Wohnung des Erzbischofs von Paris. Vertilgung der Lilien. Schwäche der Staatsgewalt. — IV. Der Herzog von Mortemart in Petersburg. Anfänge der polnischen Revolution. Erste Kämpfe. Die Schlachten bei Wawer und Grochow. — V. Der belgische Congreß. Diplomatische Intriguen. Erwählung des Herzogs von Nemours. Ludwig Philipp schlägt die seinem Sohn angetragene Krone aus.

I.

General Lafayette hatte wichtige Dienste geleistet. Als ehrlicher Mann verabscheuete er alles Blutvergießen, so lange es zu umgehen war, und seine Haltung während der letzten Stunden des Prozesses der Minister hatte wenigstens seine guten Absichten bewiesen. Und dennoch hatte Lafayette nicht ohne Hintergedanken auf diese Weise gehandelt. Er wollte, während er ganz deutlich die Art von Dictatur constatirte, die seine Stellung als Obercommandant der Nationalgarden des Königreichs ihm verlieh, den Einfluß, welchen die letzten Ereignisse ihm gegeben, der Entwickelung seiner politischen Ideen dienstbar machen. Sein Tagesbefehl vom 24. December schloß mit den bedeutsamen Worten: „Die Hauptstadt, deren Sicherheit mit weiser Festigkeit verbürgt worden, ist mit uns zufrieden; dasselbe wird in ganz Frankreich der Fall sein. Die Angelegenheiten des Staates nehmen ebenso wie unser Dienst wieder ihren gewöhnlichen Verlauf, das Vertrauen wird zurückkehren, die Industrie sich wieder beleben, Alles ist für die öffentliche Ordnung geschehen und unser Lohn ist, zu hoffen, daß Alles für die Freiheit geschehen sei."

Diese Stellung als Protector der Juliregierung, welche die außerlegale Wichtigkeit seiner Funktionen dem General Lafayette gab, beschäftigte natürlich die auswärtigen Kabinete in hohem Grade. Dasselbe war der Fall mit der Deputirtenkammer, weil die öffentliche Meinung darüber unruhig zu werden begann. Man wußte, daß von dem alten General gewisse Bedingungen gestellt worden waren, daß er zum Beispiel die sofortige Auflösung der Kammer, deren Majorität ihm ohne Zweifel zu conservativ erschien, und übrigens ein Wahlgesetz, welches fast allen steuerpflichtigen Bürgern Stimmrecht verlieh, und zuletzt eine Wahlpairie nach Art des Senats der Vereinigten Staaten verlangte.

Diese Tendenzen erschreckten; übrigens wußte man, daß sie auch anderwärts gebilligt und im Kabinet des Königs durch Dupont (de l'Eure) und außerhalb des Ministeriums durch Odilon Barrot unterstützt wurden. Die englischen Journale, selbst die der Whigpartei angehörenden, eröffneten ihr Feuer gegen diese ausschreitende, unverantwortliche und exceptionelle Autorität des Generals Lafayette, und ließen alle Unregelmäßigkeiten, alle Gefahren aus derselben hervorgehen. Die französischen Journale, mit Ausnahme der äußersten Rechten, setzten den Angriff, welchem Ludwig Philipp durchaus nicht mißvergnügt zusah, lebhaft fort. Die Kammer selbst, eifersüchtig auf ihre Prärogativen und Feindin (wie man damals sagte) aller Dictaturen, möchten sie nun vom Volke oder vom göttlichen Rechte ausgehen, schien ganz plötzlich über diese Ausnahmestellung unruhig zu werden, welche eine Macht ohne Controle, ja fast ohne Grenzen außerhalb der constitutionellen und regelmäßigen Gewalten schuf. Man hat gesagt, daß es nichts Heuchlerischeres giebt, als die parlamentarischen Versammlungen, und es ist dies eine große, eine unbestreitbare Wahrheit. Während die Kammer dem Helden zweier Welttheile die lobenswerthesten Eigenschaften zuschrieb und ihn mit den größten Lobsprüchen überhäufte, dachte sie an nichts weiter, als an die Vernichtung und den Sturz dieser nebenbuhlerischen Macht, welche sie beunruhigte und verdunkelte.

Sie griff diese Macht mit wunderbarer Geschicklichkeit, aber auch mit seltener Doppelzüngigkeit an. Das Ministerium hatte einen Gesetzentwurf über die Nationalgarde vorgelegt und dieser Entwurf enthielt den folgenden Artikel: „In den Communen oder Cantons, wo die Nationalgarde mehrere Legionen bilden wird, kann der König einen Obercommandanten ernennen, dagegen aber kann kein Obercommandant der Nationalgarden eines ganzen Departements oder auch nur eines Arrondissements ernannt werden." Bei der allgemeinen Debatte über diesen Artikel ward plötzlich der Name Lafayette's genannt, und in der That, wenn das Staatsoberhaupt nicht die Macht hatte, einen Obercommandanten in einem Departement zu ernennen, wie war es dann möglich, zuzugeben, daß ein Bürger, wie groß er auch übrigens sein mochte, mit dem Obercommando der sämmtlichen National-

garden des Königreichs bekleidet werden konnte? Charles Dupin sprach darüber folgende Worte:

„Seit dem 30. Juli ist der General Lafayette das lebendige Gesetz der Nationalgarde gewesen. Er hat unermeßlichen Ruhm durch die Art und Weise geerntet, auf welche er diese große Mission erfüllt hat, aber der Freund, der Genosse und Nacheiferer Washington's fühlt recht wohl, daß ein Mensch nicht sein ganzes Leben lang das lebende Gesetz bleiben kann, es müßte denn das geschriebene Gesetz todt sein. Dieser große Freund der Freiheit würde gewiß, wenn er in diesem Saale wäre, der Erste sein, welcher sagte: „Ich will, daß das Gesetz lebe, und ich, ich werde wieder, was ich bin — der Bürger zweier Welten."

Man rief Beifall, man überhäufte Lafayette mit Lobsprüchen, aber endlich hob man so regelmäßig und so constitutionell als möglich die hohen Functionen auf, welche die Julirevolution ihm zuerkannt und beraubte ihn der Bürgerkrone, auf die er so stolz und in deren Besitz er so glücklich war. In seiner Eigenliebe empfindlich verletzt, schrieb der General, als man ihn von dem Beschluß der Kammer in Kenntniß setzte, an den König einen Brief, aus welchem wir hier einige Stellen mittheilen:

„Sire, der gestern von der Deputirtenkammer mit Zustimmung der Minister des Königs gefaßte Beschluß wegen Aufhebung des Generalcommandos der Nationalgarden aus Anlaß des zu berathenden Gesetzes selbst drückt schon die Gesinnung der beiden Zweige der legislativen Gewalt und besonders derjenigen aus, deren Mitglied ich zu sein die Ehre habe. Ich würde glauben, den Respect gegen sie zu verletzen, wenn ich irgend eine andere Formalität abwartete, ehe ich, wie ich hiermit thue, dem König meine Entlassung von den Functionen einreichte, welche seine Ordonnanz mir übertragen. — — Der Kabinetspräsident hat die Güte gehabt, mir den Ehrentitel eines Generalcommandanten anzubieten. Er wird aber selbst fühlen und Eure Majestät werden ebenfalls der Ansicht sein, daß diese nominellen Ehrenbezeigungen weder den Institutionen eines freien Landes noch mir geziemen. — — Ich bitte Eure Majestät, die aufrichtige Versicherung meiner Anhänglichkeit und meiner Ehrfurcht zu genehmigen."

Und der König antwortete ihm:

„In diesem Augenblicke erhalte ich, mein lieber General, Ihren Brief, der mir durch den Entschluß, den Sie gefaßt, eben so viel Ueberraschung als Schmerz bereitet hat. Ich habe noch nicht Zeit gehabt, die Journale zu lesen. Der Ministerrath versammelt sich in einer Stunde; sobald ich frei bin, das heißt zwischen vier und fünf Uhr, hoffe ich Sie zu sehen und Ihren Entschluß wieder rückgängig zu machen."

Dieser Brief war eigenthümlich; der König verhehlte ein wenig zu sehr seinen Gedanken, um die Würde seiner Haltung unter diesen Umständen möglichst unverletzt zu bewahren. War es wirklich möglich, daß er so gar keine Kenntniß von dem hatte, was vorging, daß er diesem so fremd

war, als er es scheinen wollte? Hatte nicht der ganze gouvernementale Theil des Kabinets, der Marschall Soult, Sebastiani, Montalivet, d'Argout häufig in seiner Gegenwart von der Dictatur Lafayette's und von der Nothwendigkeit gesprochen, sich dieser anscheinenden Bevormundung zu entledigen? Ludwig Philipp hat sich oft durch unnütze Winkelzüge in den Augen der Welt herabgesetzt. Er hat nicht immer begriffen, daß die gerade Linie nicht blos die kürzeste, sondern auch die klügste aller politischen Bahnen ist. Auf die Kammer gestützt, konnte er in diesem Falle ganz gerade und offen zu Werke gehen. Aber dies lag einmal nicht in seiner Natur und er begnügte sich, in seinem Kabinet über den Sturz einer nebenbuhlerischen Macht zu frohlocken, die ihm von jeher lästig gewesen war.

Nachdem Lafayette dem König alle seine Beschwerden mit Bitterkeit und Freimuth vorgetragen, beharrte er in der That auf der eingereichten Entlassung. Dabei war jedoch Lafayette keineswegs eine isolirte Individualität; er war eine Partei und diese Partei hatte Repräsentanten in dem Ministerium, in der Administration, in der Kammer und ebenso auch in der Nationalgarde selbst.

Lafayette's Rücktritt hatte die Entlassung Dupont's (de l'Eure) und die Versetzung des Polizeipräfecten Treilhard zur Folge, der in diesem Amte auf Girod (de l'Ain) gefolgt war. Die Polizeipräfectur ward Baude, Unterstaatssecretair in dem Departement des Inneren, anvertraut. Was Odilon Barrot betraf, der sich in seinen empfindlichsten politischen Affectionen verletzt fühlen mußte, so behielt er dennoch seine Stellung als Seinepräfect. Die Bitten Laffitte's trugen viel zu diesem um so unerwarteteren Entschlusse bei, als Barrot dem Wesen seiner Functionen nach unter den Befehlen des jungen Ministers des Innern, Montalivet, stand, dessen kräftige Initiative sich in diesem Feldzuge des Kabinets gegen die übermäßige, inconstitutionelle Macht des Generals Lafayette sehr deutlich gezeigt hatte. Letzterer ward durch den General Mouton, Grafen von Lobau, ersetzt und die kluge Wahl dieser Berühmtheit des Kaiserreichs ward von der Nationalgarde von Paris mit Befriedigung aufgenommen, weil ihre militärischen Prätensionen sich dadurch nicht wenig geschmeichelt fühlten.

Mérilhou, Minister des öffentlichen Unterrichts, ward an Dupont's Stelle zum Siegelbewahrer ernannt; Barthe, Präsident des königlichen Gerichtshofs von Paris, ersetzte Mérilhou. Dieser Letztere, vormaliger Advokat und in diesem Fache ausgezeichnet, besaß nicht die ganze Vielseitigkeit und Entschiedenheit, welche den wahrhaften Staatsmann auszeichnet. Uebrigens gehörte er zu der Coterie der Rechten, welche die Anarchie nicht logisch bekämpfen konnte, so daß er der Staatsgewalt keine neue Kraft zubrachte.

Was Barthe, einen feinen, geschmeidigen Geist, betraf, so hatte er mit der Vergangenheit seiner politischen Jugend vollständig gebrochen. Carbonaro unter der Restauration hatte er ebenso wie Persil und wie so viele Andere bewiesen, daß ein mit gerechtem Ehrgeize und ungewöhnlicher In-

telligenz begabter Mann zuweilen bedeutende Umwege einschlägt, um zur Ausübung jener Macht zu gelangen, welche er, so lange sie sich in den Händen Anderer befand, bekämpfte und unterminirte.

II.

In London war unter der vorwiegenden Idee des Prinzips der Nichtintervention eine Conferenz eröffnet worden und am 4. November 1830 hielt sie im Auswärtigen Amt ihre erste Berathung. Der König der Niederlande hatte es so weit gebracht, daß die Großmächte wenigstens den Titel und den Charakter von Schiedsrichtern annahmen. Herr von Falk, holländischer Bevollmächtigter, ward eingeladen, der Conferenz beizuwohnen, aber blos als Zeuge und ohne das Recht der Mitunterzeichnung des Protokolls. Oesterreich war durch den Baron von Wessenberg vertreten, Frankreich durch den Fürsten von Talleyrand, England durch den Herzog von Wellington, Preußen durch den Baron von Bülow und Rußland durch die Grafen Matuszewicz und Lieven. Herr von Falk vertheidigte die Sache Hollands und van de Weyer die Sache Belgiens.

Bald verkündete ein erstes Protokoll dem harrenden Europa, daß die Londoner Conferenz die Haltung eines politischen Tribunals annahm und sich anschickte, die Differenz nicht blos nach dem Buchstaben der Verträge, sondern auch nach den Forderungen des Augenblicks zu beurtheilen. Durch die Protokolle vom 14. und 17. November erkannte die Conferenz die provisorische Regierung an und willigte ein, mit ihr zu unterhandeln. Durch das vom 20. December erklärte sie, „die Ereignisse der letztverflossenen vier Monate hätten unglücklicherweise bewiesen, daß die vollkommene und vollständige Einigung, welche die Mächte zwischen den beiden Ländern herbeizuführen gewünscht, nicht bewirkt worden sei; daß es für die Zukunft unmöglich wäre, sie zu erneuen, und daß es daher unumgänglich nöthig sei, andere Arrangements zu treffen, um zu dem gewünschten Ziele zu gelangen."

Kaum war das erste Protokoll unterschrieben, als auf Falk's Verlangen Bresson und Cartwright nach Belgien geschickt wurden, um es der provisorischen Regierung mitzutheilen. Diese beiden Diplomaten trafen am 7. November in Brüssel ein und nach Austausch einiger Noten in Bezug auf die Territorialgrenzen ward am 10. ein Waffenstillstand beantragt. Einige Tage später nach der Rückkehr der Herren Cartwright und Bresson, welche sich beeilten, von dem Ausgang der ihrem Eifer anvertrauten Mission Meldung zu machen, ward der Waffenstillstand von Holland angenommen. Trotzdem aber fuhren die Holländer fort, die Schifffahrt auf der Schelde zu hemmen, und die Belgier, Maestricht zu blokiren.

Am 10. November hatte sich der Nationalcongreß im Palast der Generalstaaten versammelt und hier seine erste Sitzung gehalten, nachdem er

durch Herrn de Potter im Namen der provisorischen Regierung installirt worden war. Die Zahl der Mitglieder betrug zweihundert, die mittelst eines directen Wahlmodus gewählt worden waren. Die provisorische Regierung hatte erklärt, daß man, um Wähler und wählbar zu sein, geborner oder naturalisirter Belgier, fünfundzwanzig Jahr alt sein und in den reichsten Provinzen fünf und siebzig, in den ärmsten dagegen dreizehn Gulden jährliche Steuern bezahlen müsse.

Die Belgier sahen mit Freuden diese nationale Versammlung in ihrer Hauptstadt tagen. Die Installation geschah mit einer gewissen Feierlichkeit. Die Tribünen des Saals waren gefüllt und man war neugierig, die Männer kennen zu lernen, welche so inhaltschwere Fragen zu entscheiden haben sollten. Obschon die Deputirten der Mehrzahl nach mit den parlamentarischen Gebräuchen ganz unbekannt waren, so gewährte die Versammlung dennoch einen einfachen aber imposanten Anblick, welcher bewies, daß sie ihre hohe Mission begriffen hatte. Der Baron Surlet de Chokier ward zum Präsidenten ernannt.

Die Mitglieder der provisorischen Regierung hatten sich, wie man gesehen, durch ihre eigene Autorität und durch das alleinige Factum ihres Willens gewählt. Sie wünschten nun, daß ihr Mandat durch die Repräsentation der Nation bestätigt würde und boten dem Congreß ihre Entlassung an, welcher die Macht, die sie sich angemaßt, auf die schmeichelhafteste Weise bestätigte. De Potter jedoch, der sich vielleicht in seinen ehrgeizigen Hoffnungen getäuscht hatte und ohne Zweifel überzeugt war, daß seine sich auf die Volksgunst gründende Bedeutsamkeit zu groß sei, als daß es ihm erlaubt wäre, eben so bescheiden zu verfahren, wie seine Collegen gethan, trennte sich in diesem Falle von ihnen, indem er gegen die Suprematie des Congresses protestirte und ihm das Recht bestritt, die Vollmachten der provisorischen Regierung zu bestätigen, weil diese von der Souverainetät des Volkes ausgeflossen seien.

Die provisorische Regierung beeilte sich, die fünf Großmächte als Schiedsrichter der internationalen Frage, welche zwischen Belgien und Holland schwebte, anzuerkennen und es ward eine Note in diesem Sinne an das auswärtige Amt zu London gerichtet.

Bald wurden dem Congreß drei nicht minder wichtige Fragen vorgelegt. Am 18. November ward das Prinzip der Unabhängigkeit der belgischen Nation einstimmig angenommen. Am 22. beschlossen einhundert vierundsiebzig Stimmen gegen dreizehn die Einführung einer constitutionellen Erbmonarchie. Am 23. endlich beantragte Constantin Rodenbach, eins der thätigsten Mitglieder der katholischen Union, die ewige Ausschließung der Familie Oranien-Nassau von jeder Macht im Lande. Die Discussion war eine sehr lebhafte. Die Zahl der Abstimmenden betrug einhundertneunundachtzig. Hunderteinundsechzig Stimmen erklärten sich für den Antrag und achtundzwanzig dagegen. Hierauf erhob sich der Prä-

sident und erklärte „alle Mitglieder der Familie Oranien-Nassau auf ewige Zeiten von jeder Gewalt in Belgien ausgeschlossen." Es war dies ein politischer Urtheilsspruch, der auf den Tribunen mit ziemlich lebhaftem Beifall, außerhalb des Hauses aber mit gewissen Zeichen von Furcht vor der Zukunft aufgenommen ward. Haben die Völker, denen man auf diese Weise eine neue Existenz improvisirt, nicht auch in der That das Recht, die Zukunft ernst in's Auge zu fassen? Wir werden übrigens bald sehen, daß der Prinz von Oranien in den Flandern eine noch ziemlich einflußreiche Partei für sich hatte.

Der Congreß beschäftigte sich, sein Werk fortsetzend, zunächst mit der wichtigen Frage über die Einsetzung eines Senats. Nachdem die Prinzipien der Erblichkeit und der Ernennung durch den König abgeworfen worden, nahm man eine Combination an, durch welche die Senatoren eben so wie die Mitglieder der Repräsentantenkammer aus Wahlen, aber nach einem anderen Wahlmodus hervorgehen sollten.

Die Frage über die Freiheit der Presse ward dem Congreß ebenfalls in diesen ersten Augenblicken seiner Existenz unterstellt und der darauf bezügliche Gesetzentwurf sofort beinahe mit Stimmeneinheit angenommen.

Bald mußte auch Belgien darauf bedacht sein, ernste diplomatische Verbindungen mit den auswärtigen Mächten anzuknüpfen. Lehon ward nach Paris geschickt und Vilain XIIII. reiste nach London ab. Während dieser Zeit kam Lord Ponsonby in Brüssel an, wo, wie wir bereits erwähnt, Frankreich in diesem Augenblick durch Bresson repräsentirt war. Diese beiden letztern Diplomaten befanden sich gegenseitig in einer eben so delikaten als schwierigen Lage. Sie sollten ihre Bemühungen vereinen, wenn es sich darum handeln würde, Belgien die von der Conferenz gefaßten Beschlüsse aufzunöthigen, und waren gleichzeitig gezwungen, sich einer den andern gewissermaßen zu überwachen.

Bresson's Stellung bot, wie sich nicht läugnen läßt, noch mehr Schwierigkeiten als die des Lord Ponsonby, denn die Depeschen, die er von Paris erhielt, und welche von dem General Sebastiani als Minister der auswärtigen Angelegenheiten unterzeichnet waren, standen zuweilen im Widerspruch mit den Protokollen, die ihm von dem Fürsten Talleyrand unterzeichnet von London aus zugingen.

So geschah es, daß Frankreich, nachdem es den zehn ersten Protokollen beigetreten, sich weigerte, das zehnte und eilfte, welche beide im Januar 1831 abgefaßt wurden, zu ratificiren. Die Gesammtheit der Artikel dieser beiden Protokolle war bestimmt, eine Art vorläufige Convention zu bilden und die Grundlagen der Unabhängigkeit und der künftigen Existenz Belgiens festzustellen. Es war hier die Frage von den Territorialgrenzen, welche Belgien von Holland scheiden sollten und von der Absicht, das erstere für ein auf ewige Zeiten neutrales Land zu erklären. Man sprach

sich darin zugleich über die finanziellen Arrangements aus, welche jedem Streit zwischen den beiden Staaten vorbeugen sollten.*)

Der Congreß hatte feierlich gegen das eilfte Protokoll protestirt und der diplomatische Comité den Minister der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt, das zwölfte Ponsonby zurückzuschicken und es mit einer Note zu begleiten, in welcher man erklärte, daß dieser letzte Act eine offenbare Parteilichkeit von Seiten der Mächte verriethe, welche von dem Prinzip der einfachen Vermittelung, welches die Conferenz von vorn herein als ihre Richtschnur anerkannt, abzuweichen schienen. Van de Weyer und Vilain XIIII. hatten in der That Instruction erhalten, um den Besitz des ganzen linken Scheldeufers, Luxemburgs, mit Ausnahme der zum deutschen Bund gehörenden Theile, und Limburgs mit Inbegriff von Maestricht zu verlangen.

Diese Ansprüche wurden von der Conferenz verworfen und die beiden belgischen Gesandten verließen London, nachdem sie an die Bevollmächtigten eine ziemlich energische Note in Bezug auf die freie Scheldeschifffahrt gerichtet. Während dieser Zeit beeilte sich das holländische Kabinet, dem die in den schon erwähnten Protokollen enthaltenen Anträge, besonders der, welcher die Schuld betraf, einen offenbaren Vortheil gewährten, seine Zustimmung zu den Beschlüssen der Conferenz zu erklären, der vor allen Dingen daran lag, allmächtig zu erscheinen.

III.

War wohl das Ministerium Laffitte, selbst mit den neuen Elementen, mit welchen man es verstärkt, im Stande, den Parteien Widerstand zu leisten, welche, ein erstes Mal in ihren Hoffnungen getäuscht, nicht blos auf dieses Ministerium, sondern auch und ganz besonders auf den Julithron loszustürzen suchten? Trotz des glücklichen Ausgangs des Prozesses der letzten Rathgeber Karl's X. war die Anarchie groß, in den Gemüthern vielleicht größer, als auf der Straße. Die Schulen, welchen die Kammer für ihre Haltung während der letzten Emeuten ihren offiziellen Dank abgestattet hatte, scheuten sich nicht, in einem der Oeffentlichkeit übergebenen Protest zu sagen: „Die Schulen waren verleumdet worden; man beschuldigte sie, daß sie sich an die Spitze der Unruhigen stellen und durch brutale Gewalt die Folge des durch unser Blut geheiligten Prinzips erlangen wollten. Wir haben feierlich protestirt und wir haben die Freiheit, welche man

---

*) Die Conferenz beantragte, auf Belgien $^{16}/_{31}$ von der ganzen im großen Buch des Königreichs der Niederlande eingeschriebenen Schuld zu übertragen, wovon die Zinsen zu $2^1/_2$ % sich im Ganzen auf 27,772,275 Gulden beliefen.

uns gegeben, baar bezahlt; wir haben die öffentliche Ordnung gepredigt, ohne welche es keine Freiheit giebt. Aber haben wir es vielleicht gethan, um den Dank und das Händeklatschen der Deputirtenkammer zu provociren? Nein, wir haben eine Pflicht erfüllt. Ach, allerdings würden wir auf den Dank Frankreichs stolz sein, aber wir suchen Frankreich vergebens in der Deputirtenkammer. — — "

Uebrigens respectirten gewisse Redner, wie zum Beispiel Dupont (de l'Eure) und Eusebe Salverte, die Autorität der Kammer nicht viel mehr, als die Studenten selbst. „Die Freiheit," sagte Guizot in seiner ernsten philosophischen Sprache, „die Freiheit ist nach mehreren Revolutionen gekommen und ich zweifle nicht, daß unsere Juligeneration sie in ihrem Herzen trage, aber der Geist der Revolutionen, der Insurrectionen, ist ihr schnurstracks zuwider. Die insurrectionellen Gewalten sind sehr geeignet, eine Revolution zu Stande zu bringen, aber man verlange von ihnen nicht die Freiheit; sie sind unfähig, sie zu erzeugen. Das eigentliche und tiefe Uebel, an welchem man leidet, ist daher dieses Bestreben, den Art. 14 der Charte zu Gunsten der Insurrection wiederherzustellen."

Darin lag das Uebel auch in der That und es wäre schwierig gewesen, es auf sinnreichere Weise zu bezeichnen. Die Gefahr der Situation war übrigens in ihrer ganzen Schwere den mit Regierungsinstinkt begabten Männern, welcher politischen Meinung sie sich auch übrigens zuneigen mochten, vollkommen klar. „Seit fünf Monaten," sagte Mauguin, „ist die Ordnung in der Hauptstadt gestört; seit fünf Monaten ist der öffentliche Credit erschüttert, der Handel ruinirt, die Industrie vernichtet. Seit fünf Monaten bemerkt man, wenn man einen Blick auf Frankreich wirft, fast in jedem Departement theilweise Bewegungen der öffentlichen Unzufriedenheit. Dies sind Anzeichen einer tiefsitzenden Krankheit, die man studiren und kennen lernen muß, damit sie nicht eines Tags noch größere Uebel herbeiführe. Welches ist denn diese so schwankende und so unzuverlässige sociale Ordnung, die weder den Personen, noch den Interessen eine Sicherheit darbietet? Gesetzgeber! Diese Fragen sind ernst und es ist schon ein Unglück, daß man sie stellen muß."

In der That ist es schmerzlich, eine Wunde zu sondiren, aber muß man nicht immer den Muth dazu haben? Die Parteien waren bereit, ihr Haupt wieder zu erheben, so viel war gewiß. Die der Republik, ganz überrascht durch die Erfolglosigkeit ihres letzten Versuchs und eingeschüchtert durch die kräftige Maßregel, welche Montalivet ohne Zaudern ergriffen, indem er die Artillerie der Nationalgarde von Paris ihres Dienstes entband, schien in diesem Augenblicke nicht mehr furchtbar, aber es bedurfte für sie blos einer Gelegenheit, um von Neuem aufzutauchen, und die Unklugheit der legitimistischen Partei lieferte ihr diese Gelegenheit auch wirklich.

Die Regierung der Restauration hatte Wurzeln im Lande. Man be=

greift in der That — abgesehen von den Traditionen und Erinnerungen, welche die Rückkehr dieses alten Königsgeschlechts in Frankreich erweckt hatte — daß man nicht fünfzehn Jahre lang ein großes Volk regiert, ohne einige Spuren, einige Freunde zurückzulassen. Wenn das legitime Königthum binnen drei Tagen und in Folge seiner eigenen materiellen Fehlgriffe besiegt worden war, so war doch seine moralische Souverainetät nicht mit ihm zugleich verschwunden. Mit einem Worte, die Bourbons waren, indem sie fielen und eben wegen der Schnelligkeit ihres Falles noch nicht ganz gefallen.

Uebrigens muß auch hier noch etwas Anderes bemerkt werden. Wenn heutzutage die französische Bevölkerung, ermüdet, der politischen Veränderungen und Revolutionen überdrüssig und gleichgültig gegen Alles, was nicht ihre persönlichen Interessen berührt, sich geneigt zeigt, eine Regierung zu schützen und zu vertheidigen, weil dieselbe, indem sie diese Interessen garantirt, Beweise von Kraft und ein Unterpfand der Dauer giebt, so war dies doch damals nicht der Fall und die politische Gesinnung, die Meinung, lebte noch in den Massen, obschon weniger eifrig als zu Anfange des Jahrhunderts. Deshalb konnte man in Wahrheit sagen, daß die reichen legitimistischen Persönlichkeiten, betäubt durch den raschen revolutionären Triumph der pariser Centralisation und zurückgezogen auf ihre alten Herrensitze in der Provinz, nur von weitem zürnten und keine ernste und keine furchterregende Partei bildeten, eben weil von ihnen nicht zu erwarten stand, daß sie mit der Muskete in der Hand in die Straße herabsteigen und Barrikaden bauen würden. Aber deswegen war es nicht weniger gewiß, daß in den Departements des Südens, in der Bretagne, in der Vendée und auf mehrern von dem Mittelpunkte Frankreichs isolirten Punkten die Massen unverkennbar legitimistisch waren und daß der Kern dieser Getreuen in Verbindung mit beurlaubten oder entlassenen Offizieren der Garde und des königlichen Hauses eines Tags, wenn es ihm gelang, diese kriegerischen, überzeugten Bevölkerungen für sich zu gewinnen, der Juliregierung sehr ernste Verlegenheiten bereiten konnte. Aber es fehlte der Partei der älteren Linie eine kluge, geschickte, von Allen anerkannte Leitung und übrigens existirten in ihrem Schooße schon mancherlei Zwistigkeiten und Spaltungen.

Karl X. und sein Sohn, der Dauphin, die Anfangs, nachdem sie die Küsten Frankreichs verlassen, in dem Schlosse Lullworth aufgenommen und später durch den König Wilhelm IV. autorisirt wurden, den Palast von Holyrood zu bewohnen, hatten anfangs, blos durch die schmerzlichen und peinlichen Details des ihnen bereiteten neuen Lebens in Anspruch genommen, nur an ihre private Stellung, an die Würde ihrer Haltung im Angesichte Frankreichs und Europas gedacht. Nach den ersten Stunden des Exils kehrten jedoch auch die politischen Gedanken zurück. Karl X. und der Dauphin hatten nur unter der ausdrücklichen Bedingung abgedankt,

daß der Herzog von Bordeaux zum König ausgerufen werde. Dieses Königthum Heinrich's V., welches der Herzog von Orleans als Generallieutenant beschützen sollte, war nicht proklamirt worden und da sonach die Bedingung unerfüllt geblieben, so konnte der ganze Act in den Augen des Königs und seines Sohns null und nichtig erscheinen. Die Mehrzahl der Legitimisten aber war mit dieser Distinction nicht einverstanden, betrachtete die beiden Abdankungen als eine wirklich vollendete Thatsache und anerkannte das minderjährige Königthum des Herzogs von Bordeaux mit der Vormundschaft der Herzogin von Berry.

Mittlerweile war die verbannte königliche Familie weit entfernt, diesen letztern Punkt einzuräumen. Karl X., die Dauphine und ihre gewohnte Umgebung, der Cardinal de Latil und die Herren de Blacas und de Damas, fanden die Herzogin von Berry ungestüm, unklug und zu jung an Geist und Phantasie. Karl X. lag übrigens ganz besonders daran, die Vormundschaft und die Aufsicht über seinen Enkel zu behalten, dem er den Herrn de Blacas zum Gouverneur gegeben. Der alte König wollte auf diese Weise an der Spitze seiner Partei bleiben und die Leitung derselben behalten. Die Uneinigkeit, welche sich in dieser Beziehung im Schooße der königlichen Familie entwickelt hatte, war so groß gewesen, daß die Herzogin von Berry, anstatt mit ihren Kindern den Palast von Holyrood zu bewohnen, ihren Aufenthalt in London genommen hatte, von wo es übrigens auch weit leichter war, thätige Verbindungen mit den Höfen von Neapel, Spanien, Piemont und mit ihren Freunden in Frankreich zu unterhalten.

Talleyrand, dem es auf seinem Posten sehr leicht war, diese doppelte Situation in ihren kleinsten Einzelnheiten zu studiren, verfehlte nicht, Ludwig Philipp direct durch eine geheime Correspondenz davon zu unterrichten, worin er ihm von der einen Seite Karl X. schilderte, umgeben von seinen Rathgebern, zu welchen außer den schon von uns genannten Personen noch die Herren de Montbel, d'Haussez, der Baron Capelle, der Marschall Bourmont gehörten, und von der andern die Herzogin von Berry in der Mitte von Gardeoffizieren, jungen Vendéern und Bretagnern, welche ihr die Hülfe ihres Degens anboten. Die eine dieser Personen repräsentirte sonach die alte royalistische Partei mit ihren Instincten, Neigungen und Antipathien und ihrer durch den Herzog von Blacas dirigirten heimlichen Diplomatie, und die andere die junge, romantische Legitimistenpartei, welche bereit war, sich in alle möglichen Abenteuer zu stürzen und die Herren von Chateaubriand de la Ferronays und Latour-Maubourg*) als die Patrone ihrer Politik anerkannte.

---

*) Ehemaliger Gouverneur der Invaliden, auf dem Schlachtfelde von Leipzig verstümmelt, die personificirte Ehre und Treue.

Diese beiden Fractionen einer und derselben Partei vernichteten sich gegenseitig, wie sehr leicht zu begreifen ist. Die Thätigkeit der einen vereitelte beinahe immer die Absichten der andern und wenn die Herzogin von Berry ihre Agenten zu den fremden Souverainen schickte, um ihren Beistand bei einer bevorstehenden Schilderhebung zu erbitten, antwortete man ihr sehr häufig durch Mittheilung der ruhigen, geduldigen und jeder gewagten Expedition abgeneigten Correspondenz des Herzogs von Blacas.

Die Illusionen waren aber unter den verlorenen Posten der Royalistenpartei und den Individualitäten, deren Interessen durch die Julirevolution verletzt worden, deshalb nicht weniger groß. Es fehlte in Paris nicht an Pensionären der alten Civilliste, an verabschiedeten Gardes du Corps, die bereit waren, für das Königthum der älteren Linie alles aufs Spiel zu setzen. Man wollte eine legitimistische Manifestation provociren, ohne zu bedenken, daß Paris von ganz Frankreich der übelst gewählte Ort war, um daraus die Schaubühne eines solchen Versuchs zu machen.

Schon hatten die royalistischen Journale — denn mit diesem Namen bezeichnete man die für die ältere Linie kämpfenden Blätter — durch auffallend heftige Artikel den traurigen Jahrestag des 21. Januar gefeiert. Der 13. Februar, der ebenfalls verhängnißvolle Jahrestag der Ermordung des Herzogs von Berry, schien wegen der schmerzlichen Erinnerungen, die er anregte, der beabsichtigten Manifestation besonders günstig zu sein. Der Minister des Innern ward benachrichtigt, daß von dem Pfarrer von St. Roch die Abhaltung eines Trauergottesdienstes verlangt worden sei und daß derselbe einer Demonstration der legitimistischen Partei zum Vorwand dienen solle. Der Minister setzte sofort den Polizeipräfecten Baude und den Cultusminister Barthe davon in Kenntniß. Sein Brief an den Polizeipräfecten lautete:

„Mein Herr Präfect, man will in Saint-Roch einen Trauergottesdienst zur Erinnerung an den Jahrestag des Todes des Herzogs von Berry abhalten. Wenn ich verschiedenen Berichten, die mir darüber zugegangen sind, Glauben beimessen darf, so könnte bei dieser Gelegenheit sehr leicht die Ruhe gestört werden. Einerseits haben sich die Carlisten ein Rendezvous gegeben, und, wie man sagt, von dem Pfarrer von St. Roch verlangt, daß der Katafalk mit den Insignien der älteren Linie der Familie Bourbon geschmückt werde. Andererseits meldet man, daß die jungen Leute der Schulen und der volksthümlichen Gesellschaften sich in großer Anzahl an Ort und Stelle begeben wollen, entschlossen, diese Manifestation nicht zu dulden. Ich ersuche Sie, sich von diesen Thatsachen näher zu unterrichten und die polizeilichen Maßregeln zu treffen, welche Ihnen für diesen Fall angemessen erscheinen."

Was den Minister Barthe betraf, so ward dieser ebenfalls durch seinen Collegen aufgefordert, sich mit dem Erzbischof von Paris, Herrn von Quelen, und mit dem Pfarrer von St. Roch über die Maßregeln zu ver-

ständigen, welche das Interesse der öffentlichen Ruhe zu verlangen schien. In der That traf er auch eine Verabredung mit dem Erzbischof, den er zu jedem erwünschten Beistand bereit fand. Die Ceremonie, welche in St. Roch stattfinden sollte, ward durch den Prälaten untersagt, aber eine durch die legitimistischen Führer heimlich in Paris verbreitete Mittheilung benachrichtigte ihre Anhänger, daß an demselben Tage ein Trauergottesdienst in der Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois stattfinden würde. Alle machten es zu einem Ehrenpunkt, an der bezeichneten Stelle zu erscheinen und die Kirche, in deren Mitte sich ein mit Lilien bedeckter Katafalk erhob, war zu klein, um die alten königlichen Garden zu fassen, welche in Verbindung mit Notabilitäten der Partei und alten Dienern der älteren Linie sich bald so exaltirten, daß sie auf dem Katafalk das Portrait des gekrönten Heinrich V. anhefteten und mit Immortellenkränzen schmückten.

Mittlerweile begannen die von Montalivet in seinem Briefe an den Polizeipräfecten ausgesprochenen Befürchtungen sich zu verwirklichen. Zahlreiche lebhafte Gruppen bildeten sich auf dem Platze der Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois. Die volksthümlichen Leidenschaften erwachten drohend und schrecklich und diesmal sollten sie nicht einen Damm, eine Schranke in den Leidenschaften der Bourgeoisie finden, denn diese letztere war erzürnt, nach einigen Monaten der Souverainetät eine kühne Partei auftauchen und auf diese Weise ihren dreitägigen Triumph in Frage stellen zu sehen. Die Regierung selbst war nicht regelmäßig genug constituirt und nicht stark genug, um sich die traurige Genugthuung zu versagen, das Volk den Legitimisten und der Geistlichkeit eine „Lection geben" zu lassen.

Von Drohungen und Schimpfreden schnell zu Thätlichkeiten übergehend, stürzt die wüthende Volksmasse in die Kirche. In einem Augenblicke ist Saint-Germain-l'Auxerrois, dieses Meisterwerk der Renaissance, verwüstet, zerstört und entweiht, Altar und Kanzel werden umgestürzt, die Gemälde und Statuen vernichtet. Das mit Lilien geschmückte Kreuz, welches sich über dem Gebäude erhob, stürzt endlich zerschmettert zu den Füßen der wüthenden Zerstörer und die dem Heiligthum geraubten Priestergewänder werden unter lautem Hohngeschrei in den Straßen herumgeschleift.

Auf die erste Nachricht von der drohenden Haltung der Menge hatte sich der Polizeipräfect an der Spitze einiger Municipalgardisten*) nach dem Platze von Saint-Germain-l'Auxerrois begeben. Seine Intervention diente nur dazu, einigen Individuen, welche das Volk unter dem Rufe: „Nieder mit den Jesuiten!" in's Wasser werfen wollte, das Leben zu retten. Die verlegene Haltung der Autoritäten so wie der auf den ersten Appel herbeigeeilten Nationalgarde gestattete der Zerstörungsluft der aufgeregten Massen zu viel Spielraum, als daß sie nicht noch weit beklagenswerthere Excesse als die bereits begangenen hätte verüben sollen.

---

*) Die Municipalgarde war eine der jüngsten Schöpfungen der Juliregierung.

Die Verlegenheit der Staatsgewalt verrieth sich in der That während dieser traurigen Tage auf sehr bezeichnende Weise. Man sah mit Erstaunen Herrn von Montalivet, einen der standhaftesten Repräsentanten des Autoritätsprinzips im Schooße des Cabinets, in einer wegen Verwüstung einer Kirche an das Volk gerichteten Proclamation sagen: „Bürger von Paris, Achtung den öffentlichen Monumenten! Diese an eine civilisirte Nation gerichteten Worte werden nicht vergebens gesprochen sein. Das durch eine unserem Bürgerkönig und der Julirevolution feindselige Demonstration beleidigte Volk von Paris wird nicht den Edelsinn verleugnen, den es so oft bewiesen."

Der Polizeipräfect seinerseits ließ folgende Worte anschlagen: „Unsere feigen Feinde haben nur ein Mittel, noch in unserm Lande zu zählen. Es besteht darin, uns zu trennen und Mißtrauen und Uneinigkeit unter uns zu verbreiten. Diese Taktik hat Frankreich seit vierzig Jahren zu viel Uebles zugefügt, als daß sie nicht heute wieder darauf zurückkommen sollten. Erinnert Euch, daß seit einem Jahrhundert die Parole des Jesuitismus lautet: Haß der Familie Orleans! Vertrauen wir dem König, den dieser Haß und diese Verfolgungen mit unserer Sache identificirt haben. Man will das Volk zur Unordnung treiben, um die Arbeit und die Sicherheit von ihm zu entfernen. Der gesunde Sinn des Volkes wird diese perfiden Einflüsterungen zurückweisen und aufhören, das öffentliche Eigenthum zu verwüsten. Die Regierung kennt die Hingebung der Nationalgarde für den König, für unsere Institutionen, für die Ordnung. Diese Hingebung wird sich niemals verleugnen und diese große Stadt vor allen Excessen bewahrt werden, welche ihre Ruhe und ihre Sicherheit gefährden könnten."

Dies verhinderte aber nicht, daß am andern Morgen die Emeute sich gegen den erzbischöflichen Palast wälzte, unter dem falschen Vorwande, daß Herr von Quelen die Trauerceremonie autorisirt habe. Hier wie in Saint-Germain-l'Auxerrois riß der Strom des Volkes Alles mit sich fort. Nachdem der wüthende Pöbel das Innere des Gebäudes verwüstet und die Meubels, Geräthschaften, die kostbaren und seltenen Bücher einer Bibliothek, welche unschätzbare Reichthümer enthielt, in die Seine geworfen, hatte er sich auf diese Beute gestürzt, ohne daß Jemand erschien, der sie ihm streitig gemacht hätte. Er wollte, daß von der Wohnung des Erzbischofs auch nicht ein Stein auf dem andern bliebe. Alles verschwand wie in einem Wirbelwinde mitten unter Verwünschungen, Gelächter und tobendem Geschrei.

Neue Profanationen bezeichneten den Weg dieser Vandalenhorde. Es war gerade in den letzten Tagen des Carneval. Masken liefen auf den Straßen herum und man sah ruchlose Bösewichter mit aus dem erzbischöflichen Palast geraubten Priestergewändern bekleidet, sich unter diesen Mummenschanz mischen. Und wenige Schritte von allen diesen Schändlichkeiten,

allen diesen Ruinen standen Detachements der Nationalgarde Gewehr im Arm, ohne Befehl von der Staatsgewalt, und ohne hinreichende Ueberzeugung von ihrem Rechte, einzuschreiten und die Verantwortlichkeit einer kräftigen Initiative auf sich zu nehmen.

Wie hätte es auch übrigens anders sein können, wenn selbst hohe Regierungsbeamte sich nicht scheuten, als Neugierige diesen nichtswürdigen Saturnalien zuzusehen, welchen sie laut Beifall zollten, weil es „eine Lection für die Carlisten" war. Die Municipalautorität hatte in dem 4. Arrondissement von Paris Befehl gegeben, überall die Kreuze abzunehmen, damit der Pöbel sie nicht selbst herunterschlüge. Der Minister des Innern war so schwach, diesen Befehl so weit auszudehnen, daß in Paris eben so wie in der Provinz das Symbol des Christenthums von den öffentlichen Plätzen und den geheiligten Denkmälern verschwand. Die Republikaner aber hatten es auch mit boshafter Erbitterung auf die Lilien abgesehen! Ueberall wurden dieselben abgekratzt, selbst von dem Wappenschilde Ludwig Philipp's. In den Journalen erschien eine aus dem Kabinet des Königs kommende Note, die in folgenden Worten abgefaßt war:

„Indem der König die Lilien auf dem Staatssiegel beibehielt, hatte er darin nur ein Emblem gesehen, welches das Frankreichs seit mehreren Jahrhunderten gewesen ist und an welches sich für seine Ahnen ehrenvolle und für die Nation ruhmreiche Erinnerungen knüpften. Seitdem aber strafbare Versuche ein Erkennungszeichen der Feinde der neuen Dynastie und unserer Institutionen daraus gemacht haben und die öffentliche Meinung in diesem Emblem nur ihr verhaßte aus der letztvergangenen Zeit herrührende Erinnerungen sieht, so hat der König jede andere Rücksicht beiseite gesetzt und eine Ordonnanz in Bezug auf die Abänderung des Staatssiegels erlassen. Gleichzeitig hat der König Befehl gegeben, die Lilien überall da zu entfernen, wo es geschehen kann, ohne die öffentlichen Monumente zu beschädigen und ohne die Verstümmelungen zu erneuen, welche durch Entfernung der Embleme der Republik und der Regierung Napoleon's im Jahre 1814 veranlaßt wurden."

Diese letzte Schwäche, welche sich hinter dem Namen einer Concession an die öffentliche Meinung versteckte, war durch Laffitte und zwei andere Mitglieder des Ministeriums dem König abgedrungen worden. Ohne Zweifel verstand sich der Nachkomme Heinrich's IV. nur ungern dazu, aber doch mußte er sich darüber trösten, wenn er bedachte, daß sie seiner Politik vielleicht nicht unnütz war.

Was das Kabinet betraf, so mußte es durch einen solchen Stoß bis in seine tiefsten Grundlagen erschüttert werden. Europa, welches sich wieder beruhigt hatte, als es den Ausgang des Ministerprozesses und die Entlassung Lafayette's vernahm, gerieth über diese beklagenswerthen Schwächen der französischen Regierung auf's Neue in Bewegung und wenn im Auslande dergleichen Symptome Befürchtungen erregten, so gab sich im

Innern ein Gefühl der Angst und conservativer Reaction ebenfalls auf sehr bedeutsame Weise kund.

Uebrigens, und wie dies in solchen Fällen immer geschieht, suchte Jeder sich vor der Nationalvertretung von den Fehlern, die er begangen, rein zu waschen oder besser gesagt, bemühete sich, sie auf Andere zu schieben. Delessert war der Erste, welcher das Ministerium wegen der vorgekommenen beklagenswerthen Ereignisse angriff, die, wie er sagte, nicht verfehlen könnten, in Frankreich wie im Auslande einen ganz falschen Begriff von den Gesinnungen der pariser Bevölkerung zu verbreiten. „Wenn die Verwüstung," sagte er, „alle Grenzen einer gerechten Entrüstung überschritten hat, so liegt der Grund darin, daß Menschen dazu aufgereizt haben, die ohne Zweifel von geheimen Absichten beseelt sind und glauben machen wollten, die Religion sei in die Acht erklärt und es gäbe in Frankreich weder Polizei noch Ordnung mehr, weil die Kirchen geschändet wurden und das von so vielen Nationen und so vielen Jahrhunderten mit Ehrfurcht betrachtete Symbol in den Staub getreten ward."

Montalivet suchte die Aufmerksamkeit der Kammer abzulenken, indem er wiederholt auf die Umtriebe der carlistischen Partei zurückkam. Er war in seinem Rechte. Aber dies bedeckte nicht die Fehler des Ministeriums. Der Polizeipräfect Baude versuchte sich zu entschuldigen und sagte zuletzt: „Man muß nach den Februartagen das thun, was man nach den Juli- und Decembertagen hätte thun sollen, nämlich das Geheimniß dieser großen Ereignisse und der Gesinnungen, aus welchen sie hervorgehen, studiren. Sind diese Gesinnungen einmal vorhanden, so glauben Sie mir, daß die Gelegenheiten zu ihrer Manifestation niemals fehlen werden. Man muß es geradeheraus sagen: wenn die Regierung (und hier verstehe ich dieses Wort in seiner weitesten Bedeutung und begreife darunter das Ministerium und die Kammern), wenn die Regierung bei den irrigen Ansichten bliebe, welchen sie seit sechs Monaten gefolgt ist, so würde sie unser Land der Macht des Zufalles preisgeben und Niemand kann die Folgen absehen, die daraus hervorgehen würden."

Der Angeklagte bemühete sich, wie man sieht, sich in einen Ankläger zu verwandeln. Persil hob den Mangel alles Widerstandes der gesetzlichen Macht bei den skandalösen Auftritten hervor, deren Schauplatz die Hauptstadt gewesen war. „Kann man sich denken," sagte Salvandy, ein fester Geist und ritterlicher Charakter, einer jener Menschen, deren loyale Sprache in Krisen dieser Art eine glückliche Diversion erzeugt, „kann man sich wohl denken, daß drei Tage hintereinander öffentliche Denkmäler ungestraft geschändet und zertrümmert werden konnten? Mußte die Regierung dulden, daß das Kreuz, dieses heilige Symbol, unter ihren Augen zertrümmert ward? Mußte sie unthätiger Zuschauer dieser an die Zeiten der Anarchie erinnernden Scenen sein? Mußten wir unter der Regierung Philipp's von Orleans die Lilien von dem Schilde Bayard's und von dem Marschallsstab

Türenne's verschwinden sehen? Eine solche Reaction gegen die Geschichte begreife ich in der That nicht!"

Odilon Barrot betrat die Rednerbühne mit verhaltenem Zorn. Seine Rede, eine wahrhafte Anklage des Ministeriums, schloß mit den Worten: „Als Magistratsperson bin ich den officiellen Schritten, welche der Minister des Innern und der Polizeipräfect zur Wiederherstellung der Ordnung gethan haben, vollkommen fremd geblieben und zwar nicht in Folge meines Willens oder einer Zurückhaltung, die ich mir in Folge anderer Umstände hätte auflegen können und aus welcher ich im Augenblick der Gefahr ganz gewiß hervorgetreten wäre, sondern in Folge einer gebieterischen Nothwendigkeit. Von den Proclamationen an die Bewohner von Paris, den an die Nationalgarde erlassenen Requisitionen und den den Maires gegebenen Instructionen habe ich erst durch die Journale Kenntniß erhalten. Indessen habe ich doch, selbst auf die Gefahr hin, den Kreis zu überschreiten, in welchen man mich bannen zu wollen schien, geglaubt, daß meine Bürgerpflicht mir eine gewisse Intervention auflegte. Ich habe mich persönlich nach Saint-Germain-l'Auxerrois begeben. Ich habe, so viel an mir war, die Nationalgarde in ihren guten und ehrenwerthen Gesinnungen bestärkt, ich habe so viel als möglich die Gährung der Massen zu beschwichtigen gesucht. Von da habe ich mich nach dem erzbischöflichen Palast begeben und mich mit meinem ehrenwerthen Collegen Herrn von Schonen besprochen. Ich habe mich mit ihm verständigt (aber blos officiös, denn weiter konnte ich nichts), um, wenn es möglich wäre, die Gebäude des Erzbisthums vor gänzlicher Verwüstung zu schützen. Dies ist es, was ich gethan habe. Ich bin dabei — ich wiederhole dies — blos dem Triebe meines Gewissens gefolgt und dem Bedürfniß, welches jeder dieses Namens würdige Bürger empfindet, stets zur Erhaltung der Ordnung beizutragen. Ich habe ohne höhere Instructionen, ohne irgend welche Leitung gehandelt, ohne daß man mir irgend eine Ordre mitgetheilt hätte, während es doch — es sei mir erlaubt, mich hier laut darüber zu beklagen — während es doch ganz natürlich war, daß die Instructionen für die Maires und die Requisitionen an die Nationalgarde erst durch meine Hände gingen."

Waren aber dergleichen bureaukratische Empfindlichkeiten, die zu gewöhnlichen Zeiten vollkommen denkbar sind, wohl in einem solchen Falle zulässig? So lauteten Barrot's Auseinandersetzungen. Die unparteiische Geschichte zeichnet auf, die Generationen würdigen, auf alle Fälle aber rechtfertigte die Haltung des Seinepräfecten vollkommen jene berühmten Worte, welche Royer-Collard an ihn richtete: „Sie kenne ich schon sehr lange, mein Herr. Sie heißen Pétion."

Diese Ereignisse des Februar 1831 hatten die Folge, daß nun die legitimistische Partei und der Erzbischof von Paris die Härte der Regierung empfinden mußten. Dieser an Allem, was vorgefallen war, vollkommen unschuldige Prälat hatte sich versteckt, um sich der Volkswuth zu entziehen. In dem ersten Augen-

blick ward ein Vorführungsmandat gegen ihn geschleudert. Bald aber mußte man ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen und der König selbst sagte zu dem Herzog von Orleans, indem er von Herrn von Quelen sprach: „In Bezug auf den Erzbischof irren Sie sich; es ist wohl möglich, daß er uns nicht liebt, aber deswegen ist er nichtsdestoweniger ein ehrlicher und frommer Mann."

Felix de Conny ward verhaftet. Man ordnete in den Departements Haussuchungen an und es fanden dergleichen unter andern bei Dambray, Forbin des Issarts und dem Oberst Louis Cadoudal statt. Der Minister wollte dem über seine Schwäche erschrockenen Europa gegenüber nun Kraft affectiren. Aber hinter ihm erhob sich schon der politische Stern eines Mannes, der wunderbar dazu geschaffen war, Uebles wieder gut zu machen, eines wahrhaft großen Ministers. Sein Name war Casimir Périer.

IV.

„Der Krieg," hatte General Lamarque in der Sitzung der Deputirtenkammer vom 15. Januar 1831 gesagt, „der Krieg ist ein so mächtiges Bindemittel, er umgiebt einen Thron mit einer so glänzenden Glorie, er läßt eine neue Dynastie so tief Wurzel fassen, daß es politisch ist, ihn selbst ohne Grund zu wollen."

König Ludwig Philipp theilte aber die Meinung des Generals Lamarque keineswegs, und da er den möglichen Folgen der Insurrection von Warschau mit Unruhe entgegensah, so beschleunigte er die Abreise des Herzogs von Mortemart, der durch den König gedrängt und durch den russischen Gesandten, Pozzo di Borgo, beruhigt, endlich die delikate Mission nach Petersburg angenommen hatte. Die Instructionen Mortemart's lauteten der Hauptsache nach dahin, zu erklären, daß die französische Regierung durchaus nicht gesonnen sei, einen Propagandakrieg zu beginnen; daß sie nur darauf bedacht sei, ihre Thätigkeit im Aeußern wie im Innern regelmäßig zu entwickeln und daß sie zu Gunsten Polens nur diplomatisch und einzig und allein in der Absicht interveniren würde, um, was die Existenz der polnischen Nationalität beträfe, die Ausführung der Wiener Verträge zu sichern.

Das Zögern der polnischen Anführer bei der Wahl einer politischen und militärischen Richtung, eine in der Geschichte unbestreitbar dastehende Thatsache, begann übrigens die öffentliche Meinung schon zu beschäftigen, obschon ganz gewiß nichts darin lag, was überraschen konnte. Von welcher Art war überhaupt die Lage Polens am Tage nach seinem ersten Siege über die Fremdherrschaft?

Natürlich war diese Lage weit entfernt, ein zufriedenstellendes Ganze darzubieten. Finanzen, welche eben durch die Revolution in die gründlichste

Unordnung geriethen, eine allerdings schöne Armee, deren numerisches Verhältniß aber im Vergleich mit den ungeheuren Kräften, welche Rußland in Bewegung setzte, keine ernste Garantie für die Zukunft bieten konnte; die Spaltung, welche sich in den obersten Regionen der Regierung zu zeigen begann — alles dies mußte nothwendig die ersten Schritte der polnischen Revolution unsicher und ihre Politik von der ersten Stunde an unentschieden machen.

Und dann, welche Interessen war die Revolution berufen, zu schützen und zu vertheidigen? Die der Aristokratie oder die des Volkes? Hier konnte wieder Zweifel stattfinden. Kein Land war im Angesicht des Fortschritts der modernen Ideen den Feudaltraditionen treuer geblieben. Der polnische Adel mit seinen unermeßlichen Lehngütern und zahlreichen Vasallen konnte wohl wie früher von Kampf und Sieg zum Vortheile seiner Unabhängigkeit und seiner Privilegien träumen. Er konnte die Zeit der Reichstage herbeisehnen, wo die Krone häufig einem seiner Mitglieder zugefallen war. Aber welches Interesse hatte wohl der Bürgerstand an den Revolutionen und an den Kriegen, welche die Bemühungen der Industrie und des Handels auf lange Jahre hinaus lähmen und zerstören? Welchen Vortheil konnte die Geistlichkeit von neuen Umwälzungen erwarten? Und hatte endlich das Volk von diesem Kampfe ein Wachsthum an Sicherheit oder Wohlbefinden zu erwarten?

Niemals waren die polnischen Bauern glücklicher gewesen, als unter der Regierung der Kaiser Alexander und Nikolaus. Ihre materielle Lage hatte sich nach und nach verbessert und eine große Zahl von ihnen war von der Leibeigenschaft befreit worden. Für die einen war diese Emancipation, die man der Initiative des Kaisers Alexander verdankte, für die andern eine sehr fühlbare Verbesserung der materiellen Bedingungen des Daseins ein mächtiger Beweggrund, den revolutionären Agitationen das Ohr zu verschließen. Die Bewohner der Städte zeigten sich enthusiastischer als die des platten Landes, mehr aber aus Leichtsinn und Sucht nach Neuerung und Bewegung, als auf Antrieb eines wahren Patriotismus. Was den Bürgerstand betraf, unter welchem sich die Juden eben so sehr durch ihre Zahl, als durch die besonderen Instinkte auszeichneten, welche sie zu jeder Zeit und an jedem Orte charakterisiren, so war dieser beinahe ganz gleichgültig, denn er begriff, daß die Interessen, die auf diese Weise verfochten werden sollten, nicht *seine* Interessen waren.

Wenn man nach genauer Erwägung der inneren Tendenzen zur Untersuchung der auswärtigen Frage überging, so konnte man auch hierin Beweggründe zur Behutsamkeit und Klugheit finden.

Oesterreich und Preußen hatten sich auf die erste Nachricht von der Insurrection in Warschau beeilt, ein Verfahren einzuhalten, welches ihre Stellung der polnischen Revolution gegenüber nur mit allzugroßer Bestimmtheit vorhersagen ließ. Die an den Höfen von Berlin und Wien accredi-

tirten russischen Minister hatten Instruction erhalten, anzufragen, welchen Beistand Oesterreich und Preußen wohl gegen die Polen leisten und in welchen Grenzen sich die durch diese beiden Mächte Rußland bewilligte Unterstützung bewegen würde. Sie antworteten dadurch, daß sie jede ein Corps von sechzigtausend Mann aufstellten, Preußen in dem Großherzogthum Posen, Oesterreich in Galizien, indem sie zugleich die folgenden Dispositionen festsetzten: „Keine Correspondenz darf Preußen oder Oesterreich passiren; den Insurgenten darf keinerlei Beihülfe geleistet werden; die Häfen, wie z. B. Danzig und Königsberg, werden allen Waffen- und Munitionssendungen verschlossen, selbst wenn sie aus Frankreich oder England kämen; die in der Bank von Berlin deponirten Fonds des Königreichs Polen werden mit Beschlag belegt und zur Disposition des Kaisers Nikolaus gestellt. Wenn der Geist der Empörung sich von Warschau auch nach Krakau und von da in das Großherzogthum Posen und nach Galizien ausbreiten sollte, so werden die preußischen und österreichischen Truppen sofort in Uebereinstimmung mit Rußland agiren, um die Aufrechthaltung der Tractate von 1814 und 1815 zu sichern und ohne die Noten oder die Drohungen Frankreichs zu fürchten."

Was Frankreich selbst betraf, so hatte es der belgischen Revolution alles geopfert und trotz des Andrängens der demokratischen Meinung zu Gunsten Polens war doch die Regierung, wie wir schon gesagt haben, fest entschlossen, in dieser brennenden Frage nicht mit gewaffneter Hand zu interveniren. Aufrechthaltung der durch die Wiener Verträge heilig gesprochenen Garantien, dies war der letzte Ausdruck der Politik Frankreichs in Bezug auf Polen, und der Herzog von Mortemart, welcher beauftragt war, in Petersburg die geheimen Gedanken des Königs Ludwig Philipp zu repräsentiren, hatte, wie wir schon oben gesagt haben, keine andern Instructionen als diese.

So kam es, daß am Morgen nach der polnischen Revolution die Männer, welche beauftragt worden, sie zu organisiren und zu vertheidigen, ohne der Schwäche und Kleinmüthigkeit beschuldigt zu werden, eine augenblickliche Unentschiedenheit zeigen konnten. Die Nation selbst, die in der Insurrection nicht gezaudert, konnte sich die Sache nochmals reiflich überlegen, ehe sie zu einer gewaltsamen und unwiderruflichen Trennung von jenem unermeßlichen Reiche schritt, welches bereit war, sich auf sie zu stürzen und die ihm angethane Schmach zu rächen.

Dabei aber war das polnische Volk auch ein kriegerisches Volk und die ritterlichen Erinnerungen seiner Vergangenheit in Verbindung mit der Lebhaftigkeit seiner feurigen Einbildungskraft triumphirten beinahe sofort über die Betäubung und die Behutsamkeit der ersten Stunden. Fürst Lubecki reiste in Begleitung des Landboten Jezierski nach Petersburg in der Absicht, mit dem Kaiser Unterhandlungen anzuknüpfen, welche erlaubt hätten, zwischen den beiden gewaltsam getrennten Ländern, zwischen den beiden auf einander losstürzen wollenden Völkern ein friedliches Arrangement zu

hoffen. Dieser Versuch schlug fehl und war vielleicht nur ein Mittel, um Zeit zu gewinnen. Aber wem nützte die gewonnene Zeit? Polen gewiß nicht.

Mittlerweile versammelte sich der Reichstag unter dem Vorsitze des Marschalls Wladislas Ostrowski und sein erster Beschluß war eine formelle Beitrittserklärung zu der polnischen Insurrection gegen die Herrschaft des Czars — ein Beschluß, welchen der Dictator so wenig mit seinen Ansichten vereinbar fand, daß er sofort die angenommene Autorität niederlegte. Die feierliche und unbedingte Billigung der Revolution vom 29. November hieß auch allerdings Rußland den Handschuh hinwerfen. Es war die übereilte Oeffnung der Schranken, in welchen zwei Nationalitäten mit so gewaltiger Erbitterung kämpfen sollten, und Chlopicki hatte die Gefahren eines solchen Kampfes zu gut begriffen, um nicht Alles aufzubieten, um die furchtbare Frage, welche nur durch die Waffen gelöst werden sollte, auf dem Gebiet der Diplomatie zu erhalten. Es war dies eine undankbare Aufgabe, für welche Polen ihm nicht Rechnung trug, und der aufrichtige Patriotismus, den er hervorgerufen, ward sogar ungerechterweise bestritten.

Der Reichstag nahm indessen die Entlassung, welche der Dictator anbot, nicht an, sondern bekleidete vielmehr, obschon man ein Manifest erließ, welches die Beschwerden Polens gegen die Herrschaft des Czars auseinander setzte, Chlopicki gesetzlich mit der Dictatur, auf die er soeben verzichtet, und bezeugte auf diese Weise sein ganzes Vertrauen und die Hoffnung, welche er auf den einzigen Mann setzte, der im Stande war, die schwierige Lage zu beherrschen, in der sich das Land befand.

Das am 5. Januar 1831 publicirte Manifest war in Ausdrücken abgefaßt, denen ein gewisser erhabener Schwung nicht abzusprechen war, und die letzten Worte enthielten die folgende düstere Vorhersagung — eine Vorhersagung, deren Erfüllung näher war, als man glaubte: „Wenn die Vorsehung dieses Land zu ewiger Knechtschaft bestimmt hat und wenn in diesem letzten Kampfe die Freiheit Polens unter den Ruinen seiner Städte und den Leichen seiner Vertheidiger erliegen muß, so wird dann unser Feind nur noch über wüste Einöden regieren und jeder gute Pole wird sterbend den Trost mitnehmen, daß, wenn der Himmel ihm nicht erlaubt hat, sein eigenes Vaterland zu retten, er doch wenigstens durch diesen Kampf bis zum Tode einen Augenblick lang die Freiheit des bedrohten Europa gedeckt hat."

Es hieß dies im Voraus Polens Leichenrede halten, aber hinter dieser düstern Sprache verbarg sich, wie nicht unerwähnt bleiben darf, eine wahnsinnige Hoffnung. Man zählte auf die Revolution, auf dieses drohende Gespenst, welches die Julitage 1830 dem monarchischen Europa aufs Neue gezeigt hatten; man zählte auf Frankreich und seine Armee, ohne die Situation Frankreichs selbst reiflich und kaltblütig zu würdigen.

Die Haltung Rußlands dieser so plötzlichen und ungestümen polnischen Revolution gegenüber war, wie sich nicht anders sagen läßt, stolz und würde-

voll. Fürst Lubecki war von dem Kaiser nur als Bevollmächtigter der „Empörer von Warschau“ empfangen worden. Der Unterschied, den der Kaiser sonach gleich von vorn herein geltend machte, ließ den Ausgang dieser unmöglichen Unterhandlung voraussehen. Die alten Bojaren waren höchst entrüstet über den Schimpf, der dem Czar angethan worden, welcher, nachdem er selbst die Offiziere der Garden von den Ereignissen in Kenntniß gesetzt, die in der Hauptstadt Polens stattgefunden, hinzugefügt hatte: „Ich hoffe, daß wenn die Umstände mich zwingen sollten, mich an die Spitze meiner Garden zu stellen, Ihr mir die Anhänglichkeit beweisen werdet, von welcher Ihr mir schon so viele Proben gegeben, aber ich bitte Euch, keinen allgemeinen Haß gegen alle Polen zu hegen. Sie sind unsere Brüder und die Empörung ist nur durch einige Uebelgesinnte genährt und zum Ausbruch gebracht worden. Ich hoffe, daß mit Hülfe Gottes alles glücklich enden werde.“

Und in Erwartung der weiteren Entwickelung der polnischen Revolution waren die zum Kampfe bestimmten Truppen auf Schlitten nach der Grenze gebracht worden, während der Kaiser das Generalcommando dem Marschall Diebitsch-Sabalkanski, einer der neuen Berühmtheiten der russischen Armee, übertrug. Die Gefahr war für Polen drohend und dennoch überließ es sich schon, den Traditionen seiner Geschichte nur zu treu, jenen innern Zwistigkeiten, welche der Untergang der Nationen sind. Chlopicki hatte, aufgebracht, daß es ihm nicht möglich gewesen, die Veröffentlichung des Manifestes zu verhindern, welches zwischen den beiden Völkern eine fortan nur mit bewaffneter Hand übersteigbare Schranke aufrichtete, zum zweiten Mal die Dictatur niedergelegt. Es galt nun, den polnischen Truppen einen Obergeneral zu geben, und von allen Seiten machte sich der unversöhnlichste Ehrgeiz geltend. Fürst Michael Radziwill ward zum Generalissimus ernannt, aber die militärische Erfahrung ging ihm ab. Auf die Bitten des Fürsten Adam Czartoryski versprach Chlopicki, dem Fürsten Radziwill die übernommene schwere Aufgabe möglichst zu erleichtern, und die Geschichte ist ihm die Gerechtigkeit schuldig, zu sagen, daß er in der untergeordneten Rolle, die er sich vorbehalten, den ganzen Eifer und die ganze Selbstverleugnung zeigte, die man von seinem biedern Charakter erwarten konnte.

Die Frage verwickelte sich mit jedem Tage mehr. Der Landbote Jezierski hatte erzählt, wie Fürst Lubecki und er während ihrer Mission in Petersburg von dem Kaiser nur harte Worte zu hören bekommen hatten. Der Reichstag nahm diese Mittheilungen mit der Dynastie der Romanows feindseligen Demonstrationen auf und nach einer der stürmischsten Sitzungen ward die Absetzung des Czar Nikolaus als König von Polen ausgesprochen. Die Erbitterung der Versammlung verbreitete sich schnell auch außerhalb derselben und die Straßen von Warschau hallten diese ganze Nacht von revolutionärem Geschrei und Freiheitsgesängen wieder. Es war, als wenn das Volk sich dadurch zu betäuben und für die Gefahren der furchtbaren

Krisis, in welche man sich stürzte, unempfindlich zu machen gesucht hätte. Das Erwachen aus einem Rausche dieser Art ist fast immer von Reue und Thränen begleitet.

Am 30. Januar 1831 constituirte der Reichstag endlich eine aus fünf Mitgliedern bestehende Regierung mit dem Fürsten Adam Czartoryski an der Spitze. Diese oberste Administration schloß sehr verschiedene politische Elemente in sich. Die monarchischen, constitutionellen und republikanischen Meinungen waren darin vertreten. Man hatte eine Versöhnung bewirken wollen und nun fehlte die Uebereinstimmung. Die fünf Mitglieder dieser nationalen Regierung waren Fürst Czartoryski und Barzykowski, offene Anhänger der Monarchie; Lelewel, Demokrat; Vincent Niemojowski und Theophil Morawski, Constitutionelle. Bald gerieth sie in Kampf mit den materiellen Schwierigkeiten der Lage, denn die russische Armee rückte mit Riesenschritten gegen Warschau vor und ihr Enthusiasmus mußte einen furchtbaren ersten Zusammenstoß voraussehen lassen. Die durch die Kaiser Alexander und Nikolaus den Polen gemachten Concessionen hatten von jeher die Eifersucht der Russen rege gemacht und der beiderseitige Haß sollte sich nun in dem Blute der beiden Nationen kühlen.

„Die Insurrection verfolgt ihren Lauf," sagte der Kaiser am Schlusse des an seine Unterthanen erlassenen Manifestes; „die Insurgenten ergreifen die Waffen gegen Rußland und fordern unsere treuen Provinzen zur Trennung von unserm Reiche auf. Eine ungesetzmäßige Versammlung hat gewagt, am 13. Januar zu erklären, daß wir und unser kaiserliches Haus aufgehört hätten in Polen zu regieren und daß der von unserem ruhmreichen Bruder aufgerichtete Thron einen neuen Souverain erwarte. Diese Ableugnung aller Pflichten und aller Eide hat das Maß des Verbrechens voll gemacht; der Augenblick ist gekommen, um Gewalt zu entwickeln, den höchsten Richter aller menschlichen Thaten um seinen Beistand anzurufen und gegen die Rebellen zu marschiren. Russen, in dieser traurigen Nothwendigkeit ergreifen wir die Waffen mit der Betrübniß eines Vaters, aber auch mit dem Entschluß eines Fürsten, der das Wohl und die Unverletzlichkeit des Reiches kennt. Schicken wir unsere inbrünstigen Gebete zum Allmächtigen empor, damit er unsere Anstrengungen segne, damit er durch einen schnellen Sieg von uns die Hindernisse entferne, welche sich der Ruhe der Völker entgegenstellen, deren Schicksal uns anvertraut ist. Und sobald als das durch einige Rebellen beunruhigte Reich sich selbst zurückgegeben sein wird, möge der Allmächtige uns helfen seine Zukunft auf dauernden Grundlagen zu erbauen, welche den Bedürfnissen des Königreichs entsprechen und die Träume Derer, die von Trennung sprechen, für immer in ihr Nichts zurückwerfen. Treue Unterthanen, dies ist das Ziel Eurer Bestrebungen, das Vaterland kann auf Euch rechnen."

General Chlopicki hatte ein Vertheidigungssystem angerathen, welches den größern Theil der polnischen Armee um Warschau herum concentrirte

und auf diese Weise den Russen ein furchtbares Widerstandsmittel darbieten mußte. Die Feindseligkeiten begannen am 14. Februar 1831. Der rechte Flügel der Polen, der sich an die Vorstadt Praga lehnte, warf unter den Befehlen des Generals Dwernicki ein russisches Corps, welches bis Hoczerk vorgerückt war, kräftig zurück. Die Eroberung von eilf Geschützen krönte die Anstrengung der Polen während dieses Tages. Aber die russische Armee rückte immer weiter vor und breitete ihre Flügel von den Quellen des Bug bis zur Mündung des Niemen aus, gleich den Armen eines ungeheuren Riesen. Bei der Annäherung dieser drohenden Kolonnen ergriffen die Bewohner der Dörfer die Flucht und suchten Zuflucht hinter den polnischen Bataillonen. Diebitsch besetzte binnen Kurzem die Wälder von Grochow mit achtzigtausend Mann Russen und zweihundert Kanonen. Die polnische Armee zählte auf diesem Punkte nur etwa fünfundvierzigtausend Mann und fünfzig Kanonen. Der Kampf entbrannte auf der ganzen Linie — er hat in der Geschichte den Namen der Schlacht bei Wawer angenommen — und dauerte zwei Tage, vom 19. bis 20. Februar 1831. Die Kampflust war auf beiden Seiten gleich groß gewesen und nach Strömen vergossenen Blutes behielten die beiden Armeen ihre früheren Stellungen. Ein Waffenstillstand ward abgeschlossen, um die Opfer dieses ersten Kampfes zu begraben, dauerte aber blos vier Tage.

Am Morgen des 25. Februar setzte sich die russische Armee, die mittlerweile durch ein zwanzigtausend Mann starkes Grenadiercorps unter den Befehlen des Fürsten Schakowskoi verstärkt worden war, auf der ganzen Linie in Bewegung. Der Feldmarschall wollte sich eines Gehölzes bemächtigen, welches von den Polen während des letzten Kampfes lange vertheidigt worden. Er rückt gegen diesen Punkt vor, den er zu nehmen gedenkt. Die Division Zymierski setzt ihm einen verzweifelten Widerstand entgegen und der General selbst fällt tödtlich getroffen, aber die Uebermacht trägt endlich den Sieg davon. Diebitsch postirt, sobald er Herr des Gehölzes ist, seine Artillerie in dasselbe und schmettert die zweite von Skrzynecki commandirte polnische Linie nieder, während er zugleich den Grafen de Witt und seine Cavallerie den Fliehenden nachschickt, welche den Weg nach der Vorstadt Praga nehmen. Chlopicki eilt zur Unterstützung der durch das Feuer der russischen Batterien wankend gemachten Division Skrzynecki herbei. Er stellt sich an die Spitze der polnischen Grenadiere und greift den Feind mit Wuth an, aber die Reserve des Fürsten Schakowskoi hatte ihre Vereinigung mit dem Armeecorps des Feldmarschalls Diebitsch bewirkt, die polnischen Kolonnen werden zurückgeworfen und Chlopicki, durch einen Haubitzensplitter getroffen, vom Schlachtfelde hinweggetragen.

Die Ausgänge der Vorstadt Praga waren jetzt mit Flüchtlingen und mit Wagen voll Verwundeter angefüllt. In der Ebene hatte Diebitsch's Cavallerie und seine reitende Artillerie mehrere polnische Infanteriecarré's angegriffen, die sich in guter Ordnung zurückzogen. Schon näherten sich

die russischen Husaren und das Kürassierregiment des Prinzen Albert der Barrière von Grochow, der Feldmarschall konnte an einen sichern und entscheidenden Sieg glauben, aber die Schlacht gewann plötzlich eine andere Gestalt. Eine große Anzahl aus Warschau ausgerückter Arbeiter hatten die Straßen von Praga freigemacht, während Malachowski einige Häuser der Vorstadt anzünden ließ, um die an dem Brückenkopfe aufgestellten Batterien zu demaskiren. Die Unordnung hört augenblicklich auf, die polnische Infanterie, welche die Barrièren frei sieht, formirt sich wieder und setzt der gegen sie abgeschickten Cavalerie einen furchtbaren Widerstand entgegen. Die Kürassiere Prinz Albert, ein wunderschönes Regiment, welchem man den Beinamen des unüberwindlichen gegeben, waren beinahe bis an die Vorstadt vorgerückt. Mitten in einem sumpfigen Terrain sehen sie sich plötzlich in einen Feuerkreis eingeschlossen. Prondzynski schleudert congreve'sche Raketen gegen sie, welche Tod und Verwirrung in ihre Reihen tragen, die polnischen Uhlanen greifen sie mit Wuth an und sie verschwinden fast spurlos.

Die Nacht war eingebrochen. Diebitsch, der mehr als zehntausend Mann verloren, zog sich hinter die so theuer erkauften Gehölze zurück. Skrzynecki hatte dem Fürsten Radziwill vorgeschlagen, wieder die Offensive zu ergreifen und die russische Armee zu verfolgen. Der Generalissimus theilte aber diese Meinung nicht. Die Insurrectionsarmee ging daher auf das rechte Ufer der Weichsel, eine einzige Brücke setzte sie mit Warschau in Verbindung und diese Brücke konnte überdies durch das Eis mit fortgerissen werden. Dies war der Ausgang der Schlacht bei Grochow.

Wenige Tage darauf verschanzte sich der Feldmarschall nicht weit von Wawer und richtete in der Woiwodschaft Lublin seine Winterquartiere ein.

V.

Mittlerweile sollte der belgische Congreß eine Frage zu entscheiden haben, die nicht weniger wichtig war, als die über die Unabhängigkeit und die neue Begrenzung des Landes. Er hatte die Einführung der monarchischen Regierung beschlossen, nun galt es einen König zu wählen. Auf dem Punkte, auf welchem die Revolution stand, war die Wahl des Staatsoberhauptes in der That die nothwendigste und zugleich die geeignetste Maßregel, um den Intriguen der Factionen, den Wühlereien der Parteien ein Ende zu machen.

Am 19. Januar ward nach einer mehrtägigen Debatte über die Dringlichkeitsfrage die Zeit der definitiven Wahl durch den Congreß auf den 28. desselben Monats festgesetzt. Ebenso ward beschlossen, daß die belgische Gesandtschaft in Paris den Rath des französischen Kabinets über verschiedene commerzielle und politische Punkte, welche auf die Wahl des Staats-

oberhauptes Bezug hatten, einholen sollte. In derselben Sitzung hatte der Congreß einen ähnlichen Antrag hinsichtlich der Beziehungen zu England abgelehnt, ein Verfahren, worüber das englische Kabinet sich nicht beschweren wollte, um die Männer zu schonen, deren sie vielleicht später bedurfte.

Sobald als die Frage der Wahl des Souverains auf der Tagesordnung stand, offenbarte sich dem erstaunten Europa eine unglaubliche Menge von Bewerbern. Schon am Morgen nach dem Sturme der Revolutionen, welcher Throne umgestürzt, sah man ein wahres Wettlaufen nach einem solchen. Allerdings waren viele dieser improvisirten Candidaten es, ohne daß sie selbst das Mindeste davon wußten, auf alle Fälle aber — und die Journale unterließen nicht, darüber ihre Bemerkungen zu machen — fehlte nicht viel, daß die Zahl der Prätendenten der der Deputirten, welche die Wahl vornehmen sollten, gleichgekommen wäre.

Unter diesen zahlreichen Candidaturen war eine der ernstesten immer noch die des Prinzen von Oranien, nur strebten seine Anhänger auf verstohlenen Wegen ihrem Ziele entgegen und schienen die Sache, welche sie vertheidigten, nicht laut bekennen zu wollen. Ein großer Fehler, welcher das Nationalgefühl dieser Partei zweifelhaft machen mußte, und wenn sie auch noch so national gesinnt war.

Was England betraf, so schien es in diesem Augenblick sehr zu Gunsten des Prinzen gestimmt zu sein, aber diese halb verhehlte Protection, diese heimliche Unterstützung, waren seiner Sache mehr schädlich als nützlich.

Mittlerweile hatte Lebeau den Herzog von Leuchtenberg*), Sohn des Prinzen Eugen Beauharnais, als Throncandidaten vorgeschlagen — eine Candidatur, welche gleichzeitig durch die liberale Partei des Congresses und durch einen Theil der katholischen Partei unterstützt werden zu müssen schien. Der andere weit zahlreichere Theil hielt sich zu den Anhängern der Vereinigung mit Frankreich, um den Herzog von Nemours durchzubringen. Die französische Regierung stellte ihrerseits jede ehrgeizige Absicht in Abrede und hatte offen ihre Zustimmung zu dem Protokoll Nr. 14 erklärt, durch welches die Großmächte „jeden Prinzen der in den fünf Staaten regierenden Familien, deren Repräsentanten zur Conferenz in London versammelt waren, als von der Bewerbung um den belgischen Thron ausgeschlossen betrachtet" hatten — ein Protokoll, welches der Congreß verwarf, weil es Bedingungen enthielte, durch welche die Freiheit seiner Beschlüsse beschränkt würde. Nichtsdestoweniger hatte Bresson durch eine Note vom 11. Januar 1831 dem Grafen von Celle zu wissen gethan, daß der König der Franzosen und seine Regierung glaubten, die Wahl des Herzogs von Leuchtenberg werde Belgien in große Verlegenheiten verwickeln und dieser Prinz ohne Zweifel

*) Geboren am 2. Oct. 1817, gestorben den 20. Oct. 1852.

von den Großmächten nicht, von Frankreich aber auf keinen Fall anerkannt werden.

Die Orangisten versteckten so zu sagen ihren Candidaten hinter den Erzherzog Karl von Oesterreich, und wenn dieser Prinz, der doch in dem in dem Protokoll Nr. 14 ausgesprochenen Ausschluß mit inbegriffen war, im Augenblick der Wahl eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Stimmen erhielt, so lag der Grund darin, daß mehrere Mitglieder des Congresses, welche voraussahen, daß weder der Herzog von Nemours noch der Herzog von Leuchtenberg über Belgien regieren würden, die Summe der Majorität nicht vermehren wollten.

Mittlerweile kreuzten sich die Intriguen. Lebeau sagte, indem er die Sache seines Candidaten vertheidigte: „Es sind nur drei Combinationen möglich: der Prinz von Oranien, der Herzog von Nemours oder der Herzog von Leuchtenberg. Der erste wird den Bürgerkrieg entzünden, der zweite einen allgemeinen und sofortigen Krieg, mit dem dritten aber ist der Krieg höchstens glaublich. Zwei Ursachen können außerdem den Ausbruch eines Brandes herbeiführen. Die eine ist gewiß; es ist die directe oder indirecte Vereinigung mit Frankreich. Die andere ist problematisch; sie wäre der Krieg zwischen den Prinzipien der Freiheit und denen des Absolutismus."

Uebrigens beurtheilten die Politiker des Congresses größtentheils die Dinge falsch, weil sie dieselben mit Leidenschaft beurtheilten, und nichts ereignete sich später, was die Theorien, die sie während der Wahldebatten aufstellten, gerechtfertigt oder ihre Vorhersagungen bestätigt hätte.

Es war am 11. Januar 1831, als Bresson an den Grafen von Celle die Note richtete, die wir bereits oben erwähnt, und der gewandte Diplomat fügte hinzu, „daß der König wiederholt seine Absicht ausgesprochen habe, weder in die Vereinigung Belgiens mit Frankreich, noch in die Erwählung des Herzogs von Nemours zu willigen, so daß jedes weitere Beharren auf diesen schon entschiedenen Fragen keine anderen Folgen haben könne, als daß Belgien dadurch aufgeregt und der Friede Europas, den der König so sehr zu erhalten wünschte, bedrohet würde."

Wir haben bereits gesagt, daß eine Partei existirte, welche die Vereinigung Belgiens mit Frankreich begehrte. Gendebien war gewissermaßen das Haupt dieser Partei und ward in dieser Combination durch mehrere der Koryphäen der Bewegung in Frankreich, wie z. B. Lafayette und Lamarque, ermuthigt. Die französische Regierung hätte von dieser reunionistischen Tendenz leicht Nutzen ziehen können, aber sie that es nicht und handelte den andern Mächten gegenüber vollkommen ehrlich, was auch fremde Publizisten über die Wahl des Herzogs von Nemours gesagt haben mögen.

Nur galt es, bei dieser Gelegenheit eine Gefahr zu vermeiden und Europa eine Garantie zu geben, und der König Ludwig Philipp benutzte diesen doppelten Vortheil, den die Umstände ihm darboten.

Die nicht blos für Frankreich, sondern für ganz Europa drohende Ge-

fahr war der Krieg, den die Person des Herzogs von Leuchtenberg wahrscheinlich veranlaßt hätte, weil Belgien dadurch zum Mittelpunkt der Napoleonischen Partei geworden wäre, die erst später und unter ganz eigenthümlichen Umständen triumphiren sollte. Die Europa zu gebende Garantie war die Verweigerung einer Krone und der Beweis gänzlicher Uneigennützigkeit. In Brüssel ging nun in diesem Augenblicke Folgendes vor.

Der Congreß nahm an, daß er nur seinem eigenen Willen zu folgen habe. Die patriotischen Vereine erklärten laut einen ähnlichen Entschluß. Die Anhänger des Herzogs von Nemours waren zahlreich, aber einundsiebzig Deputirte hatten, sagte man, sich verbindlich gemacht, ihre Stimmen dem Herzog von Leuchtenberg zu geben, und bereits nach Baiern abgesendete Agenten sollten seine Zustimmung zu erlangen suchen. Ein mit der Familie des Prinzen Eugen genau bekannter französischer Offizier war von München in Brüssel angekommen, wo seine augenblickliche Anwesenheit zur Steigerung der Hoffnungen dieser Partei beitrug, so daß mehrere Journale diese Sache mit Enthusiasmus verfochten. Die Worte: „Es lebe Leuchtenberg!“ standen überall an den Mauern angeschrieben, man sah das Portrait des Herzogs öffentlich in den Straßen ausgestellt und an allen Freiheitsbäumen befestigt. In den Theatern und den Cafés wurden zu seinen Ehren componirte Lieder unter stürmischem Beifall abgesungen. Zuletzt begaben sich mehrere Korporationen mit ihren Fahnen alltäglich unter die Fenster des Congreßsaales und verlangten seine Wahl.

Was den britischen Gesandten Lord Ponsonby betraf, so schien seine Politik ganz unsicher und geheimnißvoll zu sein. Bald schien England den Prinzen von Oranien unterstützen, bald sich wieder auf die Seite des Herzogs von Leuchtenberg schlagen zu wollen. Lord Ponsonby unterhielt mit Lebeau enge Verbindungen, während seine Beziehungen zu Bresson immer kälter wurden und wie dies in solchen Fällen immer geschieht, ward diese Spannung durch die Böswilligkeit gewisser Menschen noch mehr gesteigert. Eines Tages theilte man Bresson mit, Lord Ponsonby habe in Gegenwart mehrerer politischer Personen erklärt, daß England den Herzog von Leuchtenberg sofort anerkennen würde, wenn dieser Prinz durch den Congreß gewählt würde, dagegen machten seine Instructionen es ihm zur Pflicht, Brüssel innerhalb vierundzwanzig Stunden zu verlassen, wenn man den Herzog von Nemours wählte. Bresson ging Lord Ponsonby sofort um kategorische Erklärungen über diese Thatsache an, welche der englische Gesandte aus allen Kräften leugnete, indem er hinzufügte, daß er Instructionen habe, die Wahl beider Candidaten zu bekämpfen, da keiner von beiden angenommen werden könne. England hoffte damals noch auf den Sieg des Prinzen von Oranien und dachte noch nicht an den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg.

Um diese Zeit war es, daß der General Lawöstine, der die fünfzehn Jahre der Restauration in Brüssel zugebracht hatte und hier mit dem größ-

ten Theile der belgischen Aristokratie bekannt geworden war, beauftragt ward, Depeschen an Bresson zu bringen. Dieser, der seine Regierung von dem wirklichen Stande der Dinge und der Natur des bevorstehenden Kampfes mündlich unterrichten wollte, begab sich nach Paris, von wo er an Herrn von Lawöstine zur Antwort auf eine seiner frühern Depeschen den folgenden Brief Sebastiani's absendete:

„Mein Herr, — Ich beeile mich, Ihren Brief vom 24. zu beantworten. Das Kabinet des Königs ist in seiner heute Morgen stattgehabten Versammlung einstimmig über die Nothwendigkeit gewesen, der provisorischen Regierung zu erklären, daß das französische Kabinet die Wahl des Herzogs von Leuchtenberg für den Thron der Belgier als einen Act der Feindseligkeit gegen Frankreich betrachten würde. Im Fall, daß der Congreß trotz dieser bestimmten Erklärung diese Wahl träfe, werden Sie Brüssel sofort verlassen."

Bresson, der blos vierundzwanzig Stunden in Paris zugebracht, konnte bald selbst die Wirkung beurtheilen, welche diese peremtorische Erklärung auf die Gemüther äußerte. Diese Wirkung war sehr groß. Mehrere Deputirte, welche dem Antrage zu Gunsten des Herzogs von Leuchtenberg beigetreten waren, kamen auf ihre erste Meinung zurück, und die unentschiedenen Gemüther, welche zuweilen die Majoritäten machen oder, mit andern Worten, den Ausschlag geben, stellten sich auf die Seite des Herzogs von Nemours.

Die Discussion hatte am 28. Januar begonnen und dauerte bis zum 3. Februar. Am Vorabend der Wahl machte Bresson den Congreß mit diesem zweiten Briefe des Grafen Sebastiani bekannt, welcher auf die positivste Weise die Weigerung Frankreichs bestätigte, an dem von dem Congreß verworfenen Protokoll festzuhalten:

„Mein Herr, — Wenn Sie, wie ich hoffe, der Regierung das Protokoll vom 27. Januar noch nicht mitgetheilt haben, so werden Sie sich dieser Mittheilung widersetzen, weil die Regierung des Königs nicht den Bestimmungen in Bezug auf die Schuld und eben so wenig denen in Bezug auf Feststellung der Grenzen des belgischen und holländischen Gebietes beigetreten ist. Wir werden die freie Mitwirkung der beiden Staaten stets als nothwendig betrachten. Die Londoner Conferenz ist eine Vermittelung und die Absicht des Königs ist, daß sie diesen Charakter niemals verliere."

Der Congreß nahm diese Mittheilung mit der lebhaftesten Befriedigung auf. Es war dies ein neuer Beweis von den großmüthigen Absichten Frankreichs und vergebens erklärte Lebeau, indem er sich des Inhalts der Depesche bemächtigte, um zu Gunsten seines Candidaten zu argumentiren, daß „Frankreich, wenn es so das Prinzip der Nichtintervention aufrecht erhielte, sich auch nicht weigern könne, den Herzog von Leuchtenberg anzuerkennen, ohne sich auf offenbarem Widerspruch ertappen zu lassen und auf diese Weise alles Vertrauen zu seiner Aufrichtigkeit zu zerstören."

Der Eindruck auf die öffentliche Meinung war gemacht und die geschickte Haltung der französischen Regierung wohl geeignet, die Stimmen des dankbaren Congresses dem Herzog von Nemours zuzuwenden. Während der letzten Sitzungen, welche der Wahl vorangingen, verrieth das Volk eine lebhafte Unruhe. Ein zahlreiches Publikum war auf den Tribunen der Kammer sichtbar und die benachbarten Straßen wimmelten von einer unruhigen Menge. Die Unentschiedenheit vieler Deputirten war selbst im letzten Augenblicke so groß, daß es gewissermaßen unmöglich ward, das Resultat der Wahl vorauszusehen. Endlich schlug die Stunde. Die Secretaire der Kammer zogen die Wahlzettel aus der Urne und verlasen sie unter dem tiefen Schweigen der Versammlung. Bei der ersten Abstimmung betrug die Zahl der Abstimmenden 191 und 96 Stimmen waren demnach erforderlich, um die absolute Majorität zu bilden. Auf den Herzog von Nemours fielen 89, auf den Herzog von Leuchtenberg 67 und auf den Erzherzog Karl 35. Man mußte daher zu einer zweiten Abstimmung schreiten.

Diesmal betrug die Zahl der Abstimmenden 192. Der Herzog von Nemours erhielt 97 Stimmen, was gerade die Ziffer der absoluten Majorität bildete; der Herzog von Leuchtenberg 74 und der Erzherzog Karl 21.

Demzufolge erklärte der Präsident Surlet de Chokier Ludwig Karl Philipp von Orleans, Herzog von Nemours, zum König der Belgier und das Volk begrüßte diese Wahl mit dem lebhaftesten Beifallsrufe, während das Geläute der Glocken und der Donner der Geschütze sie der Umgegend verkündeten.

Aber Belgien hatte die Rechnung ohne die Klugheit und Umsicht des Königs der Franzosen gemacht.

Sobald als der Congreß diese Wahl beendet hatte, beschloß er die Absendung einer Deputation von zehn seiner Mitglieder nach Paris, um Ludwig Philipp von der getroffenen Wahl in Kenntniß zu setzen und um die Annahme derselben zu bitten. Die Deputation reiste am 5. Februar 1831 ab. Am 6. kam sie in Paris an, wo sie auf die freundlichste Weise empfangen ward und ihre Wohnung in dem Palais Royal angewiesen erhielt, welches der König noch bewohnte.

Es fanden zwischen Ludwig Philipp und den Mitgliedern der Deputation mehrere Privatunterredungen statt, denn der König suchte offenbar, die Weigerung, die er in seiner Weisheit beschlossen, so wenig verletzend als möglich zu machen. Endlich wurden die Deputirten am 17. in feierlicher Audienz empfangen und der König, auf dem Throne sitzend, von seiner damals noch vollständigen Familie, von seinen Ministern und den Großwürdenträgern umgeben, hörte mit Bewegung die Anrede des Barons Surlet de Chokier, welche er folgendermaßen beantwortete:

„Meine Herren, — wenn ich nur der Stimme meines Herzens und meinem aufrichtigen Wunsche Gehör schenkte, dem Verlangen eines Volkes nachzugeben, dessen Frieden und dessen Wohlfahrt für Frankreich geich

wichtig und theuer sind, so würde ich mit Freuden Ja sagen. Wie tief und schmerzlich aber auch das Bedauern ist, welches ich empfinde, Ihnen meinen Sohn verweigern zu müssen, so legt mir doch die Strenge der Pflichten, die ich zu erfüllen habe, diese peinliche Verpflichtung auf und ich muß erklären, daß ich für ihn die Krone nicht annehme, die Sie beauftragt sind ihm anzubieten.

„Meine erste Pflicht ist, vor allen Dingen die Interessen Frankreichs ins Auge zu fassen und demzufolge nicht den Frieden zu gefährden, den ich zum Wohle Frankreichs, Belgiens und aller Staaten Europas, denen er so kostbar und so nothwendig ist, zu erhalten hoffe. Da ich selbst von allem Ehrgeiz frei bin, so stimmen meine persönlichen Wünsche mit meinen Pflichten überein. Niemals wird der Durst nach Eroberungen oder die Ehre, eine Krone auf dem Haupte meines Sohnes zu sehen, mich verleiten, mein Land einer Erneuerung der Uebel preiszugeben, welche der Krieg in seinem Gefolge hat und die durch die vielleicht davon zu ziehenden Vortheile, wie groß sie auch sein möchten, doch niemals aufgewogen werden könnten. Die Beispiele Ludwig's XIV. und Napoleon's würden schon hinreichen, um mich vor der verderblichen Versuchung zu bewahren, Throne für meine Söhne aufzurichten und mich zu veranlassen, dem Glück den Vorzug zu geben, den Frieden mit allem Glanz der Siege bewahrt zu haben, welche im Kriege die französische Tapferkeit nicht verfehlen würde, von neuem unsern ruhmreichen Fahnen zu sichern."

Hierauf stieg der König vom Throne herab, faßte den Baron Surlet de Chokier bei der Hand und sagte mit Wärme: „Mein Herr, indem ich Ihnen die Hand reiche, reiche ich sie der belgischen Nation. Sagen Sie Ihren Mitbürgern, daß sie zu mir Vertrauen haben können und daß ich sie ganz besonders bitte, unter sich einig zu bleiben."

So gab Ludwig Philipp dem aufmerksamen Europa eine Lehre und ein Beispiel — ein Beispiel von politischer Klugheit und eine Lehre von berechneter Uneigennützigkeit. Er sollte ihm während der achtzehn Jahre seiner Regierung noch viele andere geben. Aber was wiegen menschliche Voraussicht und Klugheit in jener Wage des Schicksals, in welcher die Geschicke der Könige ruhen?

Sechstes Buch.

I. Auflösung des Ministeriums Laffitte. Bildung und Zusammensetzung des Ministeriums Casimir Périer. Seine Tendenzen. Seine Haltung den Parteien gegenüber. Die Association nationale. Gesetz über die Zusammenrottungen. Wahlgesetz. Vertagung und Auflösung der Kammer. Reisen des Königs in den Departements. — II. Insurrection in Italien. Oesterreichische Intervention. Die beiden Prinzen Bonaparte. Der Name Ludwig Napoleon's wird zum ersten Male in der Geschichte genannt. Die Königin Hortense und ihr Sohn in Paris. — III. Polen. Skrzynecki wird zum Generalissimus ernannt. Ansprache Polens an Frankreich und England. Seine Anstrengungen sind vergeblich. Die Schlachten bei Dembe, Iganie und Ostrolenka. Tod des Feldmarschalls Diebitsch und des Großfürsten Constantin. Die polnische Armee zieht sich auf Warschau zurück. Unruhen in Warschau. — IV. Einsetzung einer Regentschaft in Belgien. Der Baron Surlet de Chokier wird zum Regenten erwählt. Belgiens Lage. Annahme des Traktats der achtzehn Artikel. Erwählung des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg zum König der Belgier.

I.

Die beiden großen Ministerien des Julikönigthums sind das Casimir Périer's und das letzte Kabinet Guizot gewesen. Es waren dies homogene, versöhnende, wahrhaft gouvernementale Administrationen, mächtig durch das Talent der Männer, mächtig durch ihren Einfluß auf die Kammern, beide zu für die Regierung von 1830 ganz verschieden kritischen Epochen auftauchend und von denen man in Folge einer bemerkenswerthen Eigenthümlichkeit sagen kann, daß sie nur einen Fehler begangen haben: die eine, daß sie nicht lange genug lebte, die andere, daß sie zu lange dauerte, denn bei dem so unvollkommenen System parlamentarischer Regierungen, wo die Gewalt immer Dem zu gehören scheint, der sich ihrer am schnellsten zu bemächtigen weiß, ist es für ein Ministerium ein eben so großer Fehler, wenn es zu lange, als wenn es nicht lange genug dauert.

Nach der Sitzung vom 29. Februar, in welcher Odilon Barrot und Baude als Gegner, der erstere seines Chefs, des Ministers des Innern, und der zweite der Kammer selbst, aufgetreten waren, gab es nur noch ein einziges Verhalten, welches sie einschlagen konnten, nämlich ihre Entlassung einzureichen. Dies thaten sie auch und schon hatte Herr von Montalivet sich darüber lebhaft gegen Laffitte ausgesprochen, indem er ihm zu verstehen gab, daß wenn er nicht die sofortige und freiwillige Entfernung

dieser beiden widerspenstigen Beamten verlange, sein Rücktritt und der seiner Gesinnungsgenossen unvermeidlich würde. Wenn aber auch diese Entlassungen Barrot's und Baude's, die durch Bondy als Seinepräfect und Vivien als Polizeipräfect ersetzt worden, die Majorität der Kammer zufriedenstellten, so ward doch das wankende Ministerium dadurch nicht wieder befestigt. Sein Fall stand nahe bevor, das begriff alle Welt.

Und wie hätte man es auch in der That nicht begreifen sollen, wenn man den König, die Kammer und die Pariser Bourgeoisie sich, wie von dem Instinct der Selbsterhaltung getrieben, immer mehr und mehr von Laffitte entfernen sah, — einem Manne, der in Ermangelung politischer Traditionen und gouvernementaler Wissenschaft in seinem amtlichen und persönlichen Umgange die anziehendste Courtoisie entwickelte — um sich in die Arme eines rauhen, gebieterischen, kränklichen Mannes zu werfen, in die Arme Casimir Périer's, der vorherrschenden Verkörperung der reactionären Ideen? Es war für Alle klar, daß die parlamentarische Majorität den Triumph dieses Mannes vorbereitete, daß sie eifrig nach dieser Herrschaft eines unbeugsamen aber überzeugten Geistes trachtete. Heimliche Conferenzen fanden alltäglich zwischen den Hauptführern dieser Majorität statt, um zu diesem mit Ungeduld erwarteten Resultat zu gelangen, und während der junge Unterstaatssecretair Thiers, den nahen Fall des Kabinets voraussehend, bei den einflußreichsten Männern der Linken, wie z. B. Salverte, Odilon Barrot und Mauguin eifrigst intriguirte, um zur Wiederzusammensetzung eines ausschließlich dieser Parteifärbung angehörenden Ministeriums unter dem Vorsitze Laffitte's zu gelangen, agirte ein anderer erfahrnerer und nicht weniger geschickter Unterhändler, der Graf d'Argout, mit Erfolg im Interesse der conservativen Combination, welche die Kammer sehnlichst erwartete und wünschte.

Endlich kam sie zu Stande. Finanzielle Maßregeln gingen ihr voraus. Den beklagenswerthen Zustand des öffentlichen Credits anerkennend, legte Laffitte der Kammer einen Gesetzentwurf vor, welcher die Creirung von Schatzbons und den Verkauf der Staatswaldungen gestattete. Es hieß dies nach parlamentarischem Ausdruck ein Vertrauensvotum verlangen. „Was hat der Minister bis auf den heutigen Tag für die Staatsgewalt gethan?“ rief Berryer; „was hat er der Freiheit genützt? Was wird er mit dem Werkzeuge beginnen, welches er uns abverlangt? Was hat er für die Staatsgewalt gethan? Er hat sie fortwährend der Einwirkung der irregeleiteten Volksmassen preisgegeben. Die Männer, aus welchen das Ministerium besteht, sind in dasselbe eingetreten, als noch eine Emeute durch die Straßen tobte. Es sind erst wenige Tage her, so ward die Hauptstadt durch neue Unruhen in Schrecken gesetzt. Man hat Erklärungen verlangt. Was ist die Folge davon gewesen? Man hat die Unterwerfung der Staatsgewalt unter die Unordnung erfahren und uns hat man von der Auflösung der Kammer vorgeredet. Die Profanationen und die Tem-

pelschändung von Saint-Germain-l'Auxerrois sind auf allen Punkten des Königreichs nachgeahmt worden. Man hat in den Straßen gegen die Embleme des Hauses Orleans, gegen die Lilien geschrieen und sie sind vertilgt worden. Das Wappen einer Familie hat verschwinden müssen, sie hat das Erbtheil aufgeben müssen, welches sie von Heinrich IV. hatte. Wenn das Ministerium nichts für die Staatsgewalt gethan hat, so erlaube man mir zu fragen, was es für die Freiheit gethan hat . . ."

Ein Deputirter schlug ein Amendement vor, welches, indem es an die Stelle der Ausgabe von Schatzbons eine Creirung von Rentenbriefen setzte, den Gesetzentwurf wesentlich modificirte. Vergebens schilderte Thiers die Maßregeln als unvermeidlich und bestand lebhaft darauf, daß das Amendement zurückgezogen würde. Laffitte gelangte zu diesem Resultat nur dadurch, daß er sagte: „Das Amendement wäre ein großes Hemmniß für die Regierung. Im Interesse Dessen, welcher beauftragt sein wird, das Gesetz auszuführen, beschwöre ich daher die Kammer, die Regierung nicht in die Unmöglichkeit zu versetzen, von den Hülfsquellen Gebrauch zu machen, die man ihr bewilligen wird."

Solche Worte waren bezeichnend. Wenn ein Minister sich genöthigt sieht, zu solchen Mitteln zu greifen, so steht er am Vorabend seines Falles. Laffitte trug diesen peinlichen und letzten Sieg davon, aber trotz seiner demüthigen Haltung protestirten immer noch dreiundsechzig schwarze Kugeln gegen seine Politik.

Die Auflösung dieser auf Auskunftsmittel reduzirten, in der öffentlichen Meinung verurtheilten Administration begann mit der Entlassung des Justizministers Mérilhou. Er reichte sie am 8. März ein. Thiers, Unterstaatssecretair im Departement der Finanzen, folgte diesem Beispiel und trat zurück, vielleicht aber mit dem Hintergedanken, in seinen Versuchen hinsichtlich ministerieller Combinationen freier zu werden. Endlich reichten die Männer, welche die gemäßigte Fraction des Kabinets bildeten, Laffitte ebenfalls ihre Demissionen ein, um, wie sie mit Recht sagten, das Terrain vollständig für den Versuch zu räumen, den er mit einem Ministerium der reinen Linken machen wollte.

Laffitte blieb demnach allein der Kammer gegenüber, allein im Angesicht der Parteien und der Emeute, denn mitten unter diesen politischen Verwickelungeu zeigte die Emeute sich immer noch. Die fälschlich von einem durch die Russen davongetragenen entscheidenden Siege über die Polen verbreitete Nachricht war der Vorwand dazu gewesen. Zahlreiche Massen hatten unter Vortragung einer dreifarbigen Fahne vor dem Hotel des Grafen Pozzo di Borgo versammelt, wo sie durch Steinwürfe die Fenster und Spiegel zertrümmert hatten, ein Exceß, der ohne die kluge Mäßigung des russischen Gesandten ernste Folgen haben konnte. General Sebastiani fand sich am andern Morgen bei ihm ein, um ihn wegen dieser Verletzung des Völkerrechts um Entschuldigung zu bitten. „General," sagte Graf Pozzo

zu ihm, „wissen Sie, daß selbst in Constantinopel die Regierung die Repräsentanten der fremden Mächte gegen den Fanatismus ihrer Unterthanen zu vertheidigen weiß? In einem solchen Falle stellt sie Janitscharen vor ihre Thür."

Die Position war nicht mehr haltbar. Laffitte, der dies wohl einsah, suchte deshalb nun auch blos einen Vorwand, um sein Portefeuille niederzulegen. Diesen Vorwand fand er und bediente sich seiner sofort. Eine revolutionaire Erhebung war in Italien ausgebrochen und der Marschall Maison, der frühere Minister der auswärtigen Angelegenheiten und jetziger Gesandter in Wien, schrieb an Sebastiani: „Bis jetzt," sagte Fürst Metternich zu mir, „haben wir Frankreich das Prinzip der Nichtintervention voranstellen lassen, aber es ist Zeit, daß es wisse, daß wir nicht gesonnen sind, es in Bezug auf Italien anzuerkennen. Wir werden unsere Waffen überall hintragen, wohin sich die Insurrection erstrecken wird. Wenn diese Intervention den Krieg herbeiführt, wohlan, so komme der Krieg. Wir wollen lieber es auf die Gefahren eines solchen ankommen lassen, als durch Emeuten umkommen."

Laffitte behauptete, man habe ihm mehrere Tage lang den Eingang dieser Depesche verheimlicht und benutzte diesen Umstand, um sein Portefeuille in die Hände des Königs zurückzugeben. Das ministerielle Interregnum mußte übrigens sehr kurz sein, denn die conservative Partei war vollkommen im Stande, den Forderungen dieser seit langer Zeit vorhergesehenen Situation zu entsprechen und ihre Liste bereits fertig. Der Moniteur vom 13. März 1831 verkündete dem Lande, daß Casimir Périer in das Ministerium des Innern mit dem Vorsitz im Kabinet und der Baron Louis in das Departement der Finanzen berufen sei. Graf Montalivet ward Minister des öffentlichen Unterrichts, Barthe Siegelbewahrer und Präsident des Staatsraths, Viceadmiral de Rigny Marineminister, Graf d'Argout Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten. Bei dieser Combination behielt der Marschall Soult das Portefeuille des Krieges und Graf Sebastiani das der auswärtigen Angelegenheiten. Was Montalivet betraf, so hatte er, indem er jedes Interesse der Eigenliebe dem Zustandekommen dieses ministeriellen Arrangements opferte, nicht gezögert, ein weniger wichtiges Departement anzunehmen als das, welches er in dem vorhergegangenen Kabinet dirigirte.

Die neue Administration mußte sich vor Allem als starke und ausgleichende Macht zeigen. Sie hatte von diesem Gesichtspunkte aus dem Lande gegenüber große Pflichten zu erfüllen. Die erste Sorge Casimir Périer's war, an die Präfecten das folgende Cirkulair zu richten. Dasselbe bezeichnete vollständig die Politik, welche er zu verfolgen gedachte:

„Mein Herr Präfect, — Indem der König mich zu der Ehre berufen hat, sein Kabinet zu bilden und demselben zu präsidiren, hat er mir zu-

gleich die Administration des Innern anvertraut. Es ist wichtig, daß ich Sie von den Absichten der Regierung in Kenntniß setze."

„Wissen Sie daher und sagen Sie Allen, daß die Regierung, eifrig bedacht, die Dauer und Entwickelung der im Juli errungenen und durch die Charte festbegründeten Freiheiten zu sichern, keine Feinde sieht, als die, welche auf den Umsturz der Institutionen hinarbeiten oder die gegen den öffentlichen Frieden conspiriren. Sie führt keinen Krieg gegen Meinungen, so lange dieselben sich nicht in den Gesetzen zuwiderlaufende Handlungen verwandeln, aber alle sind in ihren Augen feindselig, sobald sie, um zu triumphiren, ihre Zuflucht zu der Gewalt nehmen.

„Diese Prinzipien müssen die Richtschnur Ihres Verhaltens in Bezug auf die Parteien sein, welche sich seit einiger Zeit mit allzuviel Kühnheit manifestirt haben. Die Meinungen müssen geschont, die Religionen geachtet werden. Die Freiheit des Cultus ganz besonders muß für die Staatsgewalt eben so heilig sein als für Alle. Es ist wichtig, für die öffentliche Moral und die allgemeine Ruhe, daß Spott und Exceß niemals Das erreichen können, was ein Staatsbürger verehrt und was die civilisirten Nationen immer respectirt haben.

„Auch noch andere Parteien sind aufgetaucht. Männer, die vielleicht Freunde der Revolution, aber der Regierung, welche dadurch gegründet worden, nicht günstig sind, tragen die Verachtung der Gesetze und der regelmäßigen Gewalten zur Schau. Die einen träumen, durch chimärische Hoffnungen verführt, eine Veränderung der Grundformen der Gesellschaft, die Andern, welche sich von einer mächtigen Erinnerung beherrschen lassen, setzen dem Namen des Fürsten, den der Nationalwille gewählt, einen andern Namen entgegen. Es ist Zeit, daß dieser Zustand der Dinge ein Ende nehme. Wenn die Regierung sich nicht stark und entschieden zeigte, wenn die Versuche zur Unordnung sich wieder erneuten, so würden sie das öffentliche Wohl gefährden, die Leiden der Industrie und des Handels vermehren, sie würden selbst bei guten Bürgern den Glauben an die Kraft und Dauer unserer Institutionen erschüttern und in den Augen Europas den schönen Charakter unserer Revolution herabsetzen. Wenn die Ordnung nicht ihre Herrschaft und die Gesellschaft nicht ihre Ruhe wieder erlangt, so werden die nächsten Wahlen nicht frei sein oder es wenigstens nicht scheinen. Die Wiederherstellung der Ordnung ist nothwendig, damit die Entstehung der neuen Kammer rein bleibe und ihre Macht nicht ein Werkzeug der Parteien werde. Diese Rücksichten zeichnen Ihnen Ihre Pflichten vor. Die Regierung will blos stark sein im eigenen Interesse der Freiheit — —."

Ganz gewiß war eine solche Sprache geeignet, alle Gemüther zu beruhigen, den Muth Aller wieder aufzurichten und den Worten folgten bald Thaten. In Paris so wie in der Provinz hatte sich eine angebliche Association nationale in der Absicht gebildet, „durch persönliche und pekuniäre Opfer das Ausland und die Bourbonen zu bekämpfen," und die

Associationsacte, welche die Mitglieder unterzeichnen mußten, erklärte, daß sie entstanden sei, „weil die Antecedentien einer großen Anzahl der gegenwärtigen Inhaber der Gewalt, so wie die Schwäche und unsichere Haltung anderer, Anlaß zu der Befürchtung gäben, daß die Gefahren einer Restauration und eines auswärtigen Krieges nicht durch die energischen und wirksamen Schritte verhindert werden. welche das Wohl des Vaterlandes gebietet." Ein zur Erfüllung einer Pflicht gebildeter Bund setzte hier voraus, daß die Regierung diese Pflicht nicht erfülle, und erklärte, wie der Minister sehr richtig bemerkte, ein beleidigendes Mißtrauen gegen die öffentlichen Gewalten, gegen die regelmäßigen Kräfte der Gesellschaft. War es übrigens nicht zu verwundern, daß gute Bürger die Vertheidigung ihrer Rechte und ihrer Grenzen durch einen andern Tribut zu sichern vorgaben, als richtig bezahlte Steuern, durch andere Verbindlichkeiten als den durch das constitutionelle Gesetz geheiligten Eid, durch andere persönliche Opfer als die der Militairpflicht und des Nationalgardendienstes?

Der Minister erklärte rund heraus, daß die Mißbilligung aller Theilnahme von Seiten der Civil- und Militärbeamten an dergleichen „Nationalassociationen" offiziell ausgesprochen werden würde. Er entsetzte die, welche trotzdem dabei beharrten, ihres Dienstes und von diesem Augenblick an sah man in Gegenwart einer festen Regierungsgewalt, die entschlossen war ihre Pflicht zu thun, die öffentlichen Beamten zum Gehorsam zurückkehren und die Parteivereine sich auflösen.

Sein Werk verfolgend legte das Kabinet der Kammer einen Gesetzentwurf über die Zusammenrottungen vor, welcher zwischen bewaffneter Zusammenrottung und einer unbewaffneten Zusammenrottung unterschied, aber vorschrieb, auf die erste nach dreimaliger durch einen Polizeicommissär ausgesprochener Aufforderung auseinanderzugehen, sofort Feuer zu geben. Es war auch in der That dringend nothwendig, die Regierung in den Stand zu setzen, der sich unaufhörlich erneuenden Emeute widerstehen zu können. Diese für alle verständigen Menschen so klare Nothwendigkeit mußte um so dringlicher erscheinen, als die Jury die neunzehn Republikaner freigesprochen hatte, welche in Folge der Decemberunruhen verhaftet worden waren und unter welchen man Godefroi Cavaignac, Trélat und Guinard bemerkte. Gewiß ist, daß der Ausgang dieses Prozesses die Regierung sehr beunruhigte und befürchten ließ, daß ein Theil der pariser Bourgeoisie ihr feindlich sei und die Meinungen der Angeklagten theile, die sie auf diese Weise freisprach, denn man wußte noch nicht, bis zu welchem Punkte sie es liebte, „der Staatsgewalt eine Lection zu geben," ohne sie deswegen stürzen oder zerstören zu wollen. Auf alle Fälle konnte es zu sehr ernsten Uebelständen führen, wenn man Worte wie die folgenden von Cavaignac am 14. April 1831 ausgesprochenen ungestraft hingehen lassen mußte: „Mein Vater war einer von Denen, welche im Schooße des Nationalconvents im Angesicht des damals siegreichen Europa's die Re-

publik proclamirten. Diese Sache ist daher mit allen meinen kindlichen Gefühlen verschmolzen; die Prinzipien, welche sie in sich schließt, sind mein Erbtheil. Das Studium hat diese meinen politischen Ideen von Natur gegebene Richtung bestärkt und heute, wo sich die Gelegenheit mir endlich darbietet, beeile ich mich ein Wort auszusprechen, welches Andere verdammen. Ich erkläre ohne Affectation wie ohne Heuchelei, von Herzen und aus Ueberzeugung: Ich bin Republikaner! Ich habe mich bemüht, mir von den Thatsachen Rechenschaft zu geben, zu sehen, ob die Republik ausführbar wäre und ich habe begriffen, nicht blos, daß sie möglich, sondern daß sie auch unvermeidlich ist, daß Alles ihr entgegengehet — die Ereignisse, die Gemüther, die Dinge. Die Regierung hat selbst diese Tendenz eingeräumt. Sie hat sich anfangs für eine von republikanischen Institutionen umgebene Monarchie erklärt und obschon diese Wortverbindung eine wahrhaft monströse ist, so hat man sie doch von den Julikugeln auf den Mauern des Stadthauses eingegraben zu lesen geglaubt. Alle verständige Menschen sind nicht Republikaner im Rückblick auf Rom, auf Athen, aus Schulenthusiasmus. Das wäre zu beschränkt. Sie sind es nicht wegen der Vergangenheit, sondern wegen der Zukunft und eben weil die Zukunft ihnen gewiß zu sein scheint, conspiriren sie nicht. Was sollte es auch nützen? Wenn es in Frankreich eine Partei giebt, welche nicht conspirirt, so ist es die republikanische Partei, denn sie ist überzeugt, daß man die Ereignisse blos ihren Gang gehen zu lassen braucht. Wenn diese Partei hätte conspiriren wollen, so hätte sie es thun können. Sie hätte es in der großen Woche gekonnt und zwar im hellen Sonnenschein des Juli auf öffentlichem Markte. Sie konnte es und der Beweis davon ist, daß man mit ihr unterhandeln wollte . . ."

Es ist gewiß, daß solche Worte zünden und wenn auch nicht das Ziel, nach welchem die republikanische Partei strebte, erreichen, doch wenigstens die Aufregung der Straße erneuen und befördern konnten.

Nach ihrer Freisprechung wurden die Häupter der Angeklagten im Triumph nach Hause geleitet, eine Demonstration, welche ohne die Entfaltung einer bedeutenden Militärmacht am Tage darauf den Charakter einer ernsten Emeute angenommen haben würde. Einige Tage später wurden durch die zur Belohnung der Julikämpfer gestiftete Decoration, deren Annahme zugleich die Verbindlichkeit der Leistung eines Eids der Treue gegen den König und die constitutionellen Institutionen auferlegte, Petitionen, Proteste und Zusammenrottungen veranlaßt. Um aber nicht durch unkluges Blutvergießen eine wirkliche Insurrection herbeizuführen, ließ Marschall Lobau einige Feuerspritzen gegen die Volksmassen spielen, welche sich des Vendômeplatzes bemächtigt hatten.

Chateaubriand andererseits veröffentlichte eine Broschüre unter dem Titel: „Ueber die Restauration und die Wahlmonarchie," rief, indem er die Herzogin von Berry anredete: „Madame, Ihr Sohn ist mein König!"

und hüllte so zu sagen diese Erklärung in gewandt patriotische Worte: „Vorgebliche Royalisten trachten nur darnach, Frankreich durch Europa angegriffen zu sehen. Wohlan, der Tag, an welchem Frankreich vom Feinde angegriffen würde, wäre auch der, welcher meine Pflichten ändern würde. Ich will Niemanden täuschen. Ich werde mein Vaterland ebenso wenig verrathen als meinen Eid. Royalisten, wenn es deren giebt, die Ihr mit Euern Wünschen feindliche Bajonete herbeiruft, täuscht Euch nicht über meine Gesinnungen. Entfaltet gegen mich wieder Euern Haß und Eure Verläumdungen, für Euch bleibe ich ein Renegat, eine bodenlose Kluft trennt uns. Heute würde ich dem Kind des Unglücks mein Leben opfern. Morgen würde ich, wenn meine Worte einige Macht besäßen, sie anwenden, um die Franzosen gegen den Fremdling aufzurufen, welcher Heinrich V. in seinen Armen zurückbrächte.“ Diese Worte fanden im Süden, in der Bretagne und in der Vendée einen unermeßlichen Wiederhall.

Auf diese Weise sah sich die Regierung offen von zwei Seiten zugleich angegriffen und mußte diesem doppelten Angriff gegenüber auch doppelte Energie entwickeln. Der Stützpunkt, den sie in der Deputirtenkammer finden konnte, war nicht mehr zuverlässig genug. Diese Kammer, die durch eine gewisse Anzahl von Neuwahlen nicht hinreichend verjüngt worden war, hatte ihre moralische Kraft gänzlich verloren. Es war dringend nöthig, sie aufzulösen und einen Aufruf an das Land zu erlassen. Das Wahlgesetz war übrigens berathen und die Bestimmungen desselben erlaubten dem Ministerium, zu hoffen, daß die neue legislative Versammlung ihm von Wählern zugeschickt werden würde, die ganz von den conservativen Ideen durchdrungen wären, welche der Sieg der von ihm eingeschlagenen Politik unumgänglich erheischte. Dieses Gesetz, welches der Kammer am 6. April 1831 vorgelegt worden, konnte besonders nach der so ernsten Erschütterung der Julirevolution in der That nur günstige Resultate für die Gemäßigten hervorbringen, welche man von dieser Zeit an gewöhnlich mit dem Namen der Conservativen bezeichnete. Indem es die doppelte Abstimmung und den Wahlcensus des alten Gesetzes beseitigte, schrieb es das Prinzip der directen Wahl im Arrondissement vor, einen Census von 500 Francs Steuern um wählbar, einen Census von 200 Francs um Wähler zu sein, so wie endlich die Zulassung der verabschiedeten Offiziere und der Mitglieder der Akademie, sobald dieselben einen gewissen Abgabensatz bezahlten.

Wir müssen hier ein wenig näher auf diese Bestimmungen eingehen, nicht blos weil sie charakteristisch sind, sondern auch weil dieses Wahlgesetz während der achtzehn Jahre der Regierung Ludwig Philipp's in Thätigkeit geblieben ist.

Man weiß, daß es in der letzten Zeit die politischen Interessen einer parlamentarischen Minorität verletzte und daß einzig und allein deswegen und in der Absicht, einige Reformen darin zu bewirken, die durch diese

unfruchtbaren Reformatoren provocirte Revolution von 1848 ausbrach und sie selbst in ihrem unermeßlichen Strudel mit fortriß.

Die Kammer, welche am 20. April vertagt worden, ward am 3. Mai aufgelöst und wenige Tage darauf reiste der König ab, um einen Theil der Normandie zu besuchen, deren Städte, wie man weiß, die Julirevolution mit großem Enthusiasmus aufgenommen hatten. Mehrere Beweggründe bestimmten Ludwig Philipp diese politische Reise zu unternehmen, auf welche bald ein zweiter Ausflug in den Norden Frankreichs folgen sollte. Er wollte in persönliche Berührung mit der Bevölkerung der Departements kommen, in einigen Anreden das Regierungssystem entwickeln, welches er zu befolgen gedachte und dabei auch dem Lande beweisen, daß neben der frappanten und absorbirenden Individualität Casimir Périer's die öffentliche Aufmerksamkeit sich immer auch noch ihm zuwenden könne — eine kleine Berechnung fürstlicher Eitelkeit, welche ein genaues Studium von Ludwig Philipp's Charakter sehr leicht begreiflich macht.

Der König besuchte Rouen, Havre, das Schloß Eu, kehrte dann wieder durch die Picardie zurück, verweilte in Amiens, in Beauvais, ward überall wo er hinkam mit ungeheurem Beifall begrüßt und versäumte nicht eine einzige Gelegenheit, seine politischen Theorien vorzutragen. So antwortete er dem Maire von Havre: „Mit Vergnügen sehe ich, daß heute sich Alles wieder beruhigt. Ich hoffe, daß die Wiederherstellung der Ordnung und die strenge Handhabung der Gesetze das Vertrauen wieder beleben werden und daß das Vertrauen dem Handel wieder seinen Aufschwung und seine Thätigkeit zurückgeben wird. Ich habe Grund zu hoffen, daß der innere Frieden seine Entwickelung befestigen wird und ich werde, um dies zu bewirken, keine Bemühung unterlassen, die mit unserer Ehre und unserer nationalen Unabhängigkeit vereinbar ist. Sollten aber diese jemals angegriffen oder gefährdet werden, so würde ich die Waffen meiner Jugend wieder ergreifen und noch einmal für mein Vaterland kämpfen, wie ich schon so glücklich gewesen bin es bei Jemmappes und Valmy zu thun."

Diese Namen, Jemmappes und Valmy, welche damals in den Reden Ludwig Philipp's sehr oft vorkamen, führten ihm in der That eine der theuersten Erinnerungen seiner Jugend vor. Er wollte jene Orte wiedersehen, die im Jahre 1792 Zeugen seiner Tapferkeit gewesen und es ward eine zweite Reise beschlossen. Der König reiste am 6. Juni 1831 von Saint-Cloud ab und begab sich nach Chalons-sur-Marne und besuchte dann später die größeren Städte des nördlichen Frankreich, wie Verdun, Metz, Lüneville, Nancy, Strasburg, Besançon.

Wenn aber der Beifallsruf des Volkes ihn auf dieser neuen Reise in den durch republikanische Agitatoren heimlich bearbeiteten Departements des Nordens fast immer begleitete, so bewies ihm doch andererseits die Haltung und Sprache der Bourgeoisie, bis zu welchem Grade die Revolution und die Schwäche der Staatsgewalt die Gemüther in Bezug auf

die Attribute der Monarchie in Verwirrung gebracht hatte, denn jeder Municipalredner wollte dem Staatsoberhaupt Rathschläge für sein politisches Verhalten geben, jeder Nationalgardencommandant sprach von den wichtigen Punkten, welche in den Institutionen des Landes noch zu regeln blieben oder von einer bewaffneten Intervention zu Gunsten Polens und Italiens, und Ludwig Philipp versäumte keine Gelegenheit, um die Ordnung in den Ideen und den Anstand im Reden wiederherzustellen. In Metz sagte ein, einer sehr vorgerückten Ansicht angehörender Hauptmann der Bürgermiliz: „Wenn die Ruhe eine unerläßliche Bedingung der Freiheit ist, hat dann die Erfahrung nicht auch bewiesen, daß das sicherste Mittel, um die Ordnung zu befestigen, darin besteht, daß man die fortschreitenden Bedürfnisse der Civilisation durch liberale und populäre Gesetze befriedigt? Unter diesen Gesetzen ist das für die Zukunft Frankreichs entscheidendste das, welches die zweite Branche der legislativen Gewalt organisiren soll." — „Die bewaffnete Macht hat nicht zu berathen," unterbrach ihn der König, „sie darf sich nicht mit politischen Fragen beschäftigen; sie hat keinen Wunsch auszudrücken, keinen Rath zu ertheilen und ich darf nichts weiter davon hören."

Es ist übrigens hier der rechte Ort, zu bemerken, daß Ludwig Philipp während dieser Reise auch keine Gelegenheit versäumte, zu erklären, daß er, „was das Ausland beträfe, die Erhaltung des Friedens wünsche, ohne jedoch der Ehre und Unabhängigkeit Frankreichs etwas zu vergeben." Dies war die Sprache, welche er selbst auf dem Schlachtfelde von Valmy wiederholte. Und in der That verdunkelte sich nach der formellen Erklärung Oesterreichs, daß es „lieber in einem Kampfe als in einer Emeute umkommen wolle," der Horizont auf eigenthümliche Weise. Wir werden sogleich sehen, wie die eben genannte Macht der so ernsten und drohenden Insurrection Mittelitaliens gegenüber zu Werke gegangen war.

II.

Die Liberalen von Bologna, der Romagna, von Modena, Parma und Toscana waren übereingekommen, Bologna zum Mittelpunkt ihrer ersten insurrectionellen Bewegungen zu machen, bis die Revolution sich über alle Theile Italiens ausgebreitet haben würde. Bologna, eine Stadt von sechzigtausend Einwohnern, hatte in der That eine Garnison von nur siebenhundert Mann und konnte leicht in die Gewalt der Aufständischen fallen.

Und dennoch gelangte dieser Plan nicht zur Ausführung und zwar wegen der Hindernisse, auf welche man im Augenblick des Handelns stieß. In dem Schooße des Revolutionscomités von Bologna traten Zwistigkeiten zu Tage. Menotti, der Anführer der Patrioten von Modena, hatte Philipp

Canutti, der Advocat und Deputirter der Liberalen von Bologna war, zu wissen gethan, daß seine politischen Freunde entschlossen seien, den Aufstand am Abend des 5. Februar 1831 zu beginnen. Canutti theilte diese Notiz den Patrioten der Legation mit, indem er sie darauf aufmerksam machte, wie nothwendig es sei, die Insurrection gleichzeitig mit den Modenesern zu beginnen, um der nationalen Bewegung, die man hervorzurufen wünschte, mehr Kraft und Gewicht zu geben.

Wir haben schon gesagt, daß geheime Beziehungen zwischen Menotti und dem Herzog Franz IV. bestanden, der aber nichtsdestoweniger bis jetzt die Liberalen verfolgt hatte. Man mißtraute diesen Eröffnungen und die Revolution brach daher in den römischen Staaten nicht gleichzeitig mit der von Modena los.

Am Morgen des 3. Februar 1831 glaubte Menotti, die durch die auf Befehl des Herzogs erfolgte Einkerkerung eines Bürgers Namens Nicolao Fabbrizzi hervorgerufene allgemeine Unzufriedenheit benutzend, daß der Augenblick der Insurrection gekommen sei. Er versammelte daher in seinem Hause am Abend desselben Tages etwa dreißig Verschworene, welche mit Waffen versehen und bereit waren, den Ruf „Freiheit!“ anzustimmen, sobald die patriotischen Contingente der benachbarten Gemeinden angelangt sein würden, welchen Menotti an demselben Morgen Nachrichten zugeschickt hatte. Die Verschworenen machten sich fertig, die einen den herzoglichen Palast zu überfallen, die andern sich der vier Stadtthore zu bemächtigen.

Während sie aber so in aller Eile ihre Vorbereitungen trafen, ertheilte der Herzog von Modena seinerseits strenge Befehle, befestigte seinen Palast und versammelte seine Truppen. Bald waren es anstatt der erwarteten Patrioten die Polizei und Soldaten, welche vor dem Hause Menotti's anlangten und es umzingelten. Die Verschworenen verbarrikadirten die Thüren, schossen durch die Fenster und vertheidigten sich tapfer. Jedoch, man fuhr Geschütze auf, das Haus ward fast ganz demolirt und man machte dreißig Gefangene, unter welchen sich Menotti selbst befand. Diese Gefangenen wurden in die Kerker abgeführt und einer sehr harten Behandlung unterworfen. Später sollten sie vor eine Militärcommission gestellt werden.

Die Nachricht von diesen Vorgängen versetzte Bologna in große Aufregung. Die jungen Leute und die Studenten der Universität wollten unverweilt zu Thaten schreiten; Andere dagegen bemühten sich vielmehr, zu verhindern, daß die Bewegung von Modena sich auch sofort den päpstlichen Staaten mittheile. Sie wollten lieber temporisiren.

Erschrocken über die Aufregung, die in der Stadt herrschte, zog der Prolegat Paracciani Clarilli, Gouverneur von Bologna, die Oberbeamten der Polizei zu Rathe und diese, welche ihm die ganze Schwere der Situation begreiflich machten, forderten ihn auf, sich mit einer Art Consulta zu

umgeben, die aus Personen der vornehmsten Klassen der Bevölkerung zusammengesetzt wäre. Am Abend des 4. Februar berief daher der Prolegat den Senator Marquis von Bevilacqua Ariosti nebst vierzehn andern angesehenen Männern der Stadt zu sich. Der Polizeidirector, die Anführer der bewaffneten Macht und der Criminalassessor intervenirten ebenfalls.

Der Professor Orioli und der Senator Bevilacqua verlangten dringend, daß der Prolegat seine Gewalt in die Hände einer Bürgercommission niederlege, obschon es ihm dabei unbenommen bleiben sollte, die zur Wiederherstellung der Ruhe und Erhaltung der öffentlichen Ordnung geeigneten Maßregeln zu treffen.

Diese Rathschläge erhielten die einstimmige Billigung der Versammlung. Mittlerweile blieb der Prolegat unentschieden, als er aber das Geschrei des unter den Fenstern des Saales, in welchem die Consulta ihre Sitzung hielt, versammelten Volkes hörte, als er erfuhr, daß in verschiedenen Theilen der Stadt sich Zusammenrottungen gebildet und mehrere Schaaren von bewaffneten jungen Leuten in den Umgebungen des Palastes gezeigt hätten, unterschrieb er, obschon nur ungern, die Akte, durch welche er eine provisorische Regierung ernannte und eine Provinzialgarde von Bürgern errichtete. Die Publikation dieser beiden Decrete, welche noch am Abend des 4. Februar erfolgte, ward mit lautem Beifalle aufgenommen.

Demgemäß ward die dreifarbige Fahne auf den öffentlichen Plätzen und Gebäuden aufgepflanzt. Die Linientruppen und die Karabiniers traten auf die Seite der neuen Regierung, indem sie die dreifarbige Kokarde anstatt der päpstlichen aufsteckten. Oberst Rogani so wie einige andere Officiere, welche unter Napoleon gedient hatten, wurden zum Commando dieser Truppen bestimmt. Endlich versammelte man nach dem Rathe des Grafen Carlo Pepoli, der an der Revolution des 4. Februar großen Antheil nahm, sofort einen Kriegscomité, den er in seiner Eigenschaft als Repräsentant der Regierung selbst ernannte und der aus Grabinski, einem alten polnischen General, der sich seit mehrern Jahren nach Bologna zurückgezogen, aus dem zum Commandanten der Nationalgarde ernannten Major Barbieri und dem Inspector Gandolfi zusammengesetzt war.

Die Bewegung verbreitete sich bald weiter nach Ferrara, Imola, Ravenna, Faenza, Forli, Cesena, Rimini, Pesaro u. s. w. und überall ohne Blutvergießen. Blos in Forli fand ein theilweiser Widerstand der päpstlichen Truppen statt, doch hatte diese Demonstration keine ernstlichen Folgen.

Schon am Morgen des 5. Februar hatte die Regierung von Bologna den Advocaten Canutti als außerordentlichen Commissär nach der Grenze des Herzogthums Modena geschickt. Er sollte sich von dem wirklichen Stand der Insurrection auf diesem wichtigen Punkt überzeugen und gleichzeitig die passendsten Maßregeln ergreifen, damit das Princip der Nicht-

intervention durch die beiden aneinander grenzenden Länder respectirt würde.

In Castel-Franco angelangt, erfuhr Canutti, der den Triumph der liberalen Sache in ganz Italien eifrigst wünschte, zu seinem Schrecken, daß der verzweifelte Versuch Menotti's gescheitert und daß Menotti selbst eben so wie seine Genossen in die Gewalt des Herzogs Franz IV. gefallen war. Er unterrichtete davon sofort die neuen Behörden von Bologna, indem er sie zugleich im Namen der Humanität und der nationalen Sache beschwor, „sich nicht an eine engherzige Auslegung des Prinzips der Nichtintervention zum Nachtheil ihrer eigenen Brüder zu halten, sondern herbeizueilen, um den Modenesern eine rasche und wirksame Hülfe angedeihen zu lassen." Die Regierung aber, welche fürchtete, durch Unterstützung der Einwohner des Herzogthums den Oesterreichern einen Vorwand an die Hand zu geben, um in der Angelegenheit der Legationen zu interveniren, weigerte sich, dieser Forderung stattzugeben und rief den außerordentlichen Commissär Canutti ohne Verzug zurück.

Die insurrectionelle Bewegung pflanzte sich aber nichtsdestoweniger in den Herzogthümern Parma und Modena immer weiter fort. Franz IV. mußte, nachdem er am Morgen des 5. Februar erfahren, daß die Revolution in Bologna triumphirt hatte, an seine Sicherheit denken und am Abend desselben Tages entfernte er sich in der Richtung von Mantua, indem er Ziro Menotti mit sich fortführte.

Und am nächstfolgenden Tage flatterte die dreifarbige Fahne auf den Mauern Modena's. Die Gefängnisse wurden den politischen Gefangenen geöffnet. Die Municipalbehörden regierten die Stadt. Man errichtete eine Nationalgarde und am 9. constituirte man kraft einer von siebzig Bürgern unterzeichneten Berathung eine provisorische Regierung, die aus einem Dictator, dem Advocaten Biagio Nardi, und drei Consuln, dem Oberst Maranesi, dem Advocaten Minghelli und dem Marquis Morano bestand.

Das Beispiel Bologna's, Modena's und Reggio's ward am 10. in Parma nachgeahmt. Eine Deputation begab sich zu der Herzogin, um ihr in ehrerbietigen Ausdrücken mitzutheilen, wie nothwendig es sei, daß sie sich entferne, weil das Volk die Absicht habe, sich der großen italienischen Föderation anzuschließen und jede andere Regierung abzulehnen. Schon waren die Wagen der Herzogin eben so wie ihre Escorte bereit und da ihr nicht die Freiheit der Wahl gestattet war, so entschloß sich Marie Louise nach Piacenza abzureisen — eine Abreise, auf welche die Berufung eines aus neunzig Mitgliedern bestehenden Bürgercongresses und die Einsetzung einer provisorischen Regierung folgte.

Die Insurgenten erwarteten ähnliche Vorgänge in dem Königreich Neapel, in Toscana und in Piemont und hatten alles Mögliche gethan,

um die Flamme zu einer allgemeinen zu machen, aber diese verschiedenen Punkte der Halbinsel blieben frei von Unruhen und Krieg.

Der einzige furchtbare Feind der Insurrection war Oesterreich und in der Absicht, seine gegen sie verwendbaren Streitkräfte zu lähmen oder doch wenigstens zu schwächen, versuchten die Insurgenten auch die Lombardei zur Empörung aufzureizen. Von Bologna, welches stillschweigend als der Centralpunkt der revolutionären Regierung anerkannt ward, erließ man eine Proclamation an die Patrioten der Lombardei, in der sie aufgefordert wurden, das österreichische Joch abzuschütteln. „Mitbürger der Lombardei," hieß es in dieser Proclamation, „folgt dem Beispiele Frankreichs, zerbrecht die schimpflichen Fesseln, mit welchen die heilige Allianz Euch belastet hat. Wir waren auch Sklaven und fühlten uns elend unter dem Despotismus der Priester, aber unsere Unterdrücker waren wenigstens Italiener. Ihr seid Sklaven von Fremdlingen, welche sich an Euch bereichern und Euch mit jedem Tage unglücklicher machen. An dem Tage, wo Ihr Euch gegen sie erhebt, werden vierzigtausend unserer Patrioten abmarschiren, um Euch die Oesterreicher zermalmen zu helfen. Zaudert nicht, denn es ist Gefahr im Verzuge. Entfaltet Euern Muth, Mitbürger, und der Despotismus wird unsere schönen Länder fliehen. Unser Land, unsere Freiheit und unsere nationale Unabhängigkeit vor Allem!"

Oesterreich bedurfte nicht erst solcher Herausforderungen, um den Entschluß zu fassen, ein politisches System zu stürzen, dessen Begründung auf der südlichen Seite des Po mit der Existenz seiner eigenen Macht auf der Nordseite dieses Flusses unvereinbar war. Da es schon längst der Meinung gewesen, daß Italien einem mehr oder weniger directen Angriffe von Seiten Frankreichs ausgesetzt sei, so hatte es seit der Revolution von 1830 eine Armee von beinahe hunderttausend Mann in der Lombardei zusammengezogen. Seine Angriffsmittel waren daher furchtbar. Der Papst, die Herzogin von Parma, der verbannte Herzog von Modena, welche alle drei laut gegen die Beschlüsse der in ihren Staaten eingesetzten revolutionären Regierungen protestirt hatten, verlangten den Beistand der kaiserlichen Waffen.

Frankreich dagegen hatte erklärt, daß es nicht zugeben würde, daß die österreichischen Truppen in dem Zwiste der italienischen Fürsten und Völker intervenirten. Später behauptete allerdings das Kabinet von Paris, daß diese Erklärung ihm nicht die Verbindlichkeit auflege, materielle Maßregeln zu treffen, um diese Intervention zu verhindern. Und doch hatten die italienischen Liberalen die Sache so verstehen können. Sie zählten offenbar in diesem großen Kampfe gegen Oesterreich auf die Unterstützung und Intervention Frankreichs. Die französische Regierung aber konnte eine Armee nicht anders als über Piemont oder die Schweiz nach Italien schicken und deshalb hätte eine Invasion dieser beiden Länder den Anschein eines Angriffs auf ganz Europa gehabt.

Mittlerweile hatte sich das Fort von Saint-Léon den Liberalen ergeben. Ancona allein, welches eine zahlreiche Garnison hatte, leistete noch Widerstand. Es wollte den ersten Aufforderungen des Oberst Sercognani, der es mit einigen hundert Freiwilligen cernirte, nicht Folge leisten und capitulirte erst nach einer Blokade von mehrern Tagen. Die Garnison trat in den Dienst der neuen Regierung, der Commandant dagegen, der Legat und einige andere Beamte zogen sich nach Rom zurück.

Das päpstliche Kabinet hatte den Cardinal Benvenuti als Legat a latere in die Diöcese Osimo geschickt. Dieser Cardinal ward durch die Insurgenten verhaftet und gefangen nach Bologna gebracht. Perusa, Spoleto, Foligno und alle Städte Umbriens antworteten auf die Proclamation des römischen Hofs dadurch, daß sie das Joch der päpstlichen Regierung abschüttelten und in dem ganzen Laude volksthümliche Behörden einsetzten.

Sercognani, der nach der Occupation von Ancona zum Range eines Brigadegenerals befördert worden war, marschirte daher mit einer Abtheilung der Avantgarde auf Rom, während ihm Graf Carlo Pepoli als außerordentlicher Commissär beigegeben war. Dieses aus ungefähr zweitausendfünfhundert Mann bestehende Detachement war aus Linientruppen und mobilen Nationalgarden der verschiedenen aufständischen Provinzen zusammengesetzt und bildete eine von dem General Olivieri und durch vier Insurgentenobersten commandirte Kolonne. Die Revolution breitete sich auf diese Weise bis Fano, Ascoli, Spoleto, Terni, Narni, Otricoli aus und rückte bis an die Thore von Civita Castellana.

Fast bei allen Zusammenstößen der Liberalen mit den päpstlichen Truppen und besonders in den Affairen von Configni bei Terni, von Calvi, von Amilia, von Magliano und von Borghetto jenseits Otricoli wurden ihre Anstrengungen von dem vollständigsten Erfolge gekrönt. Binnen wenig mehr als drei Wochen hatte sich der ganze Kirchenstaat, bis auf Rom, Rietti und eine kleine Anzahl anderer Städte, der Bewegung von Bologna angeschlossen.

Die italienischen Insurgenten empfanden sehr bald das Bedürfniß, die verschiedenen freigewordenen Provinzen zu einem einzigen Staate zu vereinen und einen gemeinsamen Mittelpunkt des Handelns zu bilden, wo sich alle bis dahin zerstreuten und getheilten moralischen und materiellen Kräfte sammeln könnten. Die Städte, welche die päpstliche Autorität abgeworfen hatten, wurden demzufolge eingeladen, Repräsentanten nach Bologna zu schicken. Viele von ihnen hatten bereits ihre Abgeordneten nach dieser Hauptstadt der Insurrection entsendet, die übrigen entsprachen eifrigst und ohne Verzug der an sie ergangenen Einladung.

Hier ist der geeignete Ort, einer historischen Episode zu gedenken, deren hauptsächlichste Wichtigkeit darin bestand, daß dadurch zum ersten Mal eine Person an's Licht gestellt ward, welche in der Folge eine ganz

andere Berühmtheit erhalten sollte, als den bescheidenen aber wohlerworbenen Ruf einer unbestreitbaren Tapferkeit, der damals alleinigen Triebfeder ihres jungen Ehrgeizes und ihrer geheimen Hoffnungen. Ludwig Napoleon Bonaparte, damals zwei und zwanzig Jahr alt, bewohnte Rom mit seinem älteren Bruder Napoleon Ludwig und der Königin Hortense, seiner Mutter. Jenen edlen Regungen der Jugend folgend, welche sich oft über das Ziel täuscht und immer die Mittel versäumt, hatten sich die beiden Prinzen Bonaparte, deren Name mit den Geschicken Italiens verflochten war und die übrigens dringend aufgefordert wurden, dem Werke der nationalen Wiedergeburt ihre thätige Beihülfe zu leihen, sich mit bei dem Complott betheiligt, welches die ganze italienische Halbinsel wie mit einem Netze überzog. Gezwungen, den Agenten der päpstlichen Polizei aus dem Wege zu gehen, begaben sie sich nach Florenz, vollkommen bereit, ihren Degen dem Dienste der sogenannten Unabhängigkeit Italiens zu weihen.

Ludwig Napoleon, dessen Name hier zum ersten Male in der Geschichte erscheint, schrieb damals an seine geängstete Mutter: „Ihre Liebe wird unsern Entschluß verstehen. Wir haben Verbindlichkeiten übernommen, die wir nicht verfehlen können, zu erfüllen. Könnten wir taub bleiben gegen die Stimme der Unglücklichen, die uns rufen! Wir tragen einen Namen, der uns nöthigt, ihnen Gehör zu schenken."

Die beiden Prinzen Bonaparte bewaffneten daher eine kleine Schaar und zeigten sich während des kurzen Feldzuges der Insurrection durch ihren Muth des großen Namens würdig, den sie trugen. Ludwig Napoleon war es, der gefolgt von einer Handvoll Freiwilliger, die eine Kanone mit sich schleppten, welche der Prinz selbst bediente, bis Civita Castellana vorrückte — eine Expedition, die er auf eigene Faust unternommen, das heißt ohne Befehl des Generals Armandi, Kriegsministers der Insurgenten. Dieser letztere hatte dem Prinzen Instructionen zugesendet, um seinem Vorrücken einstweilen Einhalt zu thun und Ludwig Napoleon, welcher eingesehen hatte, daß wenn irgend ein Mittel des Gelingens vorhanden war, dasselbe darin bestand, seine Gegner durch die Schnelligkeit einer kühnen Offensive zu schrecken, zog sich entmuthigt, anfangs auf Forli, wo er das Unglück hatte, seinen Bruder zu verlieren, der durch eine Brustentzündung plötzlich diesen ersten und zu anstrengenden Kriegsdiensten entrissen ward, und dann auf Ancona zurück, wo er selbst schwer erkrankte. Wir werden sogleich weitererzählen, wie es dem Prinzen gelang, den Gefahren zu entrinnen, welche die Niederlage der Insurrection ihm ganz natürlich in dieser letztern Stadt bereitete.

Am 5. und 6. März bemächtigte sich eine von dem General Geppert befehligte Kolonne der kaiserlichen Armee des Ortes Novi, trotz des lebhaften Widerstandes der italienischen Patrioten, welche endlich der Uebermacht ihres Feindes weichen mußten.

Sei es nun aber, daß die Oesterreicher sich scheueten, so ohne Weiteres in einem Lande vorzurücken, wo die politischen Tendenzen und Neigungen der Massen noch nicht in deutlichen Umrissen hervortraten, sei es, daß sie einfach die Verstärkungen abwarten wollten, die ihnen von allen Seiten zugingen, — kurz ihre Bewegungen blieben zehn oder zwölf Tage lang gewissermaßen eingestellt. Endlich am 20. März rückten sie in zwei Hauptcorps gegen Modena, Ferrara und Bologna, welches letztere die provisorische Regierung für räthlich gehalten hatte, zu verlassen, um sich nach Ancona zurückzuziehen, sobald sie die Nachricht von der Invasion der Legationen erhalten hatte. Die Bürgergarde von Bologna, welcher der Cardinal Benvenuti anvertrauet worden, verstand sich trotz des Rathes der liberalen Behörden nicht dazu, diesen Prälaten in Freiheit zu setzen, dessen Person allerdings als Geißel dienen konnte. Der Cardinal mußte demnach dem Regierungspersonal der insurgirten Provinzen nach Ancona folgen.

Mittlerweile drohete die kaiserliche Armee, welche auf der Straße Emilia vorrückte, jeden Augenblick die schwachen und kriegsungewohnten Linien der Freiwilligen aus der Romagna zu durchbrechen. Zwei Kolonnen italienischer Truppen, welche sich vor den Oesterreichern zurückzogen, waren am Morgen des 25. März in Rimini angekommen und nachdem sie daselbst ihre Vereinigung bewirkt, zogen sie sich in guter Ordnung auf der Straße von Cattolica zurück, als ein Corps der Avantgarde des Generals Geppert, aus fünftausend Mann Infanterie und ungefähr fünfhundert Husaren mit vier Stück Geschütz bestehend, über die Brigade Olini herfiel, die sich ziemlich gut hielt, aber nach einem langen und blutigen Kampfe, dem einzigen ernsthaften Gefechte dieses Feldzugs, zerstreut ward.

Ein solches Ereigniß war entscheidend. Die liberale Regierung zögerte nicht, ein Decret zu erlassen, durch welches sie sich aufgelöst erklärte und an ihrer Stelle ein Triumvirat ernannte, welches aus dem General Zucchi, dem Grafen Pietro Ferretti von Ancona und dem Chevalier Tiberio Borgia aus Perusa bestand. Dieses Decret sollte aber nicht zur Ausführung kommen. In einen Winkel Italiens zusammengedrängt und bald von allen Seiten durch die österreichische Armee umzingelt, sahen die Insurgenten ein, daß für sie nichts mehr zu hoffen war und versuchten von der Gegenwart ihrer Geißel, des Cardinals Benvenuti, Nutzen zu ziehen. Gleichzeitig veröffentlichten sie ein Manifest, in welchem sich ihr lebhafter Unwille über die von der französischen Regierung beobachtete Haltung aussprach. Dieses Manifest lautete folgendergestalt:

„Ein durch eine große Nation proclamirtes Prinzip, welches nach dem feierlichen Versprechen dieser Nation von keiner europäischen Macht ungestraft verletzt werden sollte und die von einem Minister derselben Nation gegebene Bürgschaftserklärung hatten uns zu dem Entschlusse bestimmt, die Volkserhebung in unsern Provinzen zu unterstützen und zu fördern. Wir boten alles Mögliche auf, um die schwierige Aufgabe der Erhaltung der

Ordnung mitten unter der Unruhe einer Insurrection zu erfüllen und es gereichte uns zur hohen Befriedigung, die Revolution auf constitutionellem Wege und ohne daß ein einziger Tropfen Blut vergossen worden wäre, zu Stande kommen zu sehen. Die Verletzung dieses Prinzips aber, zu welcher die Nation, die es verkündet und verbürgt, ihre Zustimmung gab, die Unmöglichkeit, einer Großmacht zu widerstehen, deren Truppen schon einen Theil unserer Provinzen occupirten, unser Wunsch endlich, unnützes Blutvergießen zu verhindern, haben uns in Rücksicht auf das öffentliche Wohl, das oberste Gesetz eines jeden Staates, bestimmt, mit Sr. Eminenz dem Cardinal Antonio Benvenuti, Legaten a latere Sr. Heiligkeit Gregor's XVI., zu unterhandeln und die Regierung dieser Provinzen in seine Hände zurückzugeben, was unter den nachfolgenden Bedingungen angenommen worden ist."

Diese Bedingungen waren, daß kein Insurgent wegen seines früheren politischen Verhaltens an seiner Person oder in seinem Eigenthum molestirt werde; daß die römischen Unterthanen, welche den Kirchenstaat verlassen wollten, auf Verlangen innerhalb vierzehn Tagen Pässe erhalten; daß die früheren päpstlichen Beamten nicht deshalb, weil sie mit den Insurgenten gemeinschaftliche Sache gemacht, abgesetzt werden, und endlich, daß die Ausländer, welche in die Armee der Insurgenten eingetreten wären, Erlaubniß erhalten sollten, ohne weitere Behelligung das Land zu verlassen.

Cardinal Benvenuti unterzeichnete diese Bedingungen und von nun an war die Insurrection erloschen. Ihre Hauptanführer, acht und neunzig an der Zahl, wurden an Bord eines Kauffahrteischiffs gebracht, aber eine österreichische Corvette kaperte dieses Schiff und führte es nach Venedig, wo die Flüchtlinge trotz der Convention von Ancona eingekerkert wurden. Uebrigens weigerte sich auch der Papst, diese Convention zu ratificiren, indem er anführte, daß sie dem Cardinal Benvenuti, während er sich in der Macht der Rebellen befand, abgepreßt worden sei. Eine bedeutende Anzahl der letztern ward daher verhaftet und man ernannte Commissionen, um über sie abzuurtheilen. Diese Commissionen sollten sich darauf beschränken, gegen die Personen vorzuschreiten, welche angeklagt waren: 1) die Acte unterzeichnet zu haben, durch welche die provisorische Regierung von Bologna die weltliche Macht der päpstlichen Souveraine für abgeschafft erklärt hatte; 2) ihren Militäreid gebrochen zu haben, indem sie in die Reihen der Bürgergarden eintraten; 3) irreligiöse und aufrührerische Schriften verbreitet zu haben.

Gregor XVI. gewährte allen seinen nicht in die vorstehenden Kategorien inbegriffenen Unterthanen vollständige Amnestie, „in der Hoffnung, daß sie ihre Fehler bereuen und durch ihre Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl wieder gut machen würden." Die am meisten compromittirten Anführer hatten sich schon durch die Flucht den Folgen dieser Ausnahmebestimmungen entzogen. Es ward demzufolge kein Todesurtheil vollstreckt und

obschon die auf die Insurgenten bezüglichen Regierungserlasse gerade nicht ein Muster von politischer Toleranz genannt werden konnten, so kann man doch sagen, daß in diesem Falle das Verhalten des römischen Hofes den Forderungen der Mäßigung und Gerechtigkeit entsprach.

Der Prinz Ludwig Napoleon hatte sich, wie wir schon gesagt haben, nach Ancona zurückgezogen. Hier, wo er krank und moralisch und physisch niedergeschlagen verweilte, fand sich auch die Königin Hortense ein, welche von nun an ihre ganze mütterliche Zärtlichkeit diesem von der Vorsehung noch zu großen Dingen ausersehenen Haupte widmen sollte. Die Oesterreicher rückten indeß der Stadt immer näher, bald besetzten sie dieselbe und es galt nun, vor den Augen Aller die Anwesenheit dieses Sohns zu verbergen, den die politische Verfolgung sofort zu ihrem Opfer ausersehen haben würde. Man verbreitete das Gerücht, daß es Ludwig Napoleon gelungen sei, zu entkommen, daß er auf dem klassischen Boden Griechenlands ein Asyl gefunden, und mit Hülfe eines englischen Passes und einer gut gewählten Verkleidung konnten Mutter und Sohn Italien durchreisen und nahmen ihren Weg nach Frankreich, trotz der Verbannungsgesetze, welche damals noch sämmtliche Mitglieder der Familie des Kaisers Napoleon von dem französischen Boden exilirten.

In Paris angelangt, nahmen die Königin Hortense und der Prinz ihre Wohnung in dem Hotel de Hollande, Rue de la Paix, nicht weit von der Säule, die schon am andern Tage, dem Jahrestage des 5. Mai, Todestag des großen Kaisers, mit Blumen bekränzt ward. Die Erinnerungen an eine ruhmreiche Zeit hatten stets die Macht, die pariser Bevölkerung in hohem Grade aufzuregen. Ludwig Napoleon konnte sich hiervon selbst überzeugen, denn die Vivatrufe der begeisterten Menge drangen bis zu seinen Ohren und wer weiß, ob nicht später die Erinnerung an diese Volksscenen Einfluß auf seine Entschlüsse übte und ihn zu seinen kühnen Unternehmungen veranlaßte.

Doch, wie dem auch sein mochte, das Julikönigthum erschrak über die bonapartistischen Demonstrationen. Es begriff ohne Zweifel, wie sehr die Napoleonische Größe seinen revolutionären Ursprung herabsetzte. Die Königin Hortense hatte an Ludwig Philipp geschrieben, um ihn von ihrer Anwesenheit in Paris zu unterrichten und ihn um die Erlaubniß zu bitten, in dieser Hauptstadt bis zur gänzlichen Wiedergenesung des Prinzen verweilen zu dürfen. Casimir Périer begab sich sofort nach dem Hotel de Hollande. „Mein Herr," sagte sie zu ihm, „ich hatte nur ein Mittel, meinen Sohn zu retten; es bestand darin, nach Frankreich zu kommen. Ich bin gekommen; ich kenne wohl die Gefahr, der wir uns aussetzen. Mein Leben und das meines Kindes sind in Ihren Händen; nehmen Sie es, wenn Sie es wollen." Und der Kabinetspräsident antwortete, wenn die Königin sich dazu verstünde, ein strenges Incognito zu bewahren, so könne er ihr im Namen des Königs Ludwig Philipp die Erlaubniß versprechen, eine Woche

lang in Paris sich aufhalten zu dürfen, um dem Prinzen Zeit zu geben, sich wieder zu erholen.

An demselben Abend aber erfolgten die schon vorhin erwähnten Demonstrationen auf dem Vendômeplatze und auf den Boulevards. Casimir Périer erklärte, nochmals vom König Ludwig Philipp abgeschickt, der Königin Hortense, er fürchte, daß man ihre Anwesenheit entdecken werde, weshalb er sie im Namen des Königs ersuchen müsse, Paris augenblicklich zu verlassen. Ludwig Napoleon ward in seinen Wagen getragen und reiste krank nach England ab, aber sein Geist und sein Herz nahmen in ihren geheimsten Tiefen eine kostbare Ernte von Hoffnungen mit — die Erinnerung an jene enthusiastischen Acclamationen, die er in Paris vernommen.

Einige Monate später und nachdem er mit großer Aufmerksamkeit alle jene großen Etablissements besucht, welche den Reichthum und den Ruhm Englands ausmachen, nahm der Prinz, fortwährend in Begleitung der Herzogin von Saint-Leu, welchen Namen die Königin Hortense bekanntlich angenommen, seinen dauernden Aufenthalt in Arenenberg, einem stillen, ruhigen Asyl an den Ufern des Bodensees. Aber Ruhe und Zurückgezogenheit schienen für Ludwig Napoleon nicht möglich zu sein. Sein Geschick schien bereits auf verhängnißvolle unerbittliche Weise der Geschichte anzugehören. Kaum war er in Arenenberg angekommen, so erhielt er einen von den berühmtesten Namen des insurgirten Polens unterzeichneten Brief. In diesem Briefe kam folgende Stelle vor:

„Wem könnte die Führung unsers Unternehmens besser anvertraut werden als dem Neffen des größten Helden aller Jahrhunderte? Ein junger Bonaparte, der mit der dreifarbigen Fahne in der Hand in unseren Ebenen erschiene, würde eine Wirkung hervorrufen, deren Folgen nicht zu berechnen sind. Kommen Sie daher, junger Held, Hoffnung unsers Vaterlandes, vertrauen Sie den Wogen, welche ihren Namen kennen werden, Cäsar's Glück und, was noch höhern Werth hat, die Geschicke der Freiheit an. Die Dankbarkeit ihrer Waffenbrüder und die Bewunderung der Welt wird Ihr Lohn sein.“ Dieser Brief war vom 21. Aug. 1831 datirt.

Dies hieß mit andern Worten eine Krone anbieten, aber — es ist dies eine merkwürdige historische Thatsache, der Prinz antwortete wie in prophetischem Geiste: „Vor allen Dingen gehöre ich Frankreich an und übrigens werde ich der heiligen Sache Polens wirksamer dienen, wenn ich als Freiwilliger an Ihrer Seite kämpfe.“ Und nach Verlauf einiger Wochen stand er in der That im Begriff, seinen Degen der von Allen verlassenen polnischen Sache zu widmen, als er erfuhr, daß es nun zu spät sei.

III.

Die Tage des Waffenstillstandes und der Erholung, welche vor den entscheidenden Stunden des letzten Kampfes verflossen, wurden von der polnischen Regierung benutzt, um sich im Innern zu stärken und nach außen die unumgänglich nöthige Unterstützung zu suchen, welche vielleicht durch ihre in der letzten Zeit errungenen Siege ermuthigt ward. Preußen und Oesterreich aber hatten gleich von Anfange dieses Kriegs an durch formelle Schritte erklärt, daß sie die Sache Rußlands als die ihrige betrachteten und eine Art Sanitätscordon ward durch die beiden Mächte gegen die Tendenzen der polnischen Revolution hermetisch aufrechterhalten.

Was Frankreich betraf, so haben wir schon gesagt, daß seine neugeborene Regierung, in den Windelbändern einer friedlichen Zauderpolitik befangen, dem unglücklichen Polen, welches von ihr den Beistand ihrer Soldaten verlangte, nur die Intervention ihrer Diplomaten gewähren konnte. Polen konnte daher, wie ein von den Jägern umringter verwundeter Löwe in seinem langsamen Todeskampfe noch zahlreiche Feinde niederschlagen, aber sein Fall war nichts desto weniger klar vorauszusehen und seine unbefangensten Vertheidiger hatten schon begriffen, daß es sich für sie nur noch darum handele, ruhmvoll zu sterben zu wissen.

Man hat gefragt, ob es zu jener Zeit des Krieges für Polen noch möglich gewesen wäre, mit dem Kaiser zu unterhandeln und ehrenvolle Zugeständnisse zu erlangen, welche seine Existenz als Königreich gesichert hätten? Wir beantworten die Frage verneinend. Seit dem von dem Reichstage begangenen großen Fehler, die Dynastie der Romanoffs für abgeschafft zu erklären, war der Kampf der beiden Völker ein Kampf auf Leben und Tod geworden und der Czar konnte selbst nicht mehr daran denken, dem Kampfe, der mit jedem Tage furchtbarer und grimmiger ward, durch Unterhandlungen Einhalt zu thun.

Welches ernste Gewicht hatten übrigens auch einige Siege, welche doch auch die Sieger auf nicht wieder zu ersetzende Weise decimirten? Ein ruhmreicher Untergang bleibt doch immer ein Untergang. Auch die Hoffnung, welche Fürst Czartoryski auf die Unterhandlungen mit den Kabineten von Paris und London gesetzt, sollte bald entschwinden und eine große Anzahl hoher polnischer Beamter träumte nur von den constitutionellen Freiheiten des Vertrags von 1815. Weiter ging ihr Ehrgeiz nicht und schon war es selbst dazu zu spät. Man versichert, daß der General Skrzynecki selbst, ehe er, wie wir gleich sehen werden, zum Obercommando der Armee gelangte, eine Unterredung mit Diebitsch nachgesucht hatte. Der Feldherr aber beharrte bei seinem System der Unzugänglichkeit, welches sich auf den unbeugsamen Willen des Czars gründete.

Am 26. Februar 1831 legte Fürst Radziwill bescheiden die ihm anvertrauete Charge eines Generalissimus, die er nur mit Widerwillen angenommen, nieder. Die militärischen Ereignisse nahmen in der That eine solche Entwickelung, daß es hinfort einer nicht blos festen, sondern auch im höchsten Grade erfahrenen Hand bedurfte, um sie zu leiten. Wer aber sollte der Nachfolger des Fürsten sein? Skrzynecki, Prondzynski, Pac und Krukowiecki konnten Ansprüche auf diesen hervorragenden Posten geltend machen. Skrzynecki, der Held der Schlacht bei Grochow, trug den Sieg über seine Nebenbuhler davon und die Stimmen des Reichstages bekleideten ihn mit der erforderlichen Vollmacht. Prondzynski ward ihm als Generalquartiermeister der Armee beigegeben.

In Paris und London hatten sich Comités gebildet, um faktisch oder von Rechtswegen diese Unabhängigkeit Polens anzuerkennen, welche jeder Kampf, Sieg sowohl als Niederlage, immer mehr zu gefährden schien. Ihre Thätigkeit hatte sich, in Folge der thätigen Schritte der republikanischen Partei, weiter ausgebreitet und zum Unglück für die polnische Sache schien diese Partei sie ausschließlich unter ihren Schutz gestellt zu haben. Geldunterstützungen und theilnahmsvolle Adressen waren die einzige materielle Folge der Errichtung dieser Comités, die in Frankreich vorzüglich von Lafayette protegirt wurden, der es mehrmals über sich nahm, die von diesen Comités verfaßten Petitionen der Deputirtenkammer zu überreichen.

Dieser unregelmäßigen Situation gegenüber blieb die Politik der französischen Regierung dieselbe und ohne seinen Bevollmächtigten Graf Mortemart von Petersburg zurückzurufen, konnte König Ludwig Philipp auch in der That nicht die kühne Bahn betreten, welche die polnische Partei ihm vorzeichnete. Die Insurrectionsregierung ihrerseits erließ an ihre Agenten im Auslande ein Circulär, welches auf folgende Weise abgefaßt war: „Werden die civilisirten Nationen noch lange unbewegliche Zuschauer dieses Kampfes zwischen der Ungerechtigkeit und Gewalt auf der einen und dem Rechte auf der andern Seite bleiben? Oder wollen sie vielleicht selbst uns zwingen, wieder unter ein Joch zurückzukehren, welches, auch wenn es nicht schimpflich wäre, doch schon durch seine Barbarei unerträglich sein würde? Bedürfen sie neue Beweise von der Unvereinbarkeit, welche Polen fortan von Rußland trennt? Die gegenwärtigen Maßregeln verrathen genugsam die Behandlung, welche der Kaiser den Bewohnern seines ehemaligen Königreichs Polen zugedacht hat, wenn nach einem langen und verzweifelten Kampfe die Massen Rußlands uns endlich zu Boden geworfen haben werden. Die Bevölkerung dieses unglücklichen Landes muß sich dann auf nichts Geringeres gefaßt machen, als auf eine gänzliche Erneuung. Die diplomatischen Noten, die, so lange der Kampf zweifelhaft ist oder wenn unsere Waffen siegen, von so großem Gewicht sein könnten, werden dem Sieger der Polen gegenüber ohnmächtig sein. Wenn aber die Russen die sämmtlichen Grenzen Europas mit Militärcolonien bedeckt haben werden,

dann vielleicht, aber zu spät, wird es einsehen, daß die einfachste Politik eben sowohl als die strengste Gerechtigkeit ihm es zur Pflicht machten, die Anstrengungen unserer heldenmüthigen Armee zu unterstützen. Wenn die Cabinete in dem engen Gleise der Vergangenheit bleiben, wenn sie sich darauf beschränken wollen, die Bedingungen des Wiener Vertrags zu beobachten, nun wohlan, so sichert dieser Vertrag allen Polen die Erhaltung ihrer nationalen Institutionen zu. Man kann es nicht oft genug wiederholen, die europäischen Mächte müssen sich wohl hüten zu warten, bis die Gewalt oder das Loos der Waffen eine für die Geschicke und Civilisation Europa's so ernste Frage entscheide. Sie müssen sich hüten, sich dem Zufalle preiszugeben und sich vielmehr beeilen, durch eine allgemeine Vermittelung dem Rechte die Hand zu reichen und einem Vertilgungskriege Einhalt zu thun, welcher den Augen der Welt die Gräuelscenen der barbarischsten Zeitalter vorzuführen drohet."

In der französischen Deputirtenkammer rief nach den neuen Wahlen und während der Discussion der Antwortadresse auf die Thronrede Lafayette: „Polen hat sich unabhängig erklärt, es hat dasselbe gethan, was Belgien gethan hat, was vor längerer Zeit die Vereinigten Staaten gethan haben. Es hat eine selbstgewählte Regierung eingesetzt. Lassen wir, meine Herren, uns nicht durch ungroßmüthige Ideen Stillstand gebieten; geben wir Polen nicht preis, wenn seine Gefahren sich vermehren. Zum dritten Male fühle ich mich glücklich, auf dieser Rednerbühne sagen zu können, Polen wird nicht untergehen!"

Und General Sebastiani, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, antwortete dem General Lafayette: „Man verlangt von uns die sofortige Anerkennung Polens und man sagt uns, daß diese Anerkennung den Krieg nicht herbeiführen werde, daß man damit nur dem Wunsch der Polen selbst willfahre und dem Verlangen genüge, welches im innersten Herzen aller Franzosen lebt. Man hat eingewendet, daß die Intervention in der Frage des amerikanischen Krieges dem Vertrag vorausgegangen sei, aber man hat vergessen, daß eben diese Anerkennung es war, was den Krieg herbeiführte. Und in welcher Lage befanden sich die Dinge damals? Amerika hatte keine Nachbarn, Amerika hatte nur für eine einzige Macht — England — Interesse. Keine durch ihre Seemacht nur einigermaßen wichtige Regierung konnte in diesem Kampfe interveniren, ohne die Verbündete Frankreichs zu werden. Spanien befand sich in diesem Falle. Wohlan, offenbar wird das, was Sie für Polen thun wollen, ganz dasselbe Resultat herbeiführen — den Krieg."

Zu dieser Zeit war Graf Walewski bei den Kabineten von Paris und London mit einer Mission der Insurrectionsregierung beauftragt, die einen Augenblick lang die Hoffnung gehegt hatte, Oesterreich seine Zustimmung zu der Wiederherstellung der polnischen Nation unter der Bedingung zu geben, daß ein österreichischer Prinz auf den polnischen Thron gelangte.

Frankreich wies die Eröffnungen, die ihm in diesem Sinne gemacht wurden, nicht zurück, aber es wünschte, ehe es etwas unternähme, daß England mit ihm übereinstimmte und Lord Palmerston ward daher um seinen Rath angegangen.

In diesem Augenblicke ward der Vertrag in Bezug auf Belgien, welcher den Namen des Vertrags der achtzehn Artikel erhielt, von dem belgischen Congreß sehr kalt aufgenommen. Die Wahl des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg konnte gefährdet sein und Lord Palmerston, bei welchem man geltend machte, daß die in dem Congreß ziemlich zahlreiche katholische Partei sehr warm mit der polnischen Sache sympathisire, sprach anfangs einige nicht abgeneigte Worte, wollte sich aber zu nichts verbindlich machen. Der polnische Agent Zaluski begab sich nun nach Brüssel, that zahlreiche Schritte bei den katholischen Deputirten und trug in seinem Wirkungskreis sehr viel zur Annahme jenes Vertrags bei. Das Kabinet von London hatte sich aber officiell zu nichts verbindlich gemacht, und als Talleyrand als französischer Gesandter Lord Palmerston die auf die Angelegenheiten Polens bezügliche Note überreichte, antwortete der englische Diplomat: „Der Unterzeichnete hat zur Antwort auf die Note, die ihm der Gesandte Frankreichs zugestellt, um die britische Regierung aufzufordern, in Uebereinstimmung mit Frankreich in den Angelegenheiten Polens durch eine Vermittelung zu interveniren, die den Zweck hätte, dem Blutvergießen Einhalt zu thun und Polen eine politische und nationale Existenz zu sichern, die Ehre, Sr. Excellenz dem Fürsten von Talleyrand zu melden, daß trotz aller Wünsche, welche der König von Großbritannien haben könnte, um mit dem König der Franzosen sich über jeden Schritt zu vereinbaren, der den Frieden Europas befestigen kann, und ganz besonders um dem Vertilgungskriege Einhalt zu thun, dessen Schauplatz Polen gegenwärtig ist, gleichwohl Seine Majestät sich genöthigt sieht, zu erklären:

„Daß eine blos diplomatische Vermittelung in Anbetracht des gegenwärtigen Standes der Ereignisse unfehlbar von Rußland zurückgewiesen werden würde, und zwar um so mehr, als das Kabinet von St.-Petersburg die ihm in dieser Beziehung durch Frankreich gemachten Anerbietungen dieser Art bereits verworfen hat, so daß folglich die Intervention beider Höfe, um wirksam zu sein, auf eine solche Weise stattfinden müßte, daß sie im Ablehnungsfalle mit Nachdruck unterstützt werden könnte.

„Der König von England aber glaubt diese letztere Alternative auf keine Weise annehmen zu dürfen. Der Einfluß, welchen der Krieg auf die Ruhe der andern Staaten haben kann, ist nicht von der Art, daß er diese Schritte nöthig machen müßte, und die offenen und freundschaftlichen Beziehungen, welche zwischen dem Hof von Petersburg und Sr. Majestät bestehen, erlauben ihr nicht, sie zu gefährden. Se. britische Majestät sieht sich daher genöthigt, den ihr durch Se. Exc. den Fürsten von Talleyrand in seiner Note vom 20. Juni gemachten Antrag abzulehnen, denn sie ist der Ansicht, daß

die Zeit noch nicht gekommen ist, um mit Erfolg etwas gegen den freien Willen eines Souverains zu unternehmen, dessen Rechte unbestreitbar sind."

Die polnische Regierung hatte daher von allen Schritten der Diplomatie nichts mehr zu hoffen. Wenn für sie noch irgend eine Möglichkeit der Rettung vorhanden war, so mußte sie dieselbe nothwendig von den Waffen erwarten.

Nach einer vergeblichen Diversion des Generals Dwernicki gegen Volhynien und Podolien, welche Provinzen er zu insurgiren hoffte, wo aber einige vereinzelte Erhebungen zu keinem ernsten Resultat führten, nach den Schlachten bei Dembe und Iganie, in welchen Polens Blut in Strömen floß, ohne daß dadurch sein Fall nur um einen einzigen Augenblick verzögert worden wäre, hatte der Generalissimus Skrzynecki, dessen Zaudern in Warschau durch die Bewegungspartei bitter getadelt ward, beschlossen, vor allen Dingen die Fehler wieder gut zu machen, die man ihm zum Verbrechen anrechnete.

Die russische Garde stand zwischen dem Bug und dem Narew, ungefähr zwanzig Stunden von dem Hauptquartier des Feldmarschalls Diebitsch. Unter den Befehlen des Großfürsten Michael stehend, zählte sie wenigstens zwanzigtausend Mann und bildete eine Elite, deren unerwartete Niederlage in ganz Europa eine ungeheure Sensation hervorgerufen haben würde. Oft hatte Prondzynski den Generalissimus aufgefordert, die bewundernswürdige Taktik des Kaisers Napoleon nachzuahmen, nämlich jedes der russischen Armeecorps einzeln mit seiner gesammten Macht anzugreifen, und allerdings bot sich jetzt die günstigste Gelegenheit dar, um die auf einem von dem russischen Hauptquartier ziemlich entfernten Punkte gruppirte kaiserliche Garde zu vernichten. In diesem Falle würde sodann General Chlopicki die lithauische Insurrection mit Hülfe seiner Cavallerie und eines ziemlich zahlreichen Corps von Instructionsunteroffizieren aufrecht erhalten und disciplinirt haben.

Skrzynecki rückte daher am 16. Mai an der Spitze von sechsundvierzigtausend Mann und hundert Geschützen aus seinem Lager bei Kaluszin. General Uminski sollte mit einigen Regimentern Diebitsch gegenüber bleiben, um die Bewegung der polnischen Armee zu maskiren. Skrzynecki hatte in der That gehofft, den Angriff, den er auf die kaiserliche Garde zu führen gedachte, mit der Behauptung seiner Position in Einklang zu bringen. Mittlerweile waren die Garden dem polnischen Generalissimus entgegenmarschirt. Anstatt kräftig die Offensive zu ergreifen und dieses auserlesene Corps an der Spitze seiner vereinigten Streitkräfte anzugreifen, glaubte Skrzynecki einen Angriff auf die kleine Stadt Ostrolenka machen zu müssen, die von siebentausend Mann unter dem Commando des Generals Sacken besetzt war, um sich den Rückzug auf Warschau zu sichern. General Sacken gelang es nach einer kräftigen Vertheidigung, sich mit der kaiserlichen Garde zu vereinigen, zu deren Beistand der Feldmarschall Diebitsch,

sobald er von dem Marsche der polnischen Armee unterrichtet ward, herbeieilte, nachdem er den General Lubienski geworfen.

Am Morgen des 25. Mai rückte die gesammte russische Armee gegen Ostrolenka vor, wohin sich der russische Generalissimus mittelst einer concentrischen Rückzugsbewegung bei Annäherung des von Diebitsch commandirten Armeecorps begeben hatte.

Von acht Uhr Morgens an erschien die russische Armee auf den benachbarten Straßen und rückte auf die von Sümpfen durchschnittene Ebene, welche sich vor der kleinen Stadt Ostrolenka hinzieht. Die Divisionen der Generale Lubienski und Kaminski standen in dieser Ebene und wurden zuerst angegriffen. Sie kämpften lange und muthig, aber die russische Armee, die sich immer mehr deployirte, rückte unwiderstehlich vor und ihre beiden Flügel droheten die Polen gänzlich und unrettbar einzuschließen. Letztere mußten sich daher auf Ostrolenka zurückziehen. Die Cavalerie Lubienski's eröffnete die Bewegung und die Infanterie folgte langsam, indem sie von Zeit zu Zeit Halt machte, um durch ein wohlunterhaltenes Feuer die unaufhörlichen Angriffe der Kosaken zurückzuscheuchen.

Dennoch drangen die Russen gleichzeitig mit dieser polnischen Infanterie in Ostrolenka ein. Skrzynecki, der mit dem größten Theile seiner Streitmacht auf dem rechten Ufer der Narew stand, mußte sich ihnen entgegenwerfen. Eine unbeschreibliche Unordnung herrschte in der Stadt, deren Straßen durch umgestürzte Wagen wie durch Barrikaden versperrt waren. Die Russen hatten die waldigen Anhöhen, welche das linke Ufer des Flusses beherrschen, mit achtzig Stück Geschütz besetzt und das Feuer dieser furchtbaren Artillerie begann die Häuser von Ostrolenka in Flammen zu setzen. Skrzynecki stürzte sich auf ihre Kolonnen, denen es gelungen war, über die Brücke zu dringen. Er führte selbst nach der Reihe alle seine Bataillone gegen den Feind. Kaminski fiel tödtlich verwundet. Langermann ward bei diesen wüthenden Angriffen, die bald zu einem furchtbaren Handgemenge führten, ein Pferd unter dem Leibe erschossen. Man kämpfte Mann gegen Mann, am häufigsten mit blanker Waffe, und beinahe dreihundert polnische Offiziere fanden in diesem erbitterten Kampfe den Tod. Endlich nach einem siebenstündigen Kampfe, nach einem Angriff, wo die polnischen Uhlanen in die sumpfigen Stellen der Ebene gedrängt und fast ganz vernichtet wurden, ward Diebitsch's Armee über ein Gebirge von Leichen hinweg auf das linke Ufer der Narew zurückgeworfen und das mit Blut getränkte Terrain blieb in der Gewalt der Polen. Es war ein trauriger, schmerzlicher Sieg, der ihnen zu theuer zu stehen kam, als daß sie Nutzen davon hätten haben können. Mehr als siebentausend der Ihrigen bedeckten dieses unfruchtbare Schlachtfeld.

Am andern Tage versammelte Skrzynecki einen Kriegsrath und beschloß nach langer Berathung der Anführer der Insurrectionsarmee den sofortigen Rückzug nach Warschau. Lubienski sollte den Rückzug decken und

Gielgud's Corps, zwölftausend Mann stark, welche der Fluß von dem Hauptcorps der polnischen Armee trennte, erhielt Befehl, sich nach Lithauen zu werfen.

Diebitsch seinerseits, welcher den ungeheuern Fehler begangen hatte, der nur schwach bedrohten kaiserlichen Garde zu Hülfe zu eilen, anstatt die Entfernung des Generalissimus zu benutzen, um auf das von jeder Vertheidigung entblößte Warschau zu marschiren, Diebitsch, sagen wir, verfolgte die polnische Armee nicht, wie er doch bei der zahlreichen Streitmacht, über die er noch verfügte, so leicht hätte thun können. Entmuthigt zog er sich ohne Weiteres in sein Lager bei Pultusk zurück, wo fast unmittelbar darauf die Cholera eine grausame Verheerung anrichtete. Graf Orloff, Adjutant des Kaisers, ward hierauf von diesem mit einer Mission an die Armee beauftragt. Es handelte sich darum, dieser Armee, deren moralischer Muth bedeutend gesunken war, das Selbstvertrauen wiederzugeben und bei dem Feldmarschall einen Eifer anzuregen, den die ersten Schwierigkeiten dieses Feldzugs in Muthlosigkeit verwandelt zu haben schienen.

Die Tage des alten Kriegers aber waren gezählt. Ein heftiger Choleraanfall warf ihn plötzlich in Folge eines Banketts am 10. Juni 1831 nieder und am Tage darauf übernahm General Toll provisorisch das Commando der russischen Armee. Einige Tage später, am 29. Juni, ereilte der Tod auch den Großfürsten Constantin, der sich eben auf dem Wege nach Petersburg befand und dem seine Begleiterin, die Herzogin von Lowicz, schon nach Verlauf weniger Monate in das Grab folgen sollte.

Wie groß auch die Bedeutung eines solchen Ereignisses war, so ging es doch beinahe unbemerkt unter der allgemeinen Spannung vorüber, mit welcher Aller Blicke sich den Schlachtfeldern zuwendeten, auf welche Polen seine letzten Legionen führte. Uebrigens schien auch die politische und militairische Rolle des Cäsarowitsch beendet, seitdem er sich von Warschau entfernt hatte.

Feldmarschall Paskiewitsch-Eriwanski ward nun vom Kaiser zum Obercommandanten der gegen Polen entsendeten Armee ernannt. Am 24. Juni 1831 langte er im russischen Lager an. Von nun an sollte ein Angriffskrieg auf einen Vertheidigungskrieg folgen und trotz alles ihres Heldenmuthes mußte die polnische Insurrection in einem Kampfe unterliegen, wo die Macht und die Geschicklichkeit gegen sie im Bunde waren. Indessen hatte sie doch gesucht, eine Diversion in Lithauen zu Stande zu bringen. Die Generale Dembinski, Gielgud, Chlapowski hatten sich an der Spitze eines Corps von zwölftausend Mann und einigen Geschützen in diese Provinz geworfen und durchzogen sie nach allen Richtungen, eben so wie Samogitien, und bemüheten sich, hier das Feuer der Insurrection zu schüren, welches der empörungslustige Adel entzündet hatte.

Es dauerte nicht lange, so bemächtigte sich der Insurgenten eine tiefe Entmuthigung, welche durch den Mangel an gutem Einvernehmen, der un-

ter den polnischen Generalen herrschte, nothwendig vermehrt werden mußte. Von diesem Augenblick an hörte der Kampf in Lithauen auf, ernsthaft zu sein. Und dennoch hatte ihn der Adel mit jenem ohne Zweifel unüberlegten aber poetischen Enthusiasmus begonnen, welcher die junge Gräfin Emilie Plater, eine zwanzigjährige Heldin, mitten in die Kämpfe führte!

Was General Dembinski betraf, so gelang es ihm nach einem langen, mühevollen und oft durch Gefechte unterbrochenen Rückzuge die undurchdringlichen Einöden des Bialowitzer Waldes zu gewinnen und am 3. August 1831 zog er mit den Trümmern seiner decimirten Legionen wieder in Praga ein.

Kehren wir jetzt nach Warschau zurück. Nach der Schlacht bei Ostrolenka hatte Fürst Czartoryski den Rath der Quintumvirn zusammenberufen, um ihm die Depeschen mitzutheilen, die er soeben von dem Generalissimus erhalten. Die Majorität des Rathes entschied, daß Skrzynecki, weit entfernt, die Verantwortlichkeit für die Verluste der Armee und das Unglück des Vaterlandes zu tragen, im Gegentheil als sehr verdienstvoll um die Sache der Nation betrachtet werden müsse. Eine Deputation ward beauftragt, ihm entgegenzugehen und ihm Glück zu wünschen — eine alterthümliche Ehrenbezeigung, die ein ganz anderes Resultat davon haben konnte als das, welches man erwartete. Der Generalissimus schien in der That von dieser Huldigung wie berauscht zu sein. Er wollte die eingeführte Regierungsform stürzen und verlangte die Errichtung einer Dictatur. Mit einer schwachen Majorität ward das Quintumvirat aufrecht erhalten, aber seine moralische Autorität war von nun an vernichtet.

Unzufrieden mit diesem unvollkommenen Triumphe, suchte der General einen andern, in der Absicht, sich die Massen geneigt zu machen. Das russische Corps des Generals Rüdiger hielt die Woiwodschaft Lublin besetzt. Er faßte den Entschluß, es zu vernichten. Unglücklicherweise machte in dem Augenblick, wo er an der Spitze der Reserve gegen die Russen rückte, während General Jankowski Befehl erhielt, ihnen in die Flanke zu fallen, ein durch Skarzynski gegebener blinder Allarm den Generalissimus glauben, daß Warschau bedroht sein könne, was ihn bewog, sofort wieder über die Weichsel zu gehen. Jankowski machte nun allein einen hoffnungslosen Angriff. Das Glück war offenbar von Polens Seite gewichen.

Mittlerweile ward das Volk von Warschau, welches durch die Erklärungen der Anführer aufgeregt worden, das Volk, welches die Truppen Jankowski's unzufrieden und gedemüthigt wieder in die Vorstädte einrücken sah, immer erbitterter über das, was man wüthend einen schändlichen Verrath nannte. Der über diese plötzliche Aufregung erschrockene Generalissimus versprach über die Generale, die ihren Pflichten untreu geworden seien, ein strenges Gericht ergehen zu lassen, und da Jankowski erklärte, daß, da er den ausdrücklichen Befehl erhalten habe, zum Rückzuge blasen zu lassen, die ganze Verantwortlichkeit für diese incriminirte Thatsache nothwendig auf

Skrzynecki zurückfallen müsse, so legte der Generalissimus, um der Aufmerksamkeit der Volkswuth eine andere Richtung zu geben, der anonymen Anzeige von einem Complott, die ihm kürzlich zugegangen war, eine Wichtigkeit bei, die er ihr bis jetzt versagt hatte. Zwei Generale, Hurtig und Salacki, ein Oberst, der russische Kammerherr Fanshawe und einige andere Personen wurden auf seinen Befehl verhaftet. Das erbitterte Volk verlangte ihren Tod. Man versprach, die Verräther binnen vierundzwanzig Stunden richten zu lassen und dem Landboten Roman Soltyk, welcher bei den Massen in Gunst stand, gelang es glücklich, wiewohl mit Mühe, sie zu beschwichtigen.

Während so mit allerhand zwecklosen Agitationen Zeit und Kräfte verschwendet wurden, rückten achtzigtausend Mann Russen mit dreihundert Geschützen unter dem Commando des Feldmarschalls Paskiewitsch gegen die Mauern Warschaus vor. Der Plan dieses Kriegsmannes war von dem seines Vorgängers wesentlich verschieden. Er wollte die untere Weichsel erreichen, indem er durch die Woiwodschaft Plock marschirte und seine Operationslinie auf das linke Ufer des Flusses verlegen. Es war dies ein geschickter, aber kühner Plan, der ihm erlaubte, Warschau von der verwundbarsten Seite anzugreifen. Alle Vertheidigungsmaßregeln des polnischen Generalissimus wurden durch dieses kecke Manöver des furchtbarsten Feindes, den Polen bis jetzt zu Gesicht bekommen, mit einem Schlage über den Haufen geworfen.

Am 1. Juli 1831 richtete der Reichstag auf Antrag des Landboten Szaniewski an die Executivgewalt den Befehl, das Vaterland in Gefahr zu erklären und zu einer Aushebung in Masse zu schreiten, die Alles umfassen sollte, was eine Muskete tragen könnte. Die Regierung erließ demgemäß die folgende feurige Proclamation an das Volk:

„Im Namen Gottes und der Freiheit, im Namen der zwischen dem Leben und dem Tode schwebenden Nation, im Namen der Könige und der Helden Eurer Ahnen, die auf den Schlachtfeldern für die Unabhängigkeit Europas gefallen sind, im Namen der künftigen Generationen, welche Eure Schatten zur Rechenschaft für ihre Sklaverei ziehen werden, im Namen der Völker, die ihre Augen auf Euch gerichtet halten, Polen, erhebt Euch in Masse!“

Das polnische Vaterland war allerdings schwer bedroht und niemals hatten größere Gefahren darüber geschwebt, denn nicht blos rückte die russische Armee mit ihren furchtbaren Massen immer näher heran, sondern Graf Orloff hatte mit seiner Mission in Preußen vollständig reussirt und konnte dem Kaiser die offensive und defensive Unterstützung des Kabinets von Berlin zusichern. Königsberg und Danzig sollten nicht blos dem Proviant, sondern auch den Truppen Rußlands offen bleiben, das preußische Gebiet sollte für alle Operationen der kaiserlichen Armee zur Basis dienen und endlich machte Preußen sich verbindlich, in dem östlichen Theile seines Ge-

bietes eine Brücke über die Weichsel zu bauen, wenn die, welche der Feldmarschall selbst schlagen ließe, zerstört werden sollten.

Vielleicht blieb der polnischen Revolution noch eine schwache Möglichkeit des Sieges, aber dann mußte sie diese einzige Gelegenheit kühn und ohne Hintergedanken zu ergreifen wissen. Um Paskiewitsch's Plan auszuführen und auf das linke Ufer der Weichsel zu gelangen, mußte die russische Armee eine Flankenbewegung machen, indem sie Modlin zum Drehpunkt nahm und eine ungeheure Curve beschrieb. Während dieser nothwendig sehr langsam vor sich gehenden Bewegung wäre es möglich gewesen, die große im Marsch befindliche Linie zu durchbrechen und sodann die durch einen solchen Angriff zerstreueten oder getrennten Corps einzeln zu vernichten. Der Generalissimus verhielt sich aber unbeweglich und wartete, ehe er die Offensive ergriff, bis der Feldmarschall seine Streitmacht concentrirt hatte. Die Russen gingen bei Osteck über die Weichsel und der Fall Warschaus konnte von nun als gewiß betrachtet werden.

Auf welchen Antrieb hin hatte wohl der polnische Generalissimus einen solchen Fehler begangen? Was war der Beweggrund seines Verhaltens in diesem Falle? Er hat es selbst gesagt und die Geschichte muß seine Geständnisse aufzeichnen.

Die letzten Depeschen des Generals Sebastiani — so lautete dieses Geständniß Skrzynecki's — ließen ihn eine glückliche Beendung dieses grausamen Krieges hoffen, wenn er, den friedlichen Ausgang der diplomatischen Unterhandlungen abwartend, sich auf der Defensive hielte und den Czar nicht noch mehr erbitterte. Diesem Gedanken opferte Skrzynecki Alles. Es war ein Fehler, den die Revolution ihm nicht verzeihen konnte. Die Presse und die Clubs griffen mit Heftigkeit eine Vorsicht an, welche sie ganz laut Verrath nannten. Der Reichstag mußte diesem wüthenden Geschrei Gehör schenken und in seiner Sitzung vom 24. Juli 1831 und auf den Antrag des Landboten Bonaventura Niemojowski beschloß er einmüthig, daß der Generalissimus vor einem Kriegsgericht erscheinen solle, welches aus den Mitgliedern der Regierung, einem Deputirten aus jeder Woiwodschaft und endlich aus durch die Regierungscommission und durch Skrzynecki selbst gewählten, im activen Dienste stehenden Offizieren zusammengesetzt wäre. Dieses Tribunal versammelte sich am 27. Der Generalissimus erschien vor demselben, da er aber gleich von vornherein erklärt hatte, daß er nach der militairischen Bureaukratie das Recht habe, den unter seinen Befehlen stehenden Offizieren Schweigen zu gebieten, so ward eine von Prondzynski nach der Schlacht bei Ostrolenka aufgesetzte Anklage nebst mehrern Bemerkungen des Generals Sierawski beiseite gelegt. Man sah von der Vergangenheit ab und empfahl die größte Energie für die Zukunft. Trotz der Vorstellungen des Generalissimus entschied der Kriegsrath, daß man dem Feinde entgegenmarschiren und eine entscheidende Schlacht liefern müsse. Skrzynecki protestirte dagegen, indem er rief: „Volksvertreter! Mögen

Segnungen oder Fluch, Triumph oder Niederlage auf Eure Häupter zurückfallen, denn ich für meinen Theil lehne alle Verantwortlichkeit dafür ab!"

Indessen, der Generalissimus mußte gehorchen, that es aber träg und saumselig. Nachdem er die Armee nach Bzura geführt, zog er sich am 5. August plötzlich auf Warschau zurück und man glaubte im ersten Augenblick, daß er, wenn er so seine Kräfte concentrirte, dies thäte, um sich desto besser auf die erwartete Schlacht vorzubereiten. Skrzynecki ließ aber von seinem Zaudersystem nicht ab und als Dembinski mitten unter den Demonstrationen des exaltirtesten Volksenthusiasmus wieder in Warschau einzog, ernannte die Regierungscommission diesen braven Krieger, der nach so vielen Gefahren und Leiden plötzlich wieder in der Hauptstadt erschien, zum Dictator.

Dembinski theilte jedoch die politischen und militairischen Ansichten Skrzynecki's. Er erklärte dies auch laut in seiner ersten Anrede an die Truppen, indem er hinzufügte, daß er den Fußstapfen seines Vorgängers ganz genau folgen würde. Bald verbreitete sich in Warschau das Gerücht, daß Dembinski damit umgehe, den Reichstag aufzulösen, die Clubs zu schließen und die exaltirten Patrioten einzukerkern. Die Massen geriethen in Bewegung. Die polnische Armee zog sich in die Verschanzungen von Warschau zurück, ein Geschrei des Hasses und der Wuth ließ sich unter der großen Menge hören und sie wälzte sich wie unsinnig nach dem Schlosse, wo die des Verrathes angeklagten Generale vorläufig in Haft gebracht worden waren. Jankowski ward aus seinem Kerker hervorgezogen, in den Hof geschleppt und nach einer Art Verhör durch Bajonetstiche getödtet. Bukowski, sein Schwiegersohn, ward auf gleiche Weise in dem Augenblicke niedergemetzelt, wo er über die Gräben des Schlosses zu entkommen suchte; Hurtig, Salacki, der russische Kammerherr Fanshawe und die Gemahlin des Generals Bazanoff hatten dasselbe Schicksal und ihre Leichname wurden an den Laternenpfählen aufgehängt, damit die revolutionaire Tradition sich in ihrer ganzen Entsetzlichkeit bewahre. Von dem Schlosse begab sich der bluttrunkene Pöbel nach den Häusern der Vorstadt Wola, wo mehrere zu der Polizei der vorigen Regierung gehörende Spione eingesperrt waren. Man metzelte sie nieder und hing sie auf wie die ersten Schlachtopfer.

Verwirrung und Schrecken herrschten während dieser betrübenden Auftritte in Warschau. Die Staatsgewalt schien in Blut und Schmutz untergegangen zu sein. Eine bange Furcht schwebte über der Stadt und für Jeden, der Verstand und Erfahrung besaß, war dieser Ausbruch der Volkswuth das unverkennbare Röcheln des polnischen Todeskampfes. Plötzlich erhob sich ein Mann von sehr exaltirten Begriffen und außerordentlichem Muthe. Es war Krukowiecki. Die Quintumvirn waren ohnmächtig in dem Sturme verschwunden. Fürst Czartoryski hatte Zuflucht im Lager gesucht, denn in Folge eines glorreichen Vorrechts findet man die Ehre und

den Haß gegen die Grausamkeit stets in der Mitte der Armeen wieder. Krukowiecki begriff, daß die Macht Dem gehöre, der sie vom Boden aufheben würde. Er bemächtigte sich ihrer, ließ sich zum Gouverneur von Warschau ernennen, warf sich der Emeute, welche mit neuer Wuth tobte, entgegen, imponirte ihr durch seine energische Haltung und zwang sie durch einige Beweise von drakonischer Strenge, sich in das Dunkel zurückzuziehen. Zwei Tage darauf formulirte der Reichstag ein neues Regierungsgesetz und übertrug die Staatsgewalt einem Präsidenten, der von sechs Ministern umgeben und mit dem Rechte bekleidet war, den Generalissimus zu ernennen. Dieser Präsident konnte unter den obwaltenden Umständen kein anderer sein als Krukowiecki, und er wählte zum Commandanten der Armee den alten Kasimir Malachowski. Jedoch, wie wir schon gesagt haben, der Todeskampf der polnischen Revolution hatte begonnen; ihr letzter Tag war erschienen und schon sah man von den Wällen Warschaus die heranziehenden russischen Fahnen flattern.

IV.

Die Ablehnung des Herzogs von Nemours hatte den belgischen Congreß in die Nothwendigkeit versetzt, sich von Neuem mit der so wichtigen und schwierigen Wahl des Staatsoberhauptes zu beschäftigen. Lebeau schlug vor, einen Generallieutenant des Königreichs zu ernennen; nach ernsten Berathungen jedoch entschied man sich für die Einsetzung einer Regentschaft und vereinigte sich zu dem folgenden Beschlusse:

„Der Congreß erklärt, daß der Thron vacant ist, und decretirt die Ernennung einer Regentschaft mit einer Civilliste von zehntausend Gulden monatlich und dem Genusse eines Nationalpalastes. Der Congreß behält sich das Recht der ausschließlichen Ausübung der constituirenden Gewalt vor.“

Die Wahl des Regenten ward auf den 24. Februar 1831 festgesetzt. Man präsentirte zwei Candidaten. Es waren dies der Baron Surlet de Chokier und der Graf Felix von Merode. Die Wahl der Deputirten fiel auf den ersten. Uebrigens handelten beide übereinstimmend und thaten keinen Schritt, um ihre Wahl zu sichern.

Die feierliche Installation des Regenten fand am 25. statt. Sie verlieh Brüssel einen ganz ungewöhnlich festlichen Anblick, denn es war dies der erste seit der Revolution öffentlich gefeierte Freudentag. Die Ernennung eines Regenten ward übrigens durch die Belgier als ein Pfand der Stabilität und als eine Hoffnung auf Ruhe begrüßt.

Der Regent begab sich in einer bescheidenen Equipage von einer Cavalerieescorte umgeben nach dem Palast der Nation. Eine Deputation von

zehn Mitgliedern des Congresses empfing ihn am Fuße der großen Treppe und führte ihn in den Sitzungssaal.

Baron Surlet de Chokier war damals dreiundsechzig Jahre alt. Aus einer alten Familie Limburgs stammend, hatte er sich den französischen Ideen von 1791 mit vielem Eifer zugewendet. Als Mitglied des legislativen Körpers und als Staatsrath unter dem Kaiserreich hatte er seit der Bildung des Königreichs der Niederlande an den Angelegenheiten seines Landes als Mitglied der zweiten Kammer der Generalstaaten theilgenommen und sich besonders durch seine Opposition gegen die Regierungsbeschlüsse bemerklich gemacht. Dabei war er ein entschiedener Anhänger Frankreichs.

Der neue Regent war übrigens in seinen Manieren wie in seiner Sprache außerordentlich einfach. Sein hoher Wuchs, sein langes Haar und die sich in seinen Zügen aussprechende Gutmüthigkeit verliehen seiner ganzen Erscheinung etwas Patriarchalisches, was der großen Menge gefiel. Nach der Ceremonie, während welcher er feierlich geschworen hatte, „die Constitution und die Gesetze des belgischen Volkes zu beobachten und die nationale Unabhängigkeit und Integrität des Gebiets aufrecht zu erhalten," schickte er seinen Wagen mit der Escorte zurück und ging zu Fuß durch den Park nach dem ihm angewiesenen Palast.

Das politische Oberhaupt, welches die Belgier sich gegeben, sah sich von nicht geringen Schwierigkeiten umringt. Die traurige Lage des Handels und der Finanzen, der Zustand der Armee, die patriotischen Vereine und die häufigen Verschwörungen verlangten gleichzeitig eine thätige Ueberwachung und die unermüdlichste Aufmerksamkeit.

Die Industrie, der Handel, sahen sich, wie man leicht begreift, durch den Bürgerkrieg vollständig gelähmt. Was die Finanzen betraf, so waren mehrere Provinzen mit Bezahlung ihrer Steuern noch im Rückstande. Man hatte im verwichenen Monat October eine Zwangsanleihe von zehn Millionen Gulden decretirt. Im Monat März war man genöthigt, sechshunderttausend Gulden von der Bank zu leihen und bald mußte der Congreß eine zweite Anleihe von zwölf Millionen sanctioniren.

In den Listen des Kriegsministeriums figurirte eine Armee von fünfundvierzigtausend Mann, in der That aber waren davon kaum zwanzigtausend unter den Fahnen, und auch diese zwanzigtausend waren schlecht organisirt und noch schlechter commandirt. In dieser schlimmen Lage spielte Belgien den Kecken und demgemäß antwortete Surlet de Chokier auf die Schritte der Conferenz wegen Luxemburgs durch eine Proclamation, die mit den Worten schloß: „Luxemburger! bleibt einig und fest. Im Namen Belgiens nehmt die Versicherung hin, daß Eure Brüder Euch niemals verlassen werden."

Trotz der stolzen Haltung aber, welche Belgien der Conferenz gegenüber einnahm, suchte es doch diplomatische Verbindungen mit England, Preußen und dem deutschen Bund anzuknüpfen, indem es den Grafen von

Aerschot nach London, Herrn Michiels nach Frankfurt und Herrn Behr nach Berlin schickte. Diese drei Abgesandten hatten kein Glück mit ihren Unterhandlungen und nur das Congreßmitglied Lehon ward von dem König Ludwig Philipp als außerordentlicher Gesandter empfangen. General Belliard war Bresson's Nachfolger bei der belgischen Regierung.

Der Gang der Ereignisse war jedoch deswegen ein nicht weniger schneller. Der zur Vertheidigung Luxemburgs entschlossene Congreß hatte die Aushebung von fünfzigtausend Mann Bürgerwehr beschlossen und sechs Millionen zu ihrer Besoldung bewilligt. Der patriotische Verein erließ eine Bekanntmachung, welche mit den Worten schloß: „Zu den Waffen, zu den Waffen, wackere Belgier! marschiren wir in Masse nach Luxemburg! Unser Feldgeschrei sei: Sieg und Vaterland!"

Das Commando der Armee trug man dem General Lamarque an, der es ausschlug oder, besser gesagt, Bedingungen stellte, auf die man unmöglich eingehen konnte. Jeden Tag schien das belgische Volk mehr und mehr zu einer Anarchie hingerissen zu werden, deren Folgen man nicht alle voraussehen konnte. Verwirrung und Mißtrauen herrschten überall, Brüssel war unter der Herrschaft der Anstifter der Emeuten eine Beute fortwährenden Schreckens. Die Agitatoren machten aus der Presse eine gefährliche und mächtige Waffe und oft versammelten sich dieselben Unruhstifter auf den Galerien des Congreßsaales in der Absicht, die legislativen Arbeiten zu stören. Man bedrohte Holland mit Krieg, während die offenen Grenzen einer holländischen Armee sehr leicht gestattet hätten, in Brüssel einzurücken, um hier die Brabanter Fahne in den Staub zu treten und die Freiheitsbäume umzuhauen. In Gent demolirte man die Fabriken, in Mecheln, in Ypern und in Mons plünderte man ungestraft am hellen Tage; in Namur hatte eine Schaar Freiwilliger die Republik proklamiren wollen.

Die Insubordination der Armee stand mit der Böswilligkeit der gemeinen Volksmassen auf gleicher Stufe; der Waffenstillstand war in Antwerpen durch eine Schlägerei zwischen den belgischen Soldaten und der Garnison der Citadelle gebrochen worden — ein beklagenswerther Vorfall, der ein neues Bombardement zur Folge haben konnte, aber welches durch die Mäßigung des Generals Chassé noch abgewendet ward. Mit einem Worte, Belgien mußte um jeden Preis und so schnell als möglich vor der Wuth seiner eigenen Kinder geschützt werden.

Die holländischen Bevollmächtigten hatten der Conferenz zwei Noten überreicht. Die erste vom 5. Juni datirte bat die Großmächte, die in den Protokollen Nr. 22, 23 und 24 enthaltenen Drohungen auszuführen, die zweite vom 6. Juli desavouirte jede Absicht von Seiten des Königs, wegen Aufgabe des ganzen oder theilweisen Großherzogthums Luxemburg in Unterhandlungen einzugehen, weil dieses für den König und die Prinzen seines Hauses gewissermaßen ein erbliches Besitzthum bildete. Die Conferenz antwortete hierauf durch das Protokoll Nr. 25 und stellte in demselben drei

große Principien fest: erstens, daß jedes Arrangement von den beiden Parteien ohne Widerspruch angenommen werden müsse; zweitens, daß der Besitz Luxemburgs von den Belgiern nicht ohne eine Compensation von ihrer Seite erlangt werden könne, und drittens, daß die Großmächte nicht eher formelle Vorschläge zu machen gedächten, als bis die Belgier ihren Beitritt zu den Grundlagen der Trennung erklärt hätten. Da aber weder Belgien noch Holland zum Nachgeben geneigt schien, so befahl eine neue Note der Conferenz dem Lord Ponsonby und dem General Belliard, Brüssel augenblicklich zu verlassen. Am 10. Juni kamen die beiden Diplomaten diesem Beschlusse gleichzeitig nach und die Belgier waren nun gewissermaßen sich selbst überlassen.

Mittlerweile hatten mehrere hervorragende Mitglieder des Congresses ihr Augenmerk auf den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg (geb. am 16. December 1790) gerichtet, um ihm diese belgische Krone anzubieten, welche sie, wie sie sagten, nur einem aufgeklärten und liberalen Fürsten zuerkennen wollten. Van de Weyer und Lebeau hatten Lord Ponsonby über diesen Gegenstand eine Eröffnung gemacht. Der Congreß entschied, daß eine Deputation von vier seiner Mitglieder nach London gehen sollte, um mit dem Prinzen direct zu unterhandeln und von ihm eine posttive Erklärung zu erlangen, welche dem Congreß Vertrauen zu dem Ergebniß der Wahl, zu welcher er zu schreiten gedachte, geben könnte.

Als die Deputation in London anlangte, hatte sie erst eine vorläufige Unterredung mit dem Baron von Stockmar, den der Prinz Leopold mit seiner intimen Freundschaft beehrte. Dann ward sie von dem Prinzen selbst empfangen und setzte ihm den Gegenstand der ihr anvertrauten Mission auseinander, indem sie ihm zugleich erklärte, daß die Erhaltung und Integrität des belgischen Gebietes die erste Bedingung sei, welche der Congreß bei Annahme des Thrones stelle.

„Meine Herren," antwortete der Prinz, „es würde mein höchster Ehrgeiz sein, zum Glück meiner Mitmenschen beitragen zu können. In meiner Jugend habe ich mich in schwierigen und eigenthümlichen Lagen befunden, die mich gelehrt haben, die Staatsgewalt mit sehr philosophischem Auge zu betrachten. Ich habe sie niemals in einer andern Absicht gewünscht, als um Gutes, um dauerndes und wirkliches Gutes zu stiften. Wenn sich nicht politische Schwierigkeiten erhoben hätten, die mir mit der Existenz Griechenlands als unabhängiger Nation in wesentlichem Widerspruche zu stehen schienen, so würde ich jetzt dieses Land regieren, und doch hatte ich mir die Schwierigkeiten dieser Position niemals verhehlt. Ich begreife, wie wünschenswerth es ist, daß Belgien sobald als möglich einen König bekomme, denn der Friede Europas ist dabei interessirt."

Zahlreiche Schwierigkeiten machten den Erfolg dieser neuen Combination, welche den Fehler hatte, daß sie englischer aussah, als sie wirklich war, noch zweifelhaft. Konnte z. B., während die Conferenz die Zustim-

mung Belgiens zur Aufgabe Luxemburgs verlangte, Prinz Leopold die Ausführung der belgischen Constitution beschwören, deren erster und achter Artikel die Integrität des Gebiets auf die bündigste Weise garantirten? Nothwendig mußten zwischen den beiden Nationen wechselseitige Zugeständnisse gemacht und gewisse unmöglich zu erfüllende Ansprüche aufgegeben werden.

Es gelang endlich, dieses Ziel zu erreichen. Die Wirklichkeit der Gefahr, welcher die Ruhe Europas ausgesetzt war, machte sich damals so fühlbar, daß die Großmächte sich beeilten, ihren Bevollmächtigten Instructionen zu ertheilen, welche den Anhang zum 26. Protokoll zur Folge hatten, der unter dem Namen des Tractats der achtzehn Artikel bekannt ist. Die Schwierigkeit war, die Belgier zu bewegen, sich mit der Fassung dieses Traktats einverstanden zu erklären oder wenigstens in den Geist desselben einzugehen.

Der belgische Congreß entschied bald, wiewohl nach einer ziemlich stürmischen Sitzung, daß die Regierung ermächtigt sein sollte, den Territorialstreitigkeiten mittelst pekuniärer Opfer ein Ende zu machen. Die Herren Davaux und Nothomb wurden sofort nach London geschickt, wo sie, nachdem sie sich vorher mit Lord Derham und dem Baron von Stockmar und darauf mit dem Prinzen Leopold selbst berathen, eine Note abfaßten, welche in Uebereinstimmung mit der Conferenz den Traktat der achtzehn Artikel bestätigte und vervollständigte.

Nun ward der Vorschlag, sofort zur Erwählung des Prinzen Leopold zu schreiten, dem Bureau des Congresses mit der Unterschrift von sechsundneunzig seiner Mitglieder eingereicht und vergebens versuchte die Opposition, diesem Antrag entgegenzuarbeiten, indem ein Theil verlangte, daß die Wahl eines Königs so lange verschoben würde, bis man zu einer definitiven Ordnung der Territorialstreitigkeiten gelangt wäre, während der andere wollte, daß man Holland sofort den Krieg erkläre. Zuletzt stellte die Opposition auch noch den Antrag, nur einen Bürger Belgiens zum König zu wählen, doch ward dieser Antrag mit 137 gegen 8 Stimmen abgeworfen.

Die Majorität beschloß nun, unverweilt zur Wahl des Prinzen Leopold zu schreiten, und die vorläufige Discussion ward auf den nächsten Tag festgesetzt. Am Abend des 4. Juni fielen nach Schluß der Debatte von 196 Stimmen 152 auf den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg, 14 auf den Baron Surlet de Chokier, 19 Deputirte hatten sich der Abstimmung enthalten, 10 hatten gegen die Rechtzeitigkeit der Wahl gestimmt und 1 Stimmzettel war für ungültig erklärt worden.

Sobald als das Ergebniß der Wahl bekannt war, fertigte Lord Ponsonby, welcher Brüssel, aber nicht Belgien verlassen hatte, einen Courier nach London ab. Am Morgen des 6. erfuhr Prinz Leopold, daß er König der Belgier war. Eine aus dem Präsidenten und neun Mitgliedern des Congresses zusammengesetzte Deputation überbrachte ihm bald auf offizielle Weise diese Nachricht, welche die Conferenz mit lebhafter Befriedigung auf-

nahm, denn, wie wir schon gesagt haben, diese auf politische Rücksichten der vollwichtigsten Gattung gegründete Wahl war nicht blos englisch, sie war europäisch.

Während die belgische Deputation alles Mögliche aufbot, um die Schwierigkeiten, welche der Prinz Leopold seiner Annahme entgegenstellte, zu beseitigen, arbeitete die Bewegungspartei in Brüssel auf ein geradezu entgegengesetztes Ziel hin. Man suchte die Erbitterung auszubeuten, welche die Protokolle in den Gemüthern erregt hatten. Lord Ponsonby, welcher es für gefährlich und zwecklos hielt, dieses allgemeine Gefühl noch mehr aufzuregen, hatte es vermieden, dem Congreß die letzten vier von London eingetroffenen Protokolle vorzulegen. Das Kabinet des Haag jedoch schickte Abschriften davon nach Brüssel, welche in Folge der Manövers seiner Anhänger in der Sitzung des 2. Juni im Congreß vorgelesen wurden.

Die Wirkung, welche sie hervorbrachten, war gewissermaßen elektrisch. Der Kriegsruf hallte durch den Saal und fand draußen einen tausendstimmigen Wiederhall. Noch in derselben Sitzung setzte der Congreß den 30. Juni als den letzten Tag der Unterhandlungen in Bezug auf Luxemburg fest, indem er laut erklärte, daß der Krieg das einzige Mittel sei, um die Frage wegen der Territorialbegrenzungen zur Entscheidung zu bringen.

Der Regent und sein Ministerium sahen sich demzufolge in eine ungemein schwierige Lage versetzt. Von den Parteien verfolgt, diplomatischer Rathgeber beraubt, mußten sie doppelte Festigkeit und Energie entwickeln, um dem Strome zu widerstehen, der die Nation ihrem Verderben entgegen zu reißen schien. Unter diesen Umständen bemühete sich Surlet de Chokier, die Deputirten um sich zu versammeln, welche für den Prinzen Leopold gestimmt hatten, und die Annahme der Modificationen zu empfehlen, welche die Londoner Conferenz in ihren Beschlüssen zu treffen für gut fand. Ein glücklicher Zufall erleichterte ihm diese so schwierige Aufgabe. Es war dies die Ankunft des Grafen Zalusky in Brüssel, den die polnische Nation abgesendet hatte und der, weil er der Meinung huldigte, daß die Befestigung der belgischen Unabhängigkeit nothwendigerweise einen großen Einfluß auf das künftige Verhalten der Großmächte hinsichtlich Polens haben würde, den patriotischen Vereinen Versöhnlichkeit, Mäßigung und Einigkeit predigte. Die nach London abgesendeten Commissaire waren am 27. in Brüssel wieder eingetroffen. Herr von Gerlach theilte öffentlich dem Congreß die Antwort des Prinzen mit, welche seine bedingungsweise Annahme enthielt, und las hierauf den folgenden Brief, der von dem Prinzen an den Baron Surlet de Chokier adressirt war:

„Mein Herr Regent, — Mit aufrichtiger Freude habe ich den Brief erhalten, den Sie mir unterm 16. Juni geschrieben haben. Die Umstände, durch welche meine Antwort verzögert worden ist, sind Ihnen zu gut bekannt, als daß sie einer Erklärung bedürften.

„Welches auch das Ergebniß der politischen Ereignisse in Bezug auf

meine Person sein möge, so hat mir das schmeichelhafte Vertrauen, welches Sie auf mich gesetzt haben, die Pflicht auferlegt, alle meine Kräfte aufzubieten, um eine Unterhandlung von so großer Wichtigkeit für die Existenz Belgiens und vielleicht für den Frieden Europas zu einem glücklichen Ende zu führen.

„Da die Form meiner Annahme mir nicht erlaubt, auf Einzelnheiten einzugehen, so muß ich hier einige Erklärungen hinzufügen. Sobald als der Congreß die Artikel, welche die Conferenz ihm vorschlägt, angenommen haben wird, werde ich die Schwierigkeiten als für mich gehoben betrachten und mich dann sofort nach Belgien begeben können.

Gegenwärtig kann der Congreß die Lage der Dinge mit einem einzigen Blick überschauen. Möge seine Entscheidung die Unabhängigkeit seines Vaterlandes vervollständigen und mir auf diese Weise die Mittel in die Hände geben, mit der aufrichtigsten Hingebung zu seinem Wohlergehen beizutragen!

„Genehmigen Sie, mein Herr Regent, den Ausdruck meiner vollkommensten Hochachtung."

Man sieht, daß die Annahme des Prinzen gänzlich von der Zustimmung der belgischen Repräsentanten zu dem Traktat der achtzehn Artikel abhing. Dieser Traktat ward dem Congreß am 28. Juli mitgetheilt und die Discussion der Artikel auf den 1. Juni festgesetzt. Die Discussion und der patriotische Verein, die damals ihren Ingrimm und ihre Anstrengungen verschmolzen, suchten durch alle möglichen Mittel die Vorurtheile des Volks aufzuregen und unter den Mämnern der Regierung den Saamen der Zwietracht zu streuen. In dem Congreß herrschte die Unentschiedenheit, auf der Straße die Emeute. Es war ein letzter Kampf, aber ein erbitterter Kampf, den die Parteien der Staatsgewalt führten. Neununddreißig Deputirte, welche der äußersten Opposition angehörten, verfaßten einen heftigen Protest gegen die Discussion des Traktats, und während dieser Zeit versuchte der General Hardy de Beaulieu eine republikanische Bewegung, welche der gesunde Sinn der Provinzen aber in ihrer Geburt erstickte.

Mittlerweile schien der Congreß vor der patriotischen Aufgabe, die er zu erfüllen hatte, zurückzubeben und sich vor dem Ungewitter zu fürchten, welches draußen tobte. Als daher die Stunde der allgemeinen Discussion da war, wagte Niemand, zuerst das Wort zu ergreifen, bis endlich ein einziger Deputirter Van Snick (von Mons) den Muth hatte zu sagen: „Man hat gefragt, wer unter uns Der sein würde, der es wagte, die Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, die Annahme der achtzehn Artikel zu beantragen. Wohlan, meine Herren, ich bin es und ich thue es, weil ich eine gute That zu thun glaube."

Diese Worte wurden von den Galerien mit heftigem Murren aufgenommen, aber die dadurch ermuthigte Versammlung beschloß, daß man sofort zur allgemeinen Discussion schreiten sollte. Diese Discussion dauerte

neun Tage und während dieser Zeit hatte der belgische Congreß Auftritte zu ertragen, die denen des Convents an die Seite gestellt werden konnten.

Der so unverkennbar ausgedrückten Antipathie des Volkes gegenüber hatte die Opposition leichtes Spiel. Jede ihrer Reden ward mit ungeheurem Beifall aufgenommen, während die Stimme der schüchternen Redner der entgegengesetzten Partei durch Schreien und Pfeifen übertäubt ward. Schon am zweiten Tag schien die bis auf's Höchste gestiegene Erschlaffung des Congresses ihm nicht zu gestatten, eine Berathung fortzusetzen, welche so beklagenswerthe Auftritte hervorrief. Gegen das Ende dieses Tages scholl der Ruf: „Nieder mit den Protokollen! Es lebe der Krieg! Tod den Ministern! Tod den Verräthern!" von den gedrängt vollen Tribünen. Vergebens versuchte der Präsident diesen furchtbaren Sturm zu beschwichtigen. Seine Bemühungen waren vergeblich und selbst die Bürgergarde war nicht im Stande, die Ruhestörer zu vertreiben, welche in den Saal zu dringen suchten, um Van Snick und die Deputirten, welche seinen Antrag unterstützten, zu ermorden.

In diesem peinlichen Augenblicke bestieg Van de Weyer, der um jeden Preis der Unordnung und der Demoralisation der Versammlung Einhalt thun und ganz besonders dem Congreß Gelegenheit verschaffen wollte, sich ein wenig zu erholen, die Rednerbühne und beantragte das nachfolgende Amendement. Es war dies gewissermaßen eine parlamentarische Kriegslist, welche das Verdienst hatte, dem Congreß einen Sammelpunkt oder ein Mittel, um Zeit zu gewinnen, zu bieten.

„1) Die in Holland liegenden Enclaven, welche durch den Artikel 2 der Präliminarien als früher zu Belgien gehörig anerkannt worden sind, müssen als ein Aequivalent für Venloo und die Rechte Hollands auf die Hälfte von Mastricht betrachtet werden. Bis zum Abschluß eines definitiven Arrangements wird kein Theil des Gebiets abgetreten. 2) Der Status quo Luxemburgs wird unter der Garantie der Großmächte bis zum Schluß der Unterhandlungen wegen einer Entschädigung aufrecht erhalten."

Man hat später dieses Amendement Van de Weyer's sehr hart kritisirt, aber alle Augen- und Ohrenzeugen jener stürmischen Sitzung stimmen dahin überein, daß die kritische Lage des Congresses eine derartige Diversion verlangte.

Das Ende dieser Discussion zeichnete sich durch eine Rede Lebeau's aus — eine Rede, welche den parlamentarischen Ruf dieses Politikers begründete. Die Sensation, die sie hervorrief, war sehr auffällig und unerwartet, weil es ihm gelang, die bis jetzt dem Tractat so feindselige öffentliche Meinung in gewissem Grade zu bekehren. Ein Beifallsdonner folgte auf diesen beredten Vortrag und als der Minister die Tribüne verließ, empfing er auch die aufrichtigsten Glückwünsche von Seiten seiner Collegen.

Das Publikum war durch diese Rede gleichsam bezaubert worden. Die Frauen schwenkten die Tücher und die Männer gaben ihren Beifall auf geräuschvollere Weise zu erkennen.

Nach Lebeau's Rede hob die Kammer die Sitzung auf, da Niemand nach dem glänzenden Redner, den man so eben gehört, das Wort ergreifen wollte. Am nächstfolgenden Tage wurden die achtzehn Artikel mit 126 Stimmen gegen 70 angenommen und das Publikum, auf welches die ihm durch Lebeau so geschickt auseinander gesetzten Erklärungen den lebhaftesten Eindruck gemacht hatten, nahm dieses Ergebniß mit lauten Freudenbezeigungen auf. Der Congreß wählte fünf seiner Mitglieder, um sie als Deputation zu beauftragen, dem Prinzen Leopold diese Entscheidung mitzutheilen. Lebeau hatte, zufrieden die große Aufgabe, die er sich gestellt, erfüllt zu haben, seine Entlassung von seinen Functionen als Minister gegeben und befand sich mit unter der eben erwähnten Deputation. Nachdem der Prinz von allen Personen seines Haushalts in England Abschied genommen, stieg er von einem einzigen Adjutanten und einigen Dienern begleitet am 17. Juli in Ostende an's Land, übernachtete am 18. in Gent und zog den Tag darauf bei Fackelschein in den Palast Laeken ein. Von der belgischen Grenze an war seine Reise ein fortwährender Triumphzug gewesen. Belgien, welches förmlich stolz darauf war, endlich einen König zu besitzen, war bemüht, sich ihm von der freundlichsten und verführerischsten Seite zu zeigen. Die Krönungsceremonie fand am 21. Juli 1831 statt.

Ein vom 20. Juli datirtes Decret erklärte, daß, da der Baron Surlet de Chokier sich große Verdienste um das Vaterland erworben, eine Medaille zum Andenken an seine Administration geschlagen werden solle und der Congreß bewilligte ihm eine jährliche Pension von zehntausend Gulden.

So ward endlich dieses Königreich Belgien constituirt, welches dennoch in sehr naher Zukunft, wie wir eben sehen werden, neuen und gefährlichen Wechselfällen unterworfen sein sollte, in welchen aber Frankreich nicht zauderte, ihm seinen mächtigen Beistand zu leisten.

Und wenn man Karl dem Fünften vorausgesagt hätte, daß in weniger als drei Jahrhunderten diese Bevölkerungen, welche der Herzog von Alba später decimiren sollte, nach und nach die spanischen und französischen Fesseln sprengen und endlich ihre Unabhängigkeit erringen, daß diese Provinzen, auf welche seine Politik einen so hohen Werth legte und die er damals mit eisernem Scepter niederhielt, eines Tages zwei friedliche und gedeihendere Staaten bilden würden, als sein im Golde Mexico's wühlendes Spanien, was würde wohl dann der stolze Karl der Fünfte gesagt haben?

Siebentes Buch.

I. Eröffnung der Session von 1831. Die Thronrede. Die französische Flotte erzwingt den Eingang in den Tajo. Die ersten Abstimmungen der neuen Kammer. Die Minister legen ihre Portefeuilles nieder. Das Ministerium constituirt sich wieder. — II. Die Londoner Conferenz und der König der Niederlande. Zehntägiger Feldzug. Die Schlachten bei Hasselt und Löwen. Französische Intervention. — III. Der politische Horizont Großbritanniens. Die Reformbill in England. — IV. Politik des französischen Kabinets. Parlamentarische Stürme. Aufhebung der Erblichkeit der Pairswürde. Einnahme von Warschau. — V. Aufstand in Lyon. Vorzeichen eines Aufstandes in der Vendée.

I.

Die neue Kammer, welche die Wähler nach Paris geschickt hatten, war nicht so vollständig gemäßigt, als Ludwig Philipp und sein Premierminister Casimir Périer gehofft hatten und dennoch existirte eine conservative Majorität in ihrem Schooße. Zu keiner Zeit aber schien jenes sarkastische Wort eines fremden Staatsmannes: „In den parlamentarischen Regierungen ist es stets die Minorität, welche regiert“ anwendbarer oder wahrer zu sein. Aber woran lag das? Zuerst an dem Mangel aller Disciplin in der Majorität, die sich, so zu sagen, selbst noch nicht entdeckt und erkannt hatte, und zweitens an der oratorischen Macht, an dem Einflusse gewisser Männer, aus denen die Opposition bestand, welche zwei Anführer damals ausschließlich zu lenken schienen: Odilon Barrot und Mauguin.

Man kann sagen, daß es eins der größten Kunststücke Casimir Périer's war, diese schwebende unsichere Majorität auf die Dauer zu organisiren und zu discipliniren. Dieses kostbare Resultat erlangte er nur durch seinen unbeugsamen Charakter, durch seine unerschütterliche Festigkeit. Uebrigens verstand Niemand besser als er die Fehler seiner Gegner zu errathen und sie, sobald sie begangen waren, zu benutzen. Niemand verstand besser als er seine Anhänger unter der Fahne der Ordnung zu sammeln und zu erhalten, indem er ihnen das kräftige und treue Gemälde von den Leiden vorführte,

welche die Anarchie im Innern und der Propagandakrieg nach außen zur Folge haben.

Die feierliche Eröffnung der Kammern erfolgte am 23. Juli 1831. Der König las, umgeben von den Deputirten und Pairs, eine Rede, welche Casimir Périer redigirt oder ganz abgefaßt hatte, denn der gebieterische Minister hatte, eifersüchtig auf seine exclusive Macht, behauptet, daß der verantwortliche Kabinetspräsident eben so wie in England das Recht haben müsse, den Monarchen, den er auf constitutionelle Weise decke, nach seiner Weise sprechen zu lassen. Man kann sogar in dieser Beziehung behaupten, daß, wenn nicht der Tod, der sich plötzlich dieser erschöpften kränklichen Natur bemächtigte, später Casimir Périer das Portefeuille entrissen hätte, welches er bis an sein Ende mit so energischer Hand festhielt, Ludwig Philipp nur mit Mühe und Ungeduld die Nähe dieses großen Ministers ertragen haben würde, dessen Persönlichkeit die seinige auf allzusichtbare Weise absorbirte.

„Meine Herren Pairs und meine Herren Deputirten," sagte der König, indem er seine Thronrede begann, „ich fühle mich glücklich, mich in diesem Raume, wo Frankreich meinen Schwur empfangen hat, in Ihrer Mitte zu sehen. Durchdrungen von den Pflichten, welche dieser Schwur mir auflegt, werde ich mich stets auf die Stimme der Nation stützen, deren constitutionelle Organe Sie sind und ich erwarte von Ihnen jene offene ungetheilte Mitwirkung, welche meiner Regierung die Kraft geben muß, ohne welche sie der Erwartung der Nation nicht entsprechen kann. Ich habe gesagt, meine Herren, daß die Charte eine Wahrheit sein würde und das, was ich gesagt habe, ist in Erfüllung gegangen. Die Charte ist die constitutionelle Monarchie mit allen ihren auf loyale Weise aufrecht erhaltenen Bedingungen, mit allen ihren offen angenommenen Folgen. Indem Frankreich mich auf den Thron berief, wollte es, daß das Königthum ein nationales, aber es hat nicht gewollt, daß es ein ohnmächtiges sei, denn eine Regierung ohne Kraft würde den Bedürfnissen einer großen Nation nicht entsprechen."

Der König sprach hierauf von den Reisen, die er in den Departements gemacht, legte in allgemeinen Umrissen die Politik dar, welche das Ministerium zu verfolgen gedächte, erwähnte den Gesetzentwurf über die Erblichkeit der Pairie, welcher den Kammern eben so vorgelegt werden sollte, wie die anderweiten Gesetzentwürfe, welche bestimmt waren, die Organisation der Departements und des Municipalwesens zu vervollständigen, die Verantwortlichkeit der Organe der Staatsgewalt an feste Regeln zu binden und die Freiheit des Unterrichts zu ordnen. Hierauf ging Ludwig Philipp auf die äußern Fragen über und nachdem er gesagt, daß das Königreich der Niederlande, so wie es durch die Verträge von 1814 und 1815 constituirt worden, unwiderruflich aufgehört habe zu existiren, fügte er hinzu: „Die Staatsgewalt, welche in Portugal herrscht, hatte Franzosen beleidigt; sie

hatte in Bezug auf dieselben die Forderungen der Gerechtigkeit und der Humanität verkannt. Um die vergeblich geforderte Genugthuung zu erhalten, sind unsere Kriegsschiffe an der Mündung des Tajo erschienen und ich habe eben die Nachricht erhalten, daß sie den Eingang erzwungen haben, worauf die bis jetzt verweigerte Genugthuung angeboten worden ist. Die portugiesischen Kriegsschiffe sind in unserer Gewalt und die dreifarbige Fahne weht auf den Mauern Lissabon's."

Die Thatsachen, welche diese Expedition veranlaßt, deren auf diese Weise gegebene Mittheilung, wie man sich denken kann, lebhafte Sensation hervorrief, waren folgende. Ein Student der Universität Coimbra und ein Kaufmann, beide Franzosen, waren ohne genügenden Grund durch die Regierung Dom Miguel's, welcher wüthend darüber war, daß weder Frankreich noch England ihn anerkennen wollten, vor Ausnahmegerichte gestellt worden. Die Beschwerden des französischen Consuls hatten kein Gehör gefunden, weshalb dieser seine Fahne abnahm und sich einschiffte.

Eine unter dem Befehl des Capitän Rabaudy stehende französische Flotille sperrte sofort die Mündung des Tajo und beschoß einige portugiesische Schiffe, welche die von den Anhängern Dom Pedro's vertheidigte Insel Terceira blokirten. Diese Rache aber war noch nicht hinreichend. Der Contreadmiral Roussin erschien an der Spitze eines Geschwaders von sechs Schiffen, drei Fregatten und mehrern Fahrzeugen von geringerem Umfange an der Mündung des Tajo, schrieb an den Vicomte von Santarem, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, um ihm die Forderungen der französischen Regierung auseinanderzusetzen und erzwang auf seine ablehnende Antwort den Eingang in den Fluß trotz des Feuers der Forts, welche seine Ufer vertheidigen, legte sich vor die Quais von Lissabon, bemächtigte sich der portugiesischen Flotte und schrieb die Bedingungen vor, welche die französische Regierung als gerechte Genugthuung für ihre Unterthanen und für sich selbst erlangte. Dies war die ruhmreiche Waffenthat, auf welche der König in der Thronrede hindeutete.

Ueber die polnische Revolution sagte Ludwig Philipp: „Ein blutiger und erbitterter Kampf dauert in Polen immer noch fort. Dieser Kampf wird von ganz Europa mit der lebhaftesten Theilnahme betrachtet. Ich habe mich bemüht, das Ende desselben zu beschleunigen. Nachdem ich meine Vermittelung angeboten, habe ich die der Großmächte provocirt. Ich habe dem Blutvergießen Einhalt thun, den Süden Europa's vor der Geißel der Ansteckung, welche der Krieg verbreitet, bewahren und ganz besonders Polen, dessen Muth die alte Zuneigung Frankreichs wieder erweckt hat, jene Nationalität erhalten wollen, die der Zeit und ihren Wechselfällen widerstanden hat. Sie werden ohne Zweifel selbst voraussetzen, daß bei diesen schwierigen Unterhandlungen die wahren Interessen Frankreichs, die Interessen seines Wohlergehens, seiner Macht und seiner Ehre mit Ausdauer und Würde vertheidigt worden sind."

Dieser auf die polnische Nationalität sich beziehende Theil der Thronrede versprach offenbar mehr, als man halten konnte und wollte und dergleichen politische Fanfaronaden, die, obschon sie keineswegs wirkliche Zusagen sind, doch für Provocationen gelten können, haben oft sehr widerwärtige Folgen. Die Journale der Opposition verfehlten nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß man recht wohl den Eingang in den Tajo zu erzwingen und von Portugal die der Ehre des französischen Namens schuldige Genugthuung zu erlangen wußte, während man die Helden Polens rühmte, aber nicht den Muth hatte, ihnen zu Hülfe zu eilen.

Diese selbe Opposition aber, welche in ihren Journalen sich auf diese Weise bemühte, die Schwächen der Regierung an's Licht zu stellen, sollte nicht dabei stehen bleiben. Sie suchte eine Gelegenheit, ihre Kräfte in der Frage über die Präsidentschaft der Kammer zu recognosciren und zu zählen. Der Minister hatte die Candidatur Girod's vorgeschlagen und redete derselben offen das Wort. Die Opposition stellte ihm Laffitte entgegen, dessen Namen gewissermaßen die ganze Julirevolution repräsentirte und der ministerielle Candidat trug mit nur fünf Stimmen den Sieg über seinen Nebenbuhler davon. Ebenso errang die Linke unmittelbar darauf einen unbestreitbaren Sieg, indem sie die Wahl Dupont's (de l'Eure) zum Vicepräsidenten durchsetzte.

Casimir Périer, den diese erste Niederlage höchlich erbitterte und der, obschon ganz mit Unrecht, überzeugt war, daß die Tendenzen der Kammer seiner Politik mehr entgegen seien, als er es anfangs geglaubt, begab sich sofort nach dem Palais Royal und legte sein Portefeuille in die Hände des Königs nieder. Ein Gleiches thaten Baron Sebastiani, Baron Louis und Graf Montalivet. Sie mochten, sagten sie, von einer kaum bemerkbaren Majorität, von einer zweifelhaften Hülfe nichts wissen und zogen es vor, einem Kabinet der Linken ihren Platz einzuräumen.

Ludwig Philipp aber theilte in dieser Beziehung ihre Ansicht durchaus nicht. Ließ sich übrigens wohl erwarten, daß ein aus den Reihen der Linken gewähltes Ministerium die politische Färbung der neuen Kammer reproduciren würde? Konnte man im Ansicht der Popularität, deren die Namen Laffitte und Dupont (de l'Eure) sich erfreuten, es wunderbar finden, daß Girod nur fünf Stimmen mehr als ersterer erhalten hatte, während der zweite wirklich zum Vicepräsidenten gewählt worden war? Der König glaubte anfangs, Casimir Périer's Entlassung sei nicht ernst und definitiv gemeint, es handle sich hier blos um verletzte Eigenliebe und sein Minister würde, nachdem diese erste Aufwallung übler Laune vorüber wäre, schon von selbst wiederkommen. Dergleichen Charaktere aber nehmen keinen Vergleich an. Solche Männer zeigen bei solchen Gelegenheiten alle Fehler ihrer Tugenden. Ludwig Philipp begriff das und gedachte den Grafen Molé zur Bildung eines neuen Kabinets zu berufen.

Molé, der Repräsentant derselben Autoritäts- und Erhaltungsprinzipien,

besaß allerdings nicht wie Casimir Périer Rauhheit der Form und Derbheit des Wortes und der König schätzte in ihm die Distinction des Geistes in Verbindung mit der Distinction der Person. Wahrscheinlich würde er sich daher auch nach dieser Seite gewendet haben, als eine Nachricht von unbestreitbarer Wichtigkeit durch den Telegraphen in Paris gemeldet und durch eine Beilage zum Moniteur am 4. August öffentlich bekannt gemacht ward.

Die Holländer fielen von vier Seiten zugleich in Belgien ein und der König Leopold hatte sich, sobald als er Kenntniß von dem Briefe erlangt, den der General Chassé an die Behörden von Antwerpen gesendet, um ihnen zu melden, daß seine Instructionen ihm die Pflicht auferlegten, den 4. August halb zehn Uhr die Feindseligkeiten wieder zu beginnen, beeilt, an den Grafen Léhon, belgischen Gesandten in Paris, schreiben zu lassen und diesen zu beauftragen, sofort den Beistand Frankreichs in Anspruch zu nehmen.

Die Minister nahmen ohne Weiteres ihre Portefeuilles zurück und es wurden Befehle an die Nordarmee abgesendet, deren Commando der General Gérard in Begleitung der Herzöge von Orleans und von Nemours übernehmen sollte. Das offizielle Blatt verkündete diesen Entschluß mit folgenden Worten: „Da der König in Uebereinstimmung mit England, Oesterreich, Preußen und Rußland die Unabhängigkeit des Königreichs Belgien und dessen Neutralität anerkannt hat und da die Umstände keinen Aufschub gestatten, so wird er den Wunsch des Königs der Belgier erfüllen. Er wird den in Gemeinschaft mit den Großmächten getroffenen Anordnungen die ihnen gebührende Achtung zu verschaffen wissen.“

Wir haben nun zu berichten, durch welche Reihe von Ereignissen dieser plötzliche Entschluß herbeigeführt ward und welche Folgen er hatte.

II.

Während Belgien sich ganz sicher glaubte und sich der Freude hingab, welche sein Sieg und seine Unabhängigkeit ihm bereiteten, rüstete Holland sich still aber thätig zu dem großen Kampfe, den es bald einem Volke zu liefern gedachte, welches seit seiner Revolution es, wie sich allerdings nicht leugnen ließ, mit Hohn und Beleidigungen überhäufte. Die Londoner Conferenz hatte den Baron von Wessenburg, österreichischen Bevollmächtigten, nach dem Haag geschickt, „um, wie das Protokoll Nr. 27 sagte, die achtzehn Artikel zur Kenntniß des Königs von Holland zu bringen und ihm alle nöthig scheinenden Auseinandersetzungen zu geben.“ Baron Wessenberg war dabei zugleich beauftragt, einen von den Mitgliedern der Conferenz unterzeichneten und an Verstolk van Soelen, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, adressirten Brief zu überreichen. Die Bevollmächtigten

gaben ihm die Hoffnung zu erkennen, daß „der König in seiner Weisheit, seiner Billigkeit und in seiner Freundschaft zu den Mächten sich nicht weigern würde, diese Rücksichten zu erwägen, deren einziger Zweck sei, so viel als möglich seine Rechte und seine Interessen mit der Aufrechthaltung des Friedens in Einklang zu bringen."

Der unbeugsame und höchlich aufgebrachte König Wilhelm ließ am 12. Juli der Conferenz antworten, „daß die neuen Präliminarien von dem zwölften Protokoll so wesentlich abwichen, daß ihre Annahme unzulässig sei; der Besitz des Großherzogthums sei eine Lebensfrage nicht blos für das Haus Nassau, sondern auch für Holland, dessen militärische Position auf diese Weise garantirt würde. In dem vorgeschlagenen Status quo sehe der König einen der Uebelstände, deren Abstellung er schon seit langer Zeit gefordert habe. Austauschungen unterlägen, selbst wenn man ihre Möglichkeit zugestehen wollte, durchaus der Competenz des Königs und des deutschen Bundes. Wenn sich Zweifel über die Rechte Hollands auf den ungetheilten Besitz von Mastricht im Jahre 1790 erhöben, so hätten die Belgier auf das vormalige Bisthum Lüttich auch nicht mehr Recht, als die Holländer selbst. Enclaven existirten in Holland nicht und folglich könnten auch keine Austauschungen erfolgen. Die Klausel, welche die sofortige und wechselseitige Räumung des Territoriums verlange, beraube Holland seiner hauptsächlichsten Garantien für die Ausführung der vorgeschlagenen Bedingungen und übrigens sei es der Würde des Königs und der Unabhängigkeit seines Volkes zuwider, den 7. Artikel in Betreff der innern Schifffahrt zwischen Schelde und Rhein nur einen Augenblick lang seiner Erwägung zu unterziehen." Zuletzt erklärte der König, daß, wenn der Prinz, der auf den Thron Belgiens berufen worden, denselben annähme, ohne zuvor den in dem zwölften Protokoll aufgestellten Anordnungen nachgekommen zu sein, „Se. Majestät nicht umhin könne, ihn als ihren anerkannten und offenen Feind zu betrachten."

Die Antwort der Conferenz auf dieses Manifest, dessen Ausdrücke so bestimmt lauteten, war ungenügend und unentschieden. „Die Hoffnungen," sagte man darin, „welche wir in Folge der Gesinnungen seiner Majestät für die Erhaltung des Friedes bewahren, stimmen mit denen der fünf Mächte um so mehr überein, als sie durch den im November geschlossenen Waffenstillstand garantirt werden. Die fünf Höfe sind durch ein feierliches Uebereinkommen, welches in seiner ganzen Kraft besteht, verbunden, die Erneuerung der Feindseligkeiten zu verhindern."

Am 1. August erklärte Verstolk van Soelen der Conferenz, „der König, welcher fortwährend Beweise von seinem Wunsche gegeben, ein baldiges Arrangement herbeizuführen und so viel als möglich die Erhaltung des europäischen Friedens zu sichern, habe seinen Bevollmächtigten in London Instructionen zugesendet, um einen definitiven Vertrag, welcher bestimmt sei, die Trennung zwischen Holland und Belgien zu reguliren, zum Ab-

schluß zu bringen und zu unterzeichnen, dabei aber sei seine Majestät auch entschlossen, die Unterhandlungen durch ihre militärischen Mittel zu unterstützen."

An demselben Tage setzte sich die schon seit langer Zeit concentrirte holländische Armee in Bewegung und rückte, die ersten Hindernisse, die man ihr entgegenstellte, rasch nach einander beseitigend gegen Brüssel vor.

In diesem kurzen Feldzuge, den man den zehntägigen Feldzug nannte, zeigte sich Holland in den Augen Aller auf das Vortheilhafteste und es mag bei dieser Gelegenheit bemerkt werden, daß das niederländische Volk, dieses Volk, welches kaum drei Millionen zählt und auf der Weltkarte einen so kleinen Raum einnimmt, seit vierhundert Jahren seinen hohen und wohlverdienten Ruf in der Welt bewahrt hat.

Holland hat gegen die Kolosse gekämpft und die Fesseln, mit denen es belastet war, zu brechen gewußt. Es hat tapfer und siegreich dreimal sich gegen unermeßlichen Ehrgeiz gewehrt, gegen den räuberischen Ehrgeiz Philipp's II., den eitlen Ehrgeiz Ludwig's XIV. und den eroberungssüchtigen Ehrgeiz Napoleon's. Wenn Holland zuweilen das Haupt gebeugt hat, so hat es dasselbe auch sofort wieder erhoben und auf diese Weise durch tausend Gefahren und blutige Kämpfe hindurch stolz seine Flagge auf allen Meeren wehen lassen und in der Reihe der großen Seemächte ist es bis jenseits des Ganges, bis in die entferntesten Räume des indischen Oceans vorgedrungen, um Kolonien zu suchen und zu erobern. Bald mit England, bald mit Frankreich verbündet, ward es von zwei Ideen beherrscht, der Sorge für seine Größe und dem Gedeihen seines Handels. Es hat seinen Namen auf gleiche Höhe mit den berühmtesten gebracht, es hat aus seinem Handel einen der reichsten und bedeutendsten der Welt gemacht. Auf seinen Ruf strömte das Gold der Welt in seine Häfen und auf seinen Befehl trugen seine Schiffe den Ruf der Sieben Vereinigten Provinzen, über welchen der Geist einer weisen Freiheit schwebte, in weite Ferne. Lange wußte in den Kabineten Europas seine ehrerbietig gehörte Stimme nach Belieben der Politik der großen Staaten ihre Richtung zu geben. Seine Feindschaft ward damals als ein Unglück betrachtet und später ist seine Allianz stets erwünscht gewesen, weil man wußte, daß sie loyal und aufrichtig war. Ein großes lehrreiches Schauspiel, welches Holland seit vier Jahrhunderten der Welt giebt!

Am 1. August 1831 trifft der Prinz von Oranien in Breda ein, übernimmt sofort das Obercommando über die Armee, welche, wie wir schon gesagt haben, seit dem Monat März organisirt, hier campirte, und erläßt an sie eine energische Proclamation, in welcher er ein bedeutsames kürzlich von dem König ausgesprochenes Wort wiederholt. Und die Soldaten, welche dieses Signal mit so vieler Ungeduld erwartet, rufen begeistert: Vorwärts!

Bald war die ganze Armee in Bewegung. Sie bestand aus vierzig-

tausend Mann Infanterie, viertausend Mann Cavalerie und dreißigtausend Mann Schuttery oder Freiwilligen. Sie besaß zwei und siebzig Kanonen und das ausreichendste Material.

Man formirte sie in drei große Divisionen, deren Commando dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar und den Generälen van Geen und Meyer anvertraut ward. Eine vierte, größtentheils aus Schuttery bestehende Division ward von dem Generallieutenant Cort-Heiligers commandirt.

Mit dem Tage der Ankunft des Prinzen in Breda ward der Waffenstillstand bis zum 4. August in Antwerpen gekündigt und am 2. setzte sich die holländische Armee mit Tagesanbruch in Bewegung. Die zweite von dem Herzog von Sachsen-Weimar commandirte Division bildete das linke Centrum, und die von Cort-Heiligers commandirte Schuttery rückte auf der äußersten Linken der Armee vor. Eine Cavaleriebrigade ward voraus geschickt, die zweite als Reserve zurückbehalten. Vor dieser Armee dehnten sich ungeheure Ebenen aus. Keine wichtige Festung, kein schwierig zu passirender Fluß konnten ihrem schnellen Marsche ein ernstes Hinderniß entgegenstellen. Bald hatte sie die Grenzen Belgiens erreicht und die Division van Geen warf, indem sie gegen Gilzen vorrückte, ein Detaschement von vierhundert Belgiern, die dann ein Jägerbataillon bis Merxplas verfolgte. Während dieser Zeit rückte das zweite Armeecorps gegen Eel und Ravels vor, wo die Belgier der Avantgarde des Generals Niellon einen ziemlich lebhaften Widerstand entgegensetzten, der durch die Häuser und die Zufälligkeiten des Terrains begünstigt ward. Endlich wurden sie hier verdrängt, so daß die Division Sachsen-Weimar ihre Bewegung fortsetzen konnte.

Das dritte Armeecorps war mittlerweile nicht unthätig geblieben. Es marschirte von Eindhoven nach Postel, während das Geschwader der Schelde den Fluß hinauffuhr und vierhundert Seesoldaten ans Land setzte, welche, durch einen Theil der Garnison von Lietkenshoek unterstützt, sich zuerst des Forts Sainte-Marie und dann Calloo's bemächtigten und den Scheldedamm durchstachen, um durch die Ueberschwemmung eine Verbindung mit der Flotte und der Citadelle von Antwerpen herzustellen. Gleichzeitig rückte die von Cort-Heiligers commandirte Division Schuttery gegen Limburg vor und besetzt Heusden.

Als die ersten holländischen Bataillone die belgische Grenze überschritten, glaubte der Prinz von Oranien die Meinung der Belgier über den Zweck des Feldzugs und über seine eigenen Absichten beruhigen zu müssen. Aus diesem Grunde ward auf seinen Befehl in allen von seinen Truppen besetzten Ortschaften die folgende Proclamation angeschlagen, welche der Prinz „an die Einwohner der Provinzen, welche die Armee Sr. Majestät des Königs der Niederlande besetzen wird," richtete.

„An der Spitze der Nationalarmee der Niederlande bin ich bei Euch eingerückt. Ich will die friedlichen Bewohner dieser Provinzen über den

Zweck dieses feindseligen Schrittes beruhigen. Kein Wunsch der Eroberung oder der Rache beseelt die Armee oder ihren Anführer. Der König, mein Vater, schickt mich in keiner andern Absicht als der, gerechte und billige Bedingungen für die Trennung zwischen den Provinzen, die ihm treu geblieben sind und die, welche sich seiner Herrschaft entzogen haben, zu erhalten. Wir führen Krieg, um die Herstellung eines dauernden Friedens zu beschleunigen. Den ruhigen Einwohnern des Gebietes, auf welchem ich mich jetzt befinde, garantire ich Schutz und Sicherheit und verspreche Unterstützung Denen, welche sich auf die Seite der guten Sache schlagen. Wenn, wie dies bei einer zahlreichen Armee immer unvermeidlich ist, hier und da Unordnungen vorkommen sollten, so wird jede von den Einwohnern erhobene Klage durch die Commandanten angehört werden und strenge Strafe die sofortige Folge des bewiesenen oder eingestandenen Vergehens sein."

Mittlerweile hatten, voll von Vertrauen auf die Streitkräfte der belgischen Armee und der Bürgergarde, deren Aushebung in Masse eben befohlen worden, Herr von Muelenaere, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und seine Collegen eine Depesche an den König Leopold gerichtet, der sein Hauptquartier in Mecheln aufgeschlagen, um ihn zu bitten, das Einrücken französischer Truppen zu verhindern. White, der Secretair der britischen Gesandtschaft, hatte in Abwesenheit Sir Robert Adair's einen ähnlichen Schritt bei dem König gethan, welcher antwortete, daß „die Bitte um militärische Hülfe eine bedingungsweise und nicht absolute sei und übrigens der an Léhon gesendete Brief seinem Inhalte nach denen, welche er selbst an Lord Grey und an Lord Palmerston abgesendet, ganz ähnlich wäre."

Es muß hierbei noch bemerkt werden, daß kurze Zeit vorher der General Daine an den Kriegsminister de Failly geschrieben hatte: „Wenn die Feindseligkeiten beginnen, so ist es meine Pflicht, Ihnen mitzutheilen, daß ich nicht im Stande sein werde, den Krieg so zu führen, daß dadurch der Sieg gesichert und die Ehre unserer Waffen gewahrt wird. Man hat uns alles Mögliche versprochen, aber nicht gehalten. Meinen Ambulanzwagen fehlt die Bespannung, die Verstärkungen treffen nicht ein, ich habe weder Proviant, noch Munition, noch Magazine."

Der König hatte während seines Aufenthalts in Brüssel einen Kriegsrath versammelt, wo die Maßregeln beschlossen worden waren, welche der Ernst der Umstände erheischte. Ueberall setzten sich die regulären Truppen in Bewegung und Baron Hoogvorst, Obercommandant der Bürgergarden, hatte einen Generalbefehl erlassen, durch welche er die Bürgermiliz, deren verschiedene Sammelpunkte er bezeichnete, an die Grenze rief. Mittlerweile legte de Failly, der die furchtbare Verantwortlichkeit nicht auf sich nehmen wollte, das Portefeuille des Krieges in die Hände des Generals d'Hane de

Steenhuyze und der König richtete eine feurige Proclamation an das belgische Volk.

Bald waren die Straßen der Grenze mit Freiwilligen in Blousen bedeckt. Sie riefen mit lautem Geschrei den Augenblick des Kampfes herbei und richteten in den Reihen der regulären Truppen große Verwirrung an. In Antwerpen, dessen Bewohner sich am Vorabend eines neuen Bombardements glaubten, herrschte Angst und Schrecken. Nachdem der General Tabor, welcher hier commandirte, den General Chassé aufgefordert, die Neutralität der Stadt anzuerkennen, was dieser letztere verweigert hatte, verlegte der König am Abend des 4. sein Hauptquartier hierher. Ihm folgte der General Belliard, französischer Bevollmächtigter. An demselben Tage hatte Chassé bei einem mit achthundert Mann unternommenen Ausfall die der Lünette Saint-Laurent gegenüber errichteten belgischen Batterien zerstört. Es war dies ein wichtiger Punkt der zu der Citadelle von Antwerpen gehörigen Außenwerke, der später bei der Belagerung dieses Platzes durch die Kühnheit der französischen Soldaten eine europäische Berühmtheit erlangen sollte. Am 5. August erklärte General Billiard dem alten Gouverneur, daß, da Frankreich und die übrigen Großmächte die Stadt unter ihren Schutz genommen hätten, er für das etwa geschehende Unglück verantwortlich sein würde, und General Chassé willigte ein, seine Operationen einzustellen, bis er neue Instructionen von seiner Regierung erhalten hätte.

Auf diese Weise über das Schicksal Antwerpens beruhigt, kehrte der König nach Mecheln zurück, von wo er den General Daine benachrichtigte, daß er eine Bewegung auf seiner linken Flanke auszuführen habe, um seine Vereinigung mit der Schelde-Armee zu bewirken. General Tieken erhielt gleichzeitig Befehl, rasch nach rechts vorzurücken. Die ganze Armee sollte auf diese Weise in einem Augenblick nach dem Punkte hin concentrirt werden, welchen die holländische Invasion am meisten zu bedrohen schien. Unglücklicherweise glaubte Daine, indem er die Verantwortlichkeit seines Ungehorsams gegen den Befehl des Königs auf sich nahm, seine isolirte Position behaupten zu müssen, wodurch er sein Armeecorps und das des Generals Tieken preisgab. Allerdings sagte er später in einer an den König Leopold gerichteten Rechtfertigungsschrift: „Als die Feindseligkeiten begannen, waren meine Truppen auf Befehl des Kriegsministers an verschiedenen Orten cantonnirt und zerstreut, so daß mehrere Corps sich in einer Entfernung von achtzehn Stunden von meinem Hauptquartier befanden. Meine Lage war kritisch, ich war mit neuntausend Mann mir selbst überlassen, ohne Generale, ohne Stab, ohne Munition, ohne Proviant, ohne Intendantur, ohne Hospitäler und ohne Unterstützung von Seiten der Einwohner. Um den mir ertheilten Instructionen zu gehorchen, hätte ich eine durch die Prinzen in eigener Person und zehn Generale commandirte Armee von vierzigtausend Mann durchbrechen müssen.“

Wie dem übrigens auch sein möge, so bleibt doch gewiß, daß die Nichtausführung des durch den König Leopold combinirten strategischen Plans größtentheils die nachfolgenden Unfälle veranlaßte.

Am 7. August rückten die Holländer gegen Hasselt vor, in der Absicht, den General Daine anzugreifen, während der Herzog von Sachsen-Weimar, der, indem er die linke Flanke der belgischen Armee umging, sich Saint-Trond's bemächtigt hatte, ihm die große Straße nach Brüssel abschnitt. Am 8. griff der Prinz von Oranien an der Spitze der ersten und dritten Division, ebenfalls gegen Hasselt und Curinghen vorrückend, Daine's Corps in der Front an, während die Division des Generals Cort-Heiligers von Zonhoven kommend, ihm in die Flanke fiel. Diese Maas-Armee, welche sich selbst diesen Namen gegeben hatte, konnte ohne Zweifel bei der Unvorsichtigkeit ihres Anführers nicht mit Vortheil gegen die numerisch überlegene holländische Streitmacht kämpfen, aber schon beim Anblick des Feindes und beinahe ohne alle Gegenwehr räumte sie das Schlachtfeld in unaussprechlicher Verwirrung und von dem ergriffen, was die Alten uns einen panischen Schrecken nennen gelehrt haben. Die Flüchtlinge, welche fünf Stück Geschütz, mehrere Munitionswagen und den größern Theil ihre Bagage zurückließen, machten erst unter den Mauern Lüttichs Halt und diese beklagenswerthe Niederlage kostete ihnen siebenhundert Mann an Getödteten, Verwundeten oder Gefangenen. Am 10. marschirte der Prinz von Oranien gegen Löwen.

Mittlerweile hatte König Leopold, nachdem er sein Hauptquartier nach Aerschot verlegt, am 8. August dem Armeecorps des Generals Tieken Befehl gegeben, in der Richtung von Westmerbeek die Ankunft Daine's zu erwarten, welcher, wenn er den erhaltenen Instructionen gehorcht hätte, in der That am Abend diesen Punkt hätte erreichen müssen. Die Truppen hatten, als sie den König sahen, lebhafte Acclamationen hören lassen und ihr Enthusiasmus schien ihm so glückverkündend zu sein, daß er, nachdem er Musterung abgehalten, sofort an den General Belliard schrieb:

„Die Umstände sind so günstig, daß ich es für dringend nothwendig halte, der Bewegung des Marschalls Gérard Einhalt zu thun. Die ganze Armee theilt diese Ansicht und ich glaube, daß wir ohne Beistand von Fremden kämpfen müssen. Eben so bin ich der Meinung, daß es um der Erhaltung des guten Einverständnisses unter den Großmächten willen absolut wünschenswerth ist, daß der Marschall nicht eher vorrücke, als bis die Umstände es gebieterisch verlangen."

Aber alle diese Illusionen, welche bis jetzt das Vertrauen des Königs Leopold aufrecht erhalten hatten, sollten in Nichts zerrinnen. Daine traf nicht ein und nachdem ihn der König lange erwartet, stellte er sich an die Spitze der fünfzehntausend Mann Tieken's und marschirte gegen Montaigu, um die Holländer von dort zu vertreiben, als die Nachricht von der Niederlage bei Hasselt eintraf. Dieses unerwartete Unglück mußte das bis jetzt

verfolgte Vertheidigungssystem vollständig verändern, denn nun war es klar, daß die Holländer rasch nach Brüssel marschiren würden. Man mußte daher — und dies war die einzige Möglichkeit, die Hauptstadt zu decken — rasch eine rückgängige Bewegung gegen Löwen ausführen und den Feind unter den Mauern dieser Stadt aufhalten. Der König trat diesen Rückmarsch sofort an und am Abend des 10. August bivouakirte das Armeecorps Tieken's bei Beautersem vor Löwen.

Es ist in der That gewiß, daß, wenn der Prinz von Oranien, ohne mit strategischen, übrigens sehr gelehrten, Bewegungen die kostbare Zeit zu verlieren, nach der Schlacht bei Hasselt an der Spitze seiner Cavalerie und der 2. und 3. niederländischen Division keck gegen Löwen vorgerückt wäre, er leicht das durch den General Clump commandirte Corps hätte über den Haufen werfen und Brüssel erreichen können, ehe die Schelde-Armee — mit welchem Namen man das Armeecorps des Generals Tieken bezeichnet — Zeit gehabt hätte, die Hauptstadt zu decken.

Erst am Abend des 11. erreichten die holländischen Kolonnen Beautersem. Die durch die Anwesenheit des Königs angefeuerten belgischen Vorposten warfen sie bis Roosbeek zurück, doch war dies nur ein letzter Schein von Energie, der keine lange Dauer haben sollte.

Löwen bot jetzt einen höchst seltsamen Anblick dar. Angefüllt mit indisciplinirten und entmuthigten Freiwilligen, mit Geschützen, die nicht mehr zu gebrauchen waren, mit Bagage, die nothwendig dem Feinde in die Hände fallen mußte, schien die Stadt diesem bereits anheim gefallen zu sein und es war, als ob diese zu ihrer Vertheidigung bestimmte Armee schon die Gewißheit ihrer bevorstehenden Niederlage gehabt hätte.

Am andern Morgen entspann sich der Kampf auf der ganzen Linie, aber gleich bei den ersten Kanonenschüssen nahmen die Bürgergarden Reißaus, warfen die Waffen weg und zerstreueten sich nach allen Richtungen. Vergebens sprengten der König und sein Stab herbei, um dieser jämmerlichen Flucht Einhalt zu thun. Leopold hatte den Kummer, alle Bestrebungen, die er mit einem Muthe, welcher eines günstigeren Ausgangs würdig gewesen wäre, verdoppelte, umsonst aufgewendet zu sehen.

Bald verließen auch die regulären Truppen, entmuthigt durch die Isolirung, in welche sie durch die Flucht der Bürgergarden versetzt wurden, ihrerseits die Position, die sie einnahmen und zogen sich, weil sie durch die zahlreiche Cavalerie der Holländer umzingelt zu werden fürchteten, in Unordnung unter die Mauern von Löwen zurück, wohin der Prinz von Oranien sie zu verfolgen im Begriff stand, als plötzlich William Russell als Parlementair herbeieilend und mit einem Briefe von dem englischen Gesandten Sir Robert Adair auf der Heerstraße erschien. Der englische Gesandte verlangte von dem Prinzen sofortige Einstellung der Feindseligkeiten, indem er ihn zugleich von dem Anrücken der französischen Armee unterrichtete, deren Beistand der General Belliard requirirt, sobald er die

Niederlage der Belgier bei Hasselt erfahren hatte. Der Prinz, welcher anfangs an diese rasche französische Intervention nicht glauben wollte, befahl seinem Adjutanten, dem Grafen von Limburg Stirum, Lord William Russell zu begleiten und sich von dem Anrücken des Marschalls Gérard zu überzeugen, doch setzten seine Truppen ihren Weitermarsch mittlerweile fort.

Sir Robert Adair hatte sich in das Hauptquartier des Königs Leopold begeben. Als er sah, daß Lord William Russell's Botschaft dem Marsch der Holländer nicht sofort Einhalt that, nahm er ein Pferd, durchritt den Raum, welcher die beiden Armeen trennte und suchte den Prinzen von Oranien auf, von welchem er nach ziemlich langer Discussion die verlangte Einstellung der Feindseligkeiten unter der Bedingung bewilligt erhielt, daß die belgischen Truppen Löwen räumten und die Stadt durch die Holländer besetzt werde. Nach Annahme dieser Präliminarien ward ein Vertrag aufgesetzt und im Namen der Belgier durch den General Goblet unterzeichnet. Der Prinz von Oranien schickte dem Herzog von Sachsen-Weimar sofort Befehl zu, seinen Marsch gegen Brüssel zu sistiren und die Feindseligkeiten hörten auf. Am 13. August hatten der Prinz und Marschall Gérard eine Unterredung, in welcher man übereinkam, daß die holländische Armee sofort ihren Rückzug antreten und die Franzosen ihr gewissermaßen bis an die Grenze das Geleit geben sollten.

Von diesem Ausgang des zehntägigen Feldzugs setzte Wilhelm von Oranien seinen Vater durch folgende Meldung in Kenntniß: „Gegen neun Uhr," heißt es in dem elften Bülletin des Prinzen vom 16. August 1831, „kam der Marschall selbst von seinem Stabe und einer kleinen aus Dragonern bestehenden Escorte begleitet. Er versicherte mir sofort, daß er alle nöthigen Befehle gegeben und daß die Division des Generals Hulot unterwegs sei, um die Truppen Eurer Majestät zu ersetzen, welche letztern die Ordnung in der Stadt so lange erhalten sollten, bis sie von den Franzosen abgelöst würden. Ich fand den Marschall geneigt, meine Absichten auszuführen und hoffe, daß durch diese Unterredung alle Schwierigkeiten, welche die Nähe und die Bewegungen der beiden Armeen hätten veranlassen können, vollständig gehoben sind. Ich habe Tirlemont erst verlassen, als die Stadt durch die Division des General Hulot besetzt ward. Ich wollte dadurch dem Marschall die Artigkeiten erwiedern, die er gegen mich bewiesen. Er war in Tirlemont eingetroffen, als wegen Anwesenheit der Truppen Eurer Majestät diese Stadt noch mein Hauptquartier war und als ich sie verließ, war der Marschall so aufmerksam, mich bis vor das Thor zu begleiten, wo wir von einander Abschied nahmen."

Im Augenblicke dieser Trennung wäre der Prinz beinahe durch einen belgischen Parteigänger ermordet worden, der sich mit blankem Säbel auf ihn stürzte. Vier französische Dragoner bemächtigten sich dieses Elenden und der Marschall Gérard ließ ihn am nächstfolgenden Tag erschießen.

Der Rückzug der holländischen Armee geschah in der besten Ordnung.

Die Armee kehrte in ihre Cantonnements zurück und hielt sich hier marschfertig, wenn weitere Ereignisse ihre Intervention nothwendig machten. Holland hatte mit dem Degen in der Faust die Verläumdungen der belgischen Journale widerlegt und seine September-Niederlage gerächt.

III.

Man weiß, daß die englische Constitution, jeden Gedanken an Gleichheit zurückweisend, die Nation in zwei scharfgeschiedene Kategorien trennt: die Aristokratie und das Volk. Die Aristokratie hat schwere Lasten zu tragen, aber sie ist auch im Besitze aller Privilegien; auf dem Volke ruhen der größere Theil der Steuern und der Opfer. Der Adel besitzt den größten Theil des Bodens und da der Grundbesitz in Folge des Erstgeburtsrechts fortwährend in den Händen einer sehr beschränkten Anzahl von Individuen bleibt, so folgt daraus, daß einige Hundert Patrizierfamilien die ausschließlichen Eigenthümer fast des ganzen Königreichs sind.

Es ist dies ein abnormer Zustand der Dinge, dem man aber gleichwohl die Größe Englands zuschreiben muß, denn es ist ein Land, in welchem die Ungleichheit, weit entfernt, Ohnmacht und Verderben zu schaffen, bis jetzt nur Macht und Gedeihen erzeugt hat.

Wir sagen Gedeihen, dabei aber muß nothwendig ein Unterschied zwischen dem Gedeihen einer Nation und dem der Menschen, aus welchen sie zusammengesetzt ist, gemacht werden. Wenn die Macht und die Größe Englands den Glanz der britischen Aristokratie vermehrten, so entwickelten sie doch in den Massen ganz gewiß keinen Keim des Wohlbefindens und der Moralität. Der Handelsgeist, die Triebfeder ungeheuerer industrieller Unternehmungen, konnte allerdings nicht verfehlen, in einer gegebenen Zeit einen starken und compacten Mittelstand zu schaffen, aber die Neigungen eben so wie die Reichthümer desselben mußten ihn von dem Volke entfernt halten und unmerklich der Aristokratie nähern. Die englische Nation war deshalb bestimmt, blos in zwei Klassen zu zerfallen — die Reichen und die Armen.

Welcher Reichthum und welche Armuth!

Nicht sobald hatte die Lage Irlands das Ministerium Englands gezwungen, die Emancipation der Katholiken durchgehen zu lassen, als das englische Volk, durch diesen ersten Schimmer der Freiheit geleitet, sich energisch gegen alle diese Privilegien und Monopole erhob. Der Mittelstand verlangte politische Rechte; die untere Klasse bürgerliche Rechte; der Zehnten und die Getreidegesetze wurden mit Eifer angegriffen und man kann sagen, daß noch nie der Kampf zwischen den aristokratischen und demokratischen Prinzipien sich so lebhaft und so unverkennbar entsponnen hatte.

Dies war der politische Zustand Großbritanniens in dem Augenblick, wo Wilhelm IV.*) auf den Thron gelangte.

Die Revolution, welche in Frankreich so rasch ein System und eine Dynastie stürzte, gab sofort den Revolutionsideen, welche damals in England gährten, einen furchtbaren Impuls und man kann recht gut annehmen, daß ohne die gewaltigen Bewegungen des Jahres 1830 dieses Land noch zehn Jahre länger auf den großen Act der Parlamentsreform hätte warten müssen.

Diese Ereignisse hatten den Sturz des Kabinets Wellington beschleunigt. Einmal am Staatsruder beeilte sich Earl Grey, welcher die Forderungen seiner Zeit vollkommen begriff, die zur Ausführung des Reformplans, den er schon lange in Gedanken trug, nothwendigen Elemente zusammenzubringen. Er suchte die Unterstützung der liberalen Presse, welche nun nicht mehr aufhörte, das Land von den kostbaren Vortheilen der im Werke begriffenen Maßregeln zu unterhalten. Erbittert übrigens durch die leidenschaftlichen Angriffe der Toryblättet, die natürlich berufen waren, die Sache des Privilegiums zu vertheidigen, angestachelt durch die Führer der Bewegung, nahm das Volk bald thätigen Antheil daran. Ueberall bildeten sich Versammlungen, um die Reformmaßregel zu unterstützen. Die Städte, die Kirchspiele der einzelnen Grafschaften hatten ihre berathenden Versammlungen, welche heimlich von den Emissären der Regierung geleitet wurden. Endlich errichtete man, um keine Frucht der Agitation ungenutzt zu lassen, in den Mittelpunkten bedeutender Bevölkerungen permanente Vereine, welche bestimmt waren, die Reformpetitionen zu sammeln und zu verbreiten.

Mittlerweile machte sich gleichzeitig eine Agitation ganz anderer Art in Irland bemerklich. O'Connell und die Association hatten zahlreiche Meetings organisirt und auf allen Punkten des Landes sah man die Bauern unter dem Einfluß heimlicher Anregung ihre Arbeiten verlassen, um sich in Prozesston zu diesen Versammlungen zu begeben. Die in Irland herrschende Noth steigerte sich auf die beunruhigendste Weise und die Agitation erhielt durch diesen Zustand der Dinge einen furchtbaren Charakter.

Während dies geschah, hatten die Zünfte von Dublin beschlossen, O'Connell feierlich zu begrüßen und ihm ihre Sympathien zu bezeugen. Der Lordlieutenant jedoch, welcher fürchtete, daß diese öffentliche Manifestation Ruhestörungen veranlassen könne, verbot den Zünften, sich zu versammeln. Da die Regierung übrigens nun über die wirklichen Tendenzen einer von O'Connell neugegründeten Gesellschaft ins Klare war, weil er, während er behauptete, keinen andern Zweck zu verfolgen, als das Petitions-

*) Geb. 1765, gest. 1837.

recht zu schützen, doch in der That die im Jahr 1829 aufgelöste katholische Association wieder ins Leben rief, so zögerte sie nicht, dagegen einzuschreiten.

Nun befahl O'Connell, der vielleicht England beweisen wollte, wie weit seine Macht und die Hülfsquellen seiner Popularität sich erstreckten, allen seinen Agenten, das Volk aufzufordern, an einem und demselben Tage in den Banken die größtmögliche Quantität Papiergeld zu präsentiren und die Umwechselung desselben in Gold zu verlangen, was nothwendig eine Einstellung der Zahlungen herbeiführen mußte.

O'Connell's Plan ward pünktlich ausgeführt und bald mußte der dadurch gelähmte Verkehr seine Geschäfte unterbrechen. Auf diese geschickt angelegten Feindseligkeiten antwortete der Vicekönig durch einen ganz unerwartet kräftigen Schritt, indem er O'Connell, Lawleß, Steele und mehrere andere Anführer der katholischen Partei, als der Veranstaltung unerlaubter Versammlungen angeklagt, verhaften ließ. Diese Verhaftung kühlte, weit entfernt das Signal einer Empörung zu werden, wie man hätte fürchten können, das Feuer ab und beschwichtigte die Kühnheit der Parteigänger O'Connell's. Der plötzlich gegen England und seine Regierung begonnene Kampf schrumpfte nun in die kleinlichen Umrisse einer juristischen Discussion zusammen und endlich gewann auch nur mit Hülfe juristischer Spitzfindigkeiten der für den Augenblick aus seiner Rolle gefallene große Agitator seinen Prozeß und erlangte dadurch die Freiheit wieder. Am 3. Februar 1831 erschien O'Connell wieder in London und wohnte der Eröffnungssitzung des Parlaments bei.

Lord Grey kündigte in dieser Sitzung an, daß er in Uebereinstimmung mit seinen Collegen einen Reformentwurf verfaßt habe, welcher nächstens der Berathungen der beiden Häuser unterstellt werden solle. Er fügte hinzu, daß das Kabinet sich vorgenommen habe, auf diese Weise die Modificationen zu erlangen, welche der Fortschritt des Zeitgeistes in den drei Königreichen erheische und die man nach den zahlreichen von allen Punkten Großbritanniens eingegangenen Petitionen als ein allgemein gefühltes Bedürfniß anerkennen müsse. Lord Althorp setzte seinerseits die Absichten des Ministers aus einander und machte dem Unterhause bekannt, daß die auf die Reform bezügliche Motion am 1. Mai durch Lord Russell vorgelegt werden würde, ein allerdings merkwürdiger Umstand, da Lord John Russell nicht dem Kabinet angehörte. Man wußte, daß dieser Staatsmann den wichtigsten politischen Interessen seiner Zeit, der Emancipation der Katholiken und der Parlamentsreform, sein Leben gewidmet hatte. Namentlich was die letzte Maßregel betraf, so hatte kein Redner mehr Anspruch darauf sie zu vertheidigen oder mehr Aussicht, ihren Triumph herbeizuführen.

Nachdem die Civilliste des neuen Souveräns bewilligt und das am 11. Februar durch den Schatzkanzler vorgelegte Budget angenommen war,

empfing das ungeduldige Haus endlich die offizielle Mittheilung von dem Reformproject der Regierung. Lord John Russell machte, ehe er die Vorlage entwickelte, bemerklich, daß in dem vorläufig ausgearbeiteten Entwurf, den er dem Hause vortragen wolle, der Premierminister sich ganz besonders bemüht habe, die fanatische Ehrfurcht gewisser Geister vor der Vergangenheit mit dem übertriebenen Eifer derjenigen in Einklang zu bringen, welche in ihren Gedanken den Aufschwung der politischen Fortschritte nicht von dem vollständigen Untergang der Institutionen zu trennen wissen. „Wir hoffen," sagte Lord John Russell, „zwischen diesen beiden Klippen eine gute und constitutionelle Reform unserer nationalen Repräsentation errichten zu können und wollen gleichzeitig Mißbräuche und Unglücksfälle vermeiden. Uebrigens halte ich es für meine Pflicht, dem Hause die Grundlagen bekannt zu machen, auf welchen unsere Argumente ruhen, um vor Allem zu beweisen, daß das Recht zu Gunsten der Reform ist. Kraft der alten Constitution des Landes war Niemand gehalten, Abgaben zu bezahlen, wenn er sie nicht selbst oder durch seinen Repräsentanten bewilligt hatte. Das Statut de Tallagio non concedendo sprach dieselben Bestimmungen aus. Es betraf alle Bürger des Volks (freemen) und bestimmte, daß jede Grafschaft zwei Ritter, jede Stadt zwei Bürger und jeder Flecken zwei Mitglieder in das Unterhaus sende.

„In Folge dieses Systems schickten etwa hundert Localitäten Vertreter in das Parlament. Ueberdies gab es dreißig bis vierzig Localitäten, die je nach den veränderlichen Umständen des Reichthums, der Bevölkerung und der Wichtigkeit vertreten oder nicht vertreten waren. Es ist kein Zweifel vorhanden, daß das Unterhaus seinem Ursprunge nach und in den ersten Zeiten das englische Volk wirklich repräsentirte, aber eben so ist es nicht minder zweifelhaft, daß das Parlament in seinem gegenwärtigen Zustande aufgehört hat, das englische Volk zu repräsentiren. Wenn aber die Anhänger der Reform das Recht für sich haben, so haben sie auch die Vernunft für sich; denn es ist geradezu unmöglich, die Constitution des Parlaments bei ihren gegenwärtigen Zuständen zu erhalten. Wer hat nicht von England als von einem Lande reden hören, welches in der Geschichte der Staaten an Reichthum, an Civilisation, an Freiheit nicht seines Gleichen hat? Und dennoch wenn man annimmt, daß ein Fremder erfährt, daß in diesem so glücklichen, so vollkommen civilisirten Lande die Vertreter des Volks alle sechs Jahre nur einmal gewählt werden, wird er dann nicht sehr begierig sein zu erfahren, auf welche Weise diese große und weise Nation die Bürger wählt, die sie vertreten und von welchen ihr Wohlergehen und ihre Rechte abhängen? Würde dieser Fremde nicht mit Recht erstaunen, wenn man ihn vor einen kahlen Felsen führte und ihm sagte, daß dieser Felsen zwei Mitglieder ins Parlament schickt, oder wenn man ihm, während er in einem Park herumgeht, der keine Spur von einer menschlichen Wohnung darbietet, mittheilt,

daß dieser Park sich desselben Vorrechts erfreut? Und wie sehr würde nicht sein Erstaunen steigen, wenn er den Norden des Landes bereiste und hier von den blühenden Städten, den Sitzen vieler Fabriken, erführe, daß diese Städte im Parlament nicht vertreten sind? Zuletzt würde sein Erstaunen allerdings einem andern Gefühl Raum geben, wenn er in einer großen reichen Stadt, zum Beispiel in Liverpool anlangend, bemerkte, auf welche Weise die Wahlen dort zu Stande kommen. Er würde dort eine ungescheute Corruption vorherrschen sehen; er würde sehen, wie die Bürger offen für ihre Stimmen bezahlt werden und nicht begreifen, wie so gewählte Repräsentanten ihre Pflichten als Gesetzgeber erfüllen können.

„Das Volk verlangt laut eine Reform und behauptet, daß Das, was in unserer Constitution das Vertrauen des Landes verdiente, vollständig aufgehört hat zu existiren. So lange als Städte wie Leeds und Manchester keine Repräsentanten haben, während Flecken wie Gatton und Old Sarum vertreten sind, wird es in der That unmöglich sein, zu sagen, daß die Repräsentation eine wirkliche, aufrichtige und wirksame sei."

Der Plan des Ministerium bestand darin, gewissen Flecken das Wahlrecht zu nehmen (disfranchise), um es auf wichtige Städte, die es noch nicht besaßen, zu übertragen, sodann das Stimmrecht auf eine größere Anzahl von Einwohnern auszudehnen, um die Zahl der Wähler in den Orten zu vermehren, welche ihre Repräsentationsrechte ganz oder theilweise behielten.

Demzufolge schlug Lord John Russell vor, allen Flecken oder sogenannten Burgen das Wahlrecht zu nehmen, deren Bevölkerungszahl unter zweitausend sei, und die im Jahre 1821 aufgenommene Volkszählung dieser Schätzung zu Grunde zu legen. Diese Burgen waren sechzig an der Zahl und wählten einhundertundneunzehn Repräsentanten. Uebrigens schlug er vor, vierundvierzig Burgen, deren Bevölkerung nicht die Zahl von viertausend erreichte, anstatt zwei nur einen einzigen Repräsentanten zu bewilligen und Weymouth zwei von den Mitgliedern zu nehmen, welche dieser Flecken in das Parlament wählte. Nach diesem Vorschlage kamen einhundertundachtundsechzig Deputirte in Wegfall.

Um nun das Gleichgewicht wiederherzustellen, erbot er sich, sieben großen Städten einer jeden zwei Repräsentanten, zwanzig anderen jeder einen zu bewilligen, die Zahl der Deputirten in siebenundzwanzig Grafschaften von zwei auf vier zu erhöhen, Yorkshire anstatt vier Mitgliedern deren acht und London anstatt acht deren sechzehn zu bewilligen.

Was die Ausdehnung des Wahlrechts betraf, so bestand die Basis, auf welcher das neue System ruhete, darin, daß alle englischen Unterthanen,

die eine jährliche Miethe von zehn Pfund Sterling bezahlten, möchten sie das gemiethete Local nun bewohnen oder nicht, als Wähler betrachtet würden.

Die Copyholders oder Besitzer eines Grundstücks, die keinen andern Besitztitel haben, als eine durch den Archivar des Gutsherrn ausgestellte Katasterabschrift, deren Besitzthum einen Werth von 10 Pfund Sterling hätten, und die Eigenthümer von Häusern desselben Werthes sollten Grafschaftswähler sein; alle Miethbewohner, die einen in den zwei letzten Jahren vor Präsentation des Gesetzentwurfs nicht erneuerten Contrakt von einundzwanzig Jahren hätten, sollten Stadtwähler sein.

Dies waren die hauptsächlichen Bestimmungen der Reformbill in Bezug auf das, was das eigentliche England betraf, aber der Minister schlug auch vor, die Wahlgesetze Schottlands und Irlands zu ändern. Was Schottland betraf, so hob das Ministerium das Vorrecht der Municipalcorporationen auf, welche die Repräsentanten der Wahlflecken ernannten, und verlieh den Bürgern das Wahlrecht. Jeder Besitzer, der ein Grundstück oder ein Haus von einem jährlichen Ertrag von zehn Pfund Sterling bewohnte; jeder Pächter, der einen auf neunzig Jahre lautenden schriftlichen Contrakt besaß und wenigstens fünfzig Pfund Sterling bezahlte, hatte Stimmrecht bei den Grafschaftswahlen. In den Städten mußte man, um Wähler zu sein, ein Haus besitzen, dessen Ertrag sich wenigstens auf zehn Pfund Sterling belief.

Irland, welches von den englischen Staatsmännern in der Regel mit wenig günstigen Augen betrachtet wird, sah sich in Bezug auf die Ziffern der Wahlkategorien England und Schottland so ziemlich gleichgestellt. Man mußte hier zehn Pfund Sterling bezahlen, um Wähler zu sein, was die Zahl der Stimmberechtigten in bedeutendem Grade reducirte, denn da das Land nicht reich ist, so konnte die Summe von zehn Pfund Sterling nur von einer sehr kleinen Anzahl von Individuen bezahlt werden. Eine wirkliche und wahrhafte Wohlthat aber war die Aufhebung der den Corporationen beigelegten Rechte.

Im Ganzen genommen schuf Lord Grey's Plan eine halbe Million neuer Wähler und raubte dem Hause zweiundsechzig Repräsentanten, indem er die Gesammtzahl derselben von sechshundertachtundfünfzig auf fünfhundertsechsundneunzig reducirte.

Wir haben schon gesagt, daß die Tories weit entfernt waren, von einem Whigkabinet eine so revolutionaire Bill zu erwarten, welche kühn das Recht von fünfhunderttausend neuen Wählern an die Stelle jenes alten Eigenthumsrechtes, der alterthümlichen Basis aller englischen Institutionen, setzte. Die Radicalen selbst schienen über diese durch die Whigs den liberalen Prinzipien gemachte ungeheuere Concession erstaunt zu sein. Da sie jedoch

wohl einsahen, daß der Widerstand ein langer und hartnäckiger sein würde, so zeigten sie sich geneigt, das Project des Lord Grey einmüthig zu unterstützen, denn er hatte nach ihrer Ansicht auf alle Fälle das große Verdienst, zum ersten Male in das englische Gesetz ein Prinzip einzuführen, welches sie später fruchtbar zu machen gedachten.

Das Haus beschloß ohne Abstimmung die erste Verlesung der Bill. Dieses Resultat hatte in der Wirklichkeit keine Bedeutung, aber dennoch verstand die Reformpartei, sich seiner auf geschickte Weise zu bemächtigen und ihm die ganze Tragweite eines Sieges zu geben. Die zweite Lesung war auf den 2. März 1831 bestimmt worden, aber die Abstimmung hierüber fand erst am 23. statt. Es waren im Hause 603 Mitglieder anwesend; 302 Stimmen verlangten die zweite Lesung der Bill und 301 verweigerten sie. Der Antrag ging daher mit einer Majorität von einer einzigen Stimme durch, ein eigenthümlicher Umstand, der einen genauen Begriff von der Exaltation der Parteien giebt.

Am 18. April, nachdem das Unterhaus sich wegen Prüfung der Artikel in einen Comité verwandelt hatte, ward ein von dem General Gascoyne gestelltes Amendement, welches die Beibehaltung der gegenwärtigen Anzahl der Parlamentsmitglieder verlangte, trotz der Bemühungen des Kabinets und seiner Anhänger, angenommen. Die Minister sahen sich dadurch in die Alternative versetzt, entweder ihre Entlassung zu nehmen oder das Parlament aufzulösen. Nun aber gestattete die Situation den Ministern nicht, an ein Zurücktreten von der Staatsgewalt zu denken, denn die ungeheure Majorität der Nation war unverkennbar der Reform günstig gestimmt und dieser gewissermaßen einstimmige Wunsch des englischen Volkes mußte in sehr ernste Erwägung gezogen werden. Die Constitution gab dem Cabinet das Recht, das Parlament aufzulösen, das heißt das Volk zum Richter zwischen den Parteien zu machen und es war nicht möglich, damit weiter zu zögern. Die Mitglieder des Unterhauses wurden benachrichtigt, daß das Parlament bis zum 10. Mai vertagt sei. Am Tag darauf ward die Auflösung ausgesprochen.

Es war dies, so zu sagen, die Entwickelung des ersten Aktes jenes großen Reformdramas und am Abend bot die Stadt London einen seltsamen Anblick dar. Es war, als ob die Hauptstadt Englands die Verkündung eines glänzenden Sieges feierte. Leider beging das Volk in seiner Trunkenheit beklagenswerthe Gewaltthätigkeiten. Die Hotels des Herzogs von Glocester, Bruders des Königs, des Herzogs von Newcastle, des Herzogs von Northumberland, des Marquis von Londonderry, Sir Robert Peel's, Sir Robert Wilson's wurden durch die Menge umzingelt, welche die Fenster einwarf. Hierauf rückte der Pöbel vor die Wohnung des Herzogs von Wellington. Die Diener glaubten, nachdem sie eine förmliche Belagerung ausgehalten, durch einige blinde Flintenschüsse die Menge zu verscheuchen.

Anstatt aber zu fliehen, schlug das erbitterte Volk die Thüren ein und drang in die Vorhalle, wo es plötzlich bei dem Anblick eines prachtvollen Katafalks zurückprallte. Die Mutter des Lord Wellington war am Abend vorher gestorben und ihre Leiche lag nach dem bei der Aristokratie herrschenden Gebrauche auf einem Paradebett. Die Wuth der Parteien erlosch diesmal vor einem Sarge und der Volkshaufen zog sich schweigend zurück, indem er sein Zerstörungswerk unvollendet ließ.

Die Wahlen konnten nicht anders als sehr lebhaft sein, aber der Zusammenstoß, der dabei zwischen dem persönlichen Interesse der Eigenthümer der Wahlflecken und der Nation stattfand, mußte die gewöhnliche Physiognomie dieser Wahlen verändern. Zum ersten Male versuchte die öffentliche Meinung sich Bahn zu brechen und die Käuflichkeit, jene offene Wunde am englischen Wahlkörper, zu verdrängen. Am 21. Juni 1831 eröffnete König Wilhelm IV. in eigener Person die Sitzung des neuen Parlaments und schon am 24. legte Lord John Russell dem Unterhause die Reformbill vor, deren Berathung das Ministerium zu beschleunigen wünschte, um sobald als möglich den Feldzugsplan seiner Gegner kennen zu lernen.

Was die Tories betraf, so schienen sie entschlossen zu sein, das Widerstandssystem, welches ihnen bis zu diesem Augenblicke so gut gelungen war, kräftig zu verfolgen, aber ihre unverkennbare Inferiorität überzeugte sie bald von der Unmöglichkeit, durch offene Kraft zu triumphiren. Nun befolgten sie eine andere Taktik, nahmen ihre Zuflucht zu kleinlichen Manövers, zu Verzögerungsmitteln, und brachten es endlich auch so weit, daß die zweite Lesung der Bill vertagt ward, die aber am 6. Juli dennoch mit bedeutender Majorität zugelassen ward. Das Unterhaus verwandelte sich sofort in einen Comité zur Prüfung der Artikel, und endlich am 22. September um fünf Uhr Morgens, nach einem verzweifelten Kampfe, hatten die Conservativen den Kummer, die Reformmaßregel mit 345 gegen 236 Stimmen annehmen zu sehen — ein Resultat, welches die Demonstrationen der öffentlichen Freude außerhalb des Hauses mit lautem und anhaltendem Jubel begrüßten.

Am Tage nach der Annahme der Bill, der in Birmingham durch eine aus mehr als hunderttausend Personen bestehende Versammlung gefeiert ward, erschien Lord John Russell in Begleitung einer beträchtlichen Anzahl Mitglieder des Unterhauses an der Schranke des Oberhauses und übergab die Bill den Händen des Lordkanzlers. Die Acte ward der Form wegen zum ersten Male verlesen und die zweite Lesung auf den 3. October festgesetzt. Die allgemeine Physiognomie des Oberhauses verrieth den unüberwindlichen Widerwillen, auf den die Annahme der Bill hier stoßen mußte. Wie konnte man auch in der That voraussetzen, daß diese mächtigen Grundeigenthümer leicht und ohne Kampf auf die förmliche Souverainetät ver-

zichten würden, welche ihnen der von ihnen geübte Einfluß auf die Corporationen und die Grafschaften von jeher verliehen hatte?

Lord Grey kannte recht wohl die Gesinnungen, von welchen das Oberhaus beseelt war, als er muthig und energisch die zweite Lesung der Bill verlangte. „Mylords," sagte er, „wenn die vereinigten Vertreter der Nation mit imposanter Majorität die Reform von Ihnen verlangen, wenn von allen Seiten eine unruhige Bevölkerung darauf dringt, werden Sie, das Haus der Lords, sich dann wohl durch einen unerwarteten Widerstand mit der ganzen Nation in Opposition setzen wollen? Wenn jedoch das Oberhaus sich nicht scheuen sollte, es auf ein solches Extrem ankommen zu lassen, selbst wenn beinahe die Gesammtheit seiner Mitglieder dem Volke die Reform, die es verlangt, verweigern sollte, so nehme ich keinen Anstand vorauszusagen, daß es nicht lange dem Andringen würde widerstehen können. Die Folgen wären entsetzlich! Wenn Sie den Strom nicht aufhalten können, Mylords, so wird er Sie mit sich fortreißen und verschlingen. Als Bürger, als Gesetzgeber, als Mitglied der Regierung, als Staatsmann beschwöre ich Sie, diese Gefahren ins Auge zu fassen." Das einzige Zugeständniß aber, zu welchem eine ziemlich schwache Minorität geneigt zu sein schien, war, einigen großen Fabrikstädten das Recht auf die Wahl einiger Repräsentanten zu geben. Lord Brougham entwickelte in dieser Discussion die einschneidendste Beredtsamkeit. Die Worte des edlen Pairs setzten das Oberhaus in Erstaunen, ohne jedoch dessen Vorurtheile zu besiegen. Es glaubte ungestraft dem Verlangen der Nation sich widersetzen zu können und verwarf am 8. October ohne weitere Prüfung die Reformbill mit einer Majorität von 41 Stimmen.

Man begreift leicht, daß bei der Stimmung der Gemüther eine solche Entscheidung Ruhestörungen zur Folge haben mußte. Das Volk wälzte sich nach den Hotels des Herzogs von Wellington und der Lords Dudley und Bristol, so daß es der Polizei viel Mühe kostete, diese Häuser vor Demolirung zu schützen. Der Herzog von Cumberland, Bruder des Königs, ward auf den Straßen von London von dem aufgebrachten Volke überfallen, vom Pferde gerissen und entging weiterer Gefahr nur durch das Einschreiten der Behörde. In Derby endete eine Schlägerei zwischen Soldaten und dem Volke mit dem Tode mehrerer Personen. In Nottingham ward das Schloß Newcastle durch die Reformer angezündet. In London selbst sah man nicht ohne Furcht und Schrecken einen Zug von beinahe dreihunderttausend Personen die Straßen der Hauptstadt durchschreiten und sich nach dem Palast von Saint-James begeben, um dem König die Wünsche seiner Unterthanen vorzutragen.

Andererseits war es unmöglich, die ungeheuern Schwierigkeiten zu verkennen, in welchen sich das Kabinet befand, weil es gleichzeitig mit der jeden Tag sich drohender gestaltenden Volksgährung und mit dem hart-

näckigen Widerstande der Aristokratie zu kämpfen hatte. Die Creirung einer gewissen Anzahl von Pairs hätte ohne Zweifel dem Minister gestattet, diese doppelte Gefahr abzuwenden; diese Maßregel wird aber in England gewöhnlich als ein Staatsstreich betrachtet, und das Kabinet tritt in der Regel lieber ab, als daß es sich durch ein solches Mittel zu erhalten suchte.

Das Oberhaus hatte offenbar vorausgesetzt, daß das Kabinet, gezwungen, der Allmacht des Parlaments zu weichen, zurücktreten und das Schicksal der Reformbill mit sich nehmen würde. Die Corporationen aber, der Handel, die Bank, verbündeten sich mit dem Unterhause, hielten Lord Grey durch feierliche Demonstrationen aufrecht, und dieser Letztere, welcher mit Muße den ferner zu verfolgenden Plan zu überlegen wünschte, um den endlichen Triumph der Maßregel herbeizuführen, vertagte das Parlament, indem er zugleich erklärte, daß ihm später eine neue Bill vorgelegt werden würde.

Dies geschah auch in der That am 12. December im Unterhause. Der neue Entwurf enthielt nur sehr geringfügige Abänderungen der ersten Bill. So stipulirte er zum Beispiel, daß die dermalige Anzahl der Mitglieder des Unterhauses in Folge einer anderen Eintheilung der Wahlflecken keine Verminderung erleiden sollte. Sechsundfünfzig dieser sogenannten Burgen sollten ihres Wahlrechts beraubt werden und die vierundvierzig anderen das Recht haben, blos einen einzigen Deputirten zu wählen. Der Wahlcensus blieb auf zehn Pfund Sterling festgesetzt und in jedem Wahlflecken, wo man die Schätzung der jährlich diese Summen einbringenden Häuser vorzunehmen hatte, sollten die Eigenthümer dieser Häuser das Stimmrecht haben, wenn sie die Armentaxe richtig bezahlten. Was die freemen betraf, so sollten sie das Stimmrecht behalten und es auf ihre Kinder vererben. Die Discussionen, welcher diese neue Entwurf hervorrief, waren lang und stürmisch, aber ohne Interesse, denn das Resultat war vorauszusehen. Die dritte Lesung ward bewilligt und es gelang den Tories nur mit vieler Mühe, einigen den aristokratischen und grundherrlichen Ansprüchen günstigen Bestimmungen in die Bill Eingang zu verschaffen.

Uebrigens erwartete man mit Ungeduld den Tag, wo der neue Entwurf dem Oberhause vorgelegt werden würde. Die Debatten nahmen hier einen ungewohnt heftigen Charakter an. Sie hatten nicht weniger als vier Sitzungen gedauert. „Mylords", sagte endlich Lord Grey in seinem Schlußworte, „die besten constitutionellen Publicisten erkennen an, daß die Creirung einer großen Anzahl von Pairs zu einem besondern Zwecke eine sehr ernste Maßregel ist, zu der man nur selten seine Zuflucht nehmen darf. Aber, setzen sie hinzu, es giebt Fälle, wo sie, um eine Collision zwischen den beiden Häusern zu vermeiden, durch die unbedingte Nothwendigkeit geboten sein kann. Ich selbst habe von jeher einen großen Widerwillen gegen der-

gleichen Regierungsmaßregeln gehabt. In extremen Umständen jedoch halte ich sie für vollkommen gerechtfertigt und den Prinzipien der Constitution vollkommen entsprechend. Vor der Hand habe ich nichts weiter zu sagen."

Dies war allerdings genug gesagt und das Oberhaus schien zu begreifen, daß es nicht lange mehr werde kämpfen können. Der Eindruck war gemacht und einige schon wankende Ueberzeugungen hatten sich dadurch vollends fortreißen lassen. Die zweite Lesung ward demgemäß beschlossen, aber mit der sehr geringen Majorität von 9 Stimmen: 184 gegen 175.

So gering diese Majorität auch war, so bewies sie doch, daß die Pairs anfingen, wo nicht die Dringlichkeit einer Wahlreform, doch wenigstens die Nothwendigkeit zu begreifen, der öffentlichen Meinung Zugeständnisse zu machen. Indessen fehlte immer noch viel, daß der Sieg des Kabinets gesichert gewesen wäre. In der That begaben sich am 7. Mai 1832 (denn um das ganze Reformdrama in seiner Gesammtheit vorzuführen, müssen wir den Thatsachen ein wenig vorgreifen), nachdem Lord Lyndhurst, das Haupt der conservativen Partei, den Antrag gestellt hatte, die erste Klausel der Bill trotz der Bemühungen der Minister zu vertagen, Lord Grey und Lord Brougham nach Windsor, um den König zu bitten, entweder ihre Entlassung anzunehmen oder sie zu autorisiren, eine Anzahl Pairs zu creiren, welche genügend wäre, die Annahme der Bill zu sichern.

Wilhelm IV., welcher anfangs zögerte, von der einzigen Maßregel Gebrauch zu machen, welche damals praktisch anwendbar war, wollte erst die vornehmsten Häupter der Torypartei befragen, ob es möglich sei, die Zustimmung des Oberhauses zu erlangen, ohne zu einer neuen Ernennung von Pairs schreiten zu müssen, und erst nachdem der Herzog von Wellington und Sir Robert Peel sich entfernt und stillschweigend ihre Ohnmacht bekannt hatten, ward Lord Grey nach Windsor zurückberufen. Denselben Abend theilte er dem Oberhause mit, daß er, nachdem der König die zum Durchsetzen der Reformbill nöthigen Mittel bewilligt habe, demzufolge die Leitung der Angelegenheiten wieder übernähme.

Diese Erklärung des Ministers versetzte die Pairs in eine sehr schiefe Stellung. Wie sollten sie von nun an gegen die mächtige Uebereinstimmung des Königs, des Unterhauses und des Ministeriums kämpfen? Man mußte daher unterhandeln, und es ward zwischen Lord Grey und dem Herzog von Wellington verabredet, daß die Mehrzahl der der Opposition angehörenden Lords am Tage der Abstimmung wegbleiben und auf diese Weise den Ministern die Majorität lassen sollte, deren sie bedurfte, um die Reformbill durchzubringen. Mehrere Pairs protestirten heftig gegen die Gewalt, welche die Regierung auf diese Weise ihren Meinungen anthat und erklärten, es sei lächerlich, noch ferner ein Gesetz zu berathen, an dem es

nicht mehr gestattet sei, die geringste Modification vorzunehmen. Deshalb ward die Bill fast ohne Discussion mit 106 Stimmen gegen 22 angenommen.

Nie und zu keiner Zeit des englischen Parlaments ward eine Maßregel beredter vertheidigt oder hitziger bekämpft und nie ein parlamentarischer Sieg durch größere Anstrengungen errungen. Diese Debatten bewiesen auf die schlagendste Weise, welchen Einfluß und welches Gewicht die Traditionen dieser englischen Aristokratie gelassen hatten, die so lange dem Wunsche der ganzen Nation hatte Widerstand leisten können. Es war mit einem Worte ein seltsamer und höchst merkwürdiger Anblick, das Volk, das Parlament und das Königthum für dasselbe Interesse und in derselben Arena gegen diese Aristokratie verbündet zu sehen.

Könnte man nicht zuweilen Großbritannien mit einem alten, aber tüchtigen Schiff vergleichen, welches immer durch denselben Kompaß geleitet, einem und demselben Ziele zusteuert, alle Stürme mit der Sicherheit überwindet, welche eine Folge der Gewandtheit und der Kraft ist, oft die Lootsen wechselt und seine Matrosen erneuet, ohne jemals an erfahrenen Lootsen und treuen Matrosen Mangel zu leiden; welches, heimlich beneidet und gefürchtet, beim Vorüberfahren donnernd begrüßt wird, an allen Gestaden anlegt, ohne ihnen Freiheit oder Glück zu bringen, wohl aber sich stets mit Beute und Reichthümern beladen davon wieder entfernt; welches sich rühmt, überall hin Gold und Licht zu tragen, während es an seinem Bord die finsterste Nacht des Elends duldet, majestätisch in seiner Gestaltung, schön anzuschauen in seiner unaufhörlichen Bewegung und von der Vorsehung bestimmt, so auf dem politischen Ocean der Welt zu schwimmen, bis es an der Klippe zerschellt, die jetzt noch keinem sterblichen Auge sichtbar ist?

IV.

England hatte nun also die Wahlreform erlangt. Frankreich, welches radicaler und weniger logisch war und sich übrigens ziemlich wenig mit den wirklichen Bedingungen einer parlamentarischen Regierung beschäftigte, dafern nur die schlimmen Leidenschaften und die kleinen Feindseligkeiten des Augenblicks vollständig befriedigt wurden, verlangte die Abschaffung der Erblichkeit der Pairswürde und dieser Wunsch war, wie wir bereits früher mitgetheilt, schon in den ersten Tagen der Julirevolution ausgesprochen worden. Die republikanische Partei wußte, indem sie diese Reform provocirte und dem Neide der Mittelklassen schmeichelte, daß die Aufhebung der Erblichkeit in der Pairskammer die schwerste Wunde sei, welche sie der con-

stitutionellen Regierung beibringen könnte, deren Vernichtung ihre Hoffnung und ihr Traum war.

Wie konnte man auch in der That jenes unumgänglich nöthige Gegengewicht, welches bei einer Repräsentativregierung so zu sagen die Garantie und der Schutz der Institutionen ist, von einer Kammer erwarten, welche durch die Executivgewalt ernannt ward und ganz genau die Idee und die Tendenzen dieser Gewalt selbst reproducirte? Die Aufhebung der Erblichkeit der Pairswürde war, wir sagen es nochmals, die Unterminirung der constitutionellen Regierung, und die Anhänger der Republik begriffen dies wohl und bewiesen hierin weit mehr Gewandtheit als ihre Gegner, unter denen sie sogar Verbündete fanden. Es waren dies sehr kurzsichtige Politiker, die nur die aristokratische Seite einer erblichen Kammer sehen wollten und nicht die ernsten Garantien der Unparteilichkeit und Unabhängigkeit begriffen, welche die Erblichkeit einer der drei großen Staatsgewalten giebt. Hat nicht Benjamin Constant gesagt: „In einer erblichen Monarchie ist die Erblichkeit einer Klasse unumgänglich nöthig;“ und Royer-Collard: „Das, was die Pairie bei der Regierung im Gegensatz zu der Wahlkammer repräsentirt, ist die Ungleichheit, nämlich die Superiorität, nicht um ihres eigenen Interesse, sondern um des Schutzes der ganzen Gesellschaft willen?“

Und dennoch trat die neue Kammer mit dem festen Entschlusse zusammen, dieses kostbare Bollwerk der constitutionellen Institutionen umzuwerfen. Eine große Anzahl von Deputirten hatte in dieser Beziehung ihren Committenten gegenüber förmliche Versprechungen geben müssen und die Aufhebung der Erblichkeit der Pairswürde schien das delenda Carthago! des kleinen Grundbesitzthums in Frankreich geworden zu sein.

Das Ministerium ward trotz seiner conservativen Tendenzen deshalb genöthigt, diesem Strome der Meinung zu folgen, der es über die Bahn, die es sich vorgezeichnet, hinaus mit fortriß. Seine Politik der Kammer gegenüber mußte übrigens eine ganz abwartende sein. Die parlamentarische Majorität hatte sich, wie wir bereits angedeutet, noch nicht deutlich herausgestellt und man konnte weiter nichts constatiren, als daß beim Donner der Kanonen eine gewisse Annäherung zwischen den einflußreichsten Männern der Centren und dem Ministerium zu Stande gekommen war, welches soeben seine Entlassung im Angesicht der äußeren Schwierigkeiten zurückgenommen, deren Folgen sich noch nicht voraussehen ließen.

Die Discussion über die Adresse wendete sich speciell den Angelegenheiten Belgiens und Polens zu. Eine lange und fast kindische Debatte entspann sich über die Frage, zu wissen, ob man erklären solle, daß die Kammer die Gewißheit oder einfach die Versicherung habe, daß die polnische Nationalität nicht untergehen werde — eine abgeschmackte Dis-

cussion, die kaum einen Monat der Nachricht von der Einnahme Warschaus vorausging und jene parlamentarischen Stürme hervorrief, denen der Präsident nur dadurch ein Ende machen konnte, daß er die Sitzung aufhob.

Das Ministerium hatte eine ziemlich compacte Majorität um sich versammelt und 221 Stimmen gegen 236 erklärten endlich: „Die Kammer vertraue, zufrieden mit den Erklärungen, welche die Minister gegeben, sich gänzlich ihrer Sorgfalt in Bezug auf Alles an, was die äußere Würde des Landes beträfe.“ Bei dieser Discussion lieh Thiers zum ersten Male dem Ministerium den Beistand eines Talentes, welches, wenn es auch noch nicht seine ganze Reife erlangt hatte, doch einen sehr lebhaften Eindruck auf die Kammer machte. „Das System des Krieges,“ sagte er, „ist die Anarchie; das System des Friedens ist die Ordnung. Belgien ist eine Verwickelung und Polen eine hundert Jahr alte Wunde.“ Diese Wahrheiten fanden freilich wenig Anklang in einer so empfindlichen Versammlung, daß, als bei der Discussion über die Civilliste, die man auf 12 Millionen Francs festsetzen wollte, ein Minister, Montalivet, das Wort „Unterthan“ fallen ließ, ein furchtbarer Tumult sich erhob. „Es giebt in Frankreich keine Unterthanen!“ rief man; „es giebt nur Bürger; man rufe den Minister zur Ordnung!“ — „Aber einen König haben wir doch,“ entgegnete Dupin der Aeltere mit seinem treffenden gesunden Menschenverstand.

Man begreift, daß vor einem politischen Tribunal von dieser Zusammensetzung die Sache der Erblichkeit der Pairswürde so zu sagen von vorn herein verloren war. Fügen wir hinzu, daß diese Sache von dem Ministerium, dessen Chef auf diese Frage nicht die Wichtigkeit zu legen schien, die sie in der That hatte, nur schwach vertheidigt ward. „Herr Périer überliefert uns dem Minotaurus,“ hatte der Fürst von Talleyrand an einen befreundeten Pair geschrieben. Uebrigens darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Idee einer durch die Krone ohne Controle in Bezug auf die zu treffende Wahl ernannten lebenslänglichen Pairie für Ludwig Philipp's Gedanken etwas sehr Einladendes und Verlockendes hatte. Der den Forderungen der Kammer angepaßte ministerielle Entwurf bestimmte daher, daß die Pairie künftig persönlich sein solle und der König die Pairs nach seinem Belieben ernennen würde. Die Deputirten gaben aber nicht zu, daß die Prärogative der Krone sich so weit erstrecken sollte, daß es ihr erlaubt wäre, ganz frei und außerhalb gewisser Kategorien die künftigen Mitglieder der zweiten Staatsgewalt zu wählen und die von der Kammer hierzu niedergesetzte Commission stellte das Prinzip fest, daß, wenn die Ernennung der Pairs von Frankreich dem König zustünde, er auf keinen Fall sie anders als aus der Zahl gewisser Notabilitäten nehmen könne. Dahin gehörten z. B. die Präsidenten der Deputirtenkammer; die Deputirten, welche dreimal der Legislatur angehört, und zwar nach sechsjähriger Function; die Marschälle und Admirale von Frankreich; die Generallieutenants und Viceadmirale der

Armee und der Marine, die Departementsminister, die Gesandten nach dreijähriger Dienstzeit, die bevollmächtigten Minister nach sechsjähriger Dienstzeit, die Staatsräthe, die Departementspräfecten und die Seepräfecten nach zehnjähriger Dienstzeit in dieser Eigenschaft, die Präsidenten des Cassationshofes, des Rechnungshofes, die Räthe und die Generalprocuratoren bei diesen beiden Höfen nach Verlauf von fünfjähriger Dienstzeit; die ersten Präsidenten und Generalprocuratoren an den königlichen Gerichtshöfen; die Maires der Städte von dreißigtausend Einwohnern und darüber, sobald sie zwei Mal zu Mitgliedern des Municipalraths gewählt worden, und die Titularmitglieder der vier Akademien des Instituts.

Unter diesen Bedingungen erlangte man anstatt eines aristokratischen Corps eine Administrativ-Pairie, wie man es nennen konnte, und nur mit Mühe räumte man endlich, um einige Repräsentanten des großen Grundbesitzes in Frankreich mit in den Luxembourg bringen zu können, eine letzte Kategorie ein, nämlich die der Mitglieder der Generalräthe, welche dreitausend Francs Steuern bezahlten und ihre Funktion seit wenigstens sechs Jahren bekleideten.

Herr von Cormenin, dieser so einschneidende Geist, sagte damals in seinem Ueberblick über die Debatten, die durch diese ernste Frage der Erblichkeit der Pairswürde hervorgerufen wurden: „Die Minister haben gestanden, daß, obschon die Abschaffung der Erblichkeit der Pairswürde ihnen eine falsche und gefährliche Neuerung zu scheinen schiene, sie doch dem Strome der öffentlichen Meinung nicht widerstehen zu können glaubten, woraus sich schließen läßt, daß, wenn das Vorurtheil des Volks später die Erblichkeit des Throns angriffe, sie ebenfalls nicht den Muth haben würden, sie zu vertheidigen. Kurz, man kann ihren Kleinmuth und ihre Inconsequenz mit einem Worte ausdrücken: Sie haben für die Erblichkeit gesprochen, gestimmt aber dagegen.“

Diese Debatten waren noch nicht bis zu ihrem Schlusse gediehen, als eine wichtige Nachricht sich plötzlich in Paris verbreitete: Warschau war wieder in die Gewalt der Russen gefallen! Man begreift die Aufregung, welche die Meldung von diesem beklagenswerthen Fall Polens zu den Füßen seines furchtbaren Gegners nothwendigerweise in den Massen hervorrufen mußte. Am 15. September meldete das offizielle Journal ganz lakonisch dieses vorhergesehene Resultat einer heldenmüthigen Erhebung und am 16., als General Sebastiani in der Deputirtenkammer ziemlich ungeschickter Weise diese aufreizende Nachricht mit den später so oft wiederholten Worten: „die Ordnung herrscht in Warschau,“ begleitet hatte, gesellte ein furchtbarer parlamentarischer Sturm sein legislatives Getöse zu dem Toben der öffentlichen Straße. Das Volk, die Studenten durchzogen lärmend die Stadt. Junge Leute erschienen mit Florbändern um den Arm in dem Garten des Palais Royal. Auf Stühlen stehend, wie Camille Desmoulins

in einer trüben verhängnißvollen Zeit, lasen sie laut die Berichte der Journale vor, die eifrig angehört und besprochen wurden. Man versuchte Barrikaden zu bauen; der Pöbel unterbrach die Vorstellung in mehrern Theatern, kurz Paris bot den Anblick seiner schlimmsten Tage dar. Zum Glück für die Ordnung zeigten die Soldaten und die aufgebotene Nationalgarde an diesem Tage große Festigkeit. Ihre Haltung war entscheidend und die Emeute mußte sich wieder einmal zerstreuen. Traurige Zuckungen jener Uebergangsperiode! Die damals von Mund zu Munde eilenden Einzelnheiten über die letzten Augenblicke dieses Kampfes zwischen dem unglücklichen Polen und seinem mächtigen Gegner waren übrigens folgende.

General Rüdiger war an der Spitze von dreizehntausend Mann und mit vierzig Kanonen über die Weichsel gegangen. Die Vereinigung dieses Armeekorps mit dem des Feldmarschalls Paskiewitsch ward fortan unvermeidlich und Warschau sah sich nun von allen Seiten eingeschlossen. Am Morgen des 19. August 1831 ward durch Kruckowiecki ein Kriegsrath versammelt und der Dictator setzte ihm die ganze Situation klar und unverhohlen auseinander. Die polnische Armee hatte sich auf Wola zurückgezogen. Ein von dem Oberst Legallois commandirtes Detachement war schon fast vernichtet worden und die russische Streitmacht, deren numerische Ueberlegenheit die Concentration so gefährlich machte, stand im Begriff, sich beim ersten Signal auf Warschau zu stürzen. Kruckowiecki machte den kühnen Vorschlag, die Initiative zu ergreifen und sofort in der Ebene von Wola eine Schlacht zu liefern, welche das Schicksal Polens entscheiden sollte. Uminski dagegen meinte, man müsse eine Hälfte der Armee auf das rechte Weichselufer detachiren, um das von dem General Rosen commandirte russische Armeekorps zu vernichten und die Stadt verproviantiren, ehe man hinter ihren Wällen den ihr drohenden furchtbaren Stoß empfinge. Er fügte hinzu, daß man im Falle eines siegreichen Sturmes der Russen immer noch sich in den Mittelpunkt von Warschau zurückziehen, Barrikaden errichten und sich so bis aufs äußerste vertheidigen könne. Dembinski endlich rieth, die Stadt zu räumen und den Krieg nach Lithauen zu verlegen, nachdem man die Divisionen Rosen und Golowin geworfen, welche allein die Passage zu versperren im Stande waren.

Von diesen drei Rathschlägen ward blos der des Generals Uminski von dem Kriegsrathe günstig aufgenommen. General Ramorino ward deshalb beauftragt, mit seinem zwanzigtausend Mann zählenden Armeekorps das rechte Ufer der Weichsel frei zu machen und Warschau zu verproviantiren, während Lubienski an der Spitze von viertausend Mann nach Modlin und in die Woiwodschaft Plock rücken sollte.

Uminski's Plan wäre auch in der That ein sehr weiser gewesen, wenn Warschau mit einem andern Gegner als dem Feldmarschall zu thun gehabt hätte. Paskiewitsch aber war gerade ein Strateg von ungewöhnlicher

Kühnheit und Raschheit. Hinter den Mauern Warschaus standen höchstens noch ungefähr fünfunddreißigtausend Mann. Der Feldmarschall zögerte nicht, einen gleichzeitigen Sturm gegen alle Außenwerke zu unternehmen, welche die letzte Zuflucht der polnischen Insurrection vertheidigten, ehe noch Ramorino die Streitkräfte, deren Commando ihm anvertraut worden, sämmtlich darin hatte einrücken lassen können. General Kreutz war mittlerweile ebenfalls zur russischen Armee gestoßen, und da diese nun mehr als hunderttausend Mann und dreihundert Kanonen zählte, so setzte Paskiewitsch den Sturm auf den 6. September 1831 fest.

Ehe er aber diesen letzten, entscheidenden Schlag unternahm, wollte er noch einmal gütliche Unterhandlung versuchen, um dadurch das Blutvergießen zu vermeiden. Demgemäß ward General Berg von ihm beauftragt, sich am 4. September zu den polnischen Vorposten zu begeben, um im Namen des Kaisers Vergessenheit des Vergangenen, Garantien für die Zukunft und Abstellung der Beschwerden anzubieten, welche diesen grausamen Krieg hervorgerufen. Prondzynski, welcher abgesendet worden, um diese Mittheilungen entgegenzunehmen, antwortete, daß er nicht ermächtigt sei, auf die ihm gemachten Propositionen einzugehen, und der mittlerweile zusammenberufene Reichstag beschloß am folgenden Tage, daß man nur auf der Basis des Manifestes unterhandeln würde — ein eben so unkluger, als in Rücksicht auf die Menschlichkeit und das Wohl des Landes strafbarer Beschluß, weil er die letzte Rettung verschmähete.

Am 6. September 1831 ward Warschau mit Tagesanbruch durch den furchtbaren Donner der russischen Artillerie aufgeschreckt. Zweihundert Geschütze krachten drei Stunden lang ununterbrochen und ihr geschickt gerichtetes Feuer trug Tod und Verderben in den Kreis, welchen die letzten Reste jener herrlichen Armee, des Werkes und des Stolzes des Großfürsten Constantin, mit der Wuth der Verzweiflung vertheidigten. Auf dem rechten Flügel machen die Generale Strantmann und Murawieff einen Angriff auf Uminski, während Kreutz sich auf die Befestigungen des Centrums wirft. Zwei Redouten werden von ihm genommen, aber die zweite fliegt in die Luft; ein polnischer Lieutenant hat seinen letzten Schuß in den Pulverkarren abgefeuert. Das Fort Wola kann den zahlreichen Angreifern, die es umzingeln, nicht widerstehen. General Sowinski vertheidigt diesen Posten mit bewundernswürdiger Energie. Er retirirt endlich bis in die Kirche und findet hier, von einem kleinen Häuflein Tapferer umgeben, einen ruhmvollen Tod.

Gegen Mittag postirten die Russen, nachdem sie Herren dieses wichtigen Punktes geworden, hier ihre Artillerie und rückten, durch diese gedeckt, gegen die Höhen der Vorstadt Czyste, welche die zweite Umfassungslinie von Warschau bildet. Diese Höhen waren durch vierzig Kanonen vertheidigt, welche Bem selbst dirigirte. Sie eröffnen ein furchtbares Feuer, unter wel-

chem die russischen Kolonnen gezwungen sind, sich in Unordnung zurückzuziehen. Nun versucht Malachowski, das Fort Wola wieder zu erobern und ein verzweifelter Kampf entbrennt unter seinen Mauern. Plötzlich jedoch werden die Polen durch die wüthenden Angriffe der russischen Cavalerie in ihrem Vordringen gehemmt und der Feldmarschall, welcher nun vollständig Herr der ersten Vertheidigungslinie ist, verschiebt den Angriff auf die letzte Enceinte bis zum nächsten Tage.

Mittlerweile hatte Krukowiecki, welcher während des Kampfes auf allen bedrohten Punkten gewesen war, die Ueberzeugung gewonnen, daß der Fall Warschaus nahe bevorstehe. Er schrieb an Paskiewitsch, um ihn um eine Unterredung zu bitten, und begab sich in Begleitung des Generals Prondzynski am Morgen des 7. September in das Lager von Wola.

Der Feldmarschall empfing ihn in Gegenwart des Großfürsten Michael und umgeben von seinem Stabe. Paskiewitsch wollte nur auf die vorher von ihm gezeichneten Grundlagen hin unterhandeln, und was konnte man auch in der That von einem Sieger mehr verlangen? Die Conferenz dauerte lange. Krukowiecki wünschte, sich über die vorgeschriebenen Bedingungen erst mit dem Reichstage zu besprechen und ein Waffenstillstand von acht Stunden war das einzige Ergebniß dieser Unterredung.

Am 7. September um zehn Uhr Morgens eröffnete der Reichstag seine letzte Sitzung. Alle Minister hatten ihre Entlassung gegeben, als sie erfuhren, daß General Krukowiecki sich in Unterhandlungen mit dem Feldmarschall eingelassen hatte. Prondzynski ergriff im Auftrage des Dictators das Wort und bemühte sich, zu beweisen, daß nach dem Verluste von Wola und der Außenwerke ein verzweifelter Widerstand fortan nur die vollständige Zerstörung Warschaus zur Folge haben könne. Niemojowski, Lelewel, Ostrowski erhoben sich energisch gegen jeden Gedanken an Unterhandlung.

Mittlerweile lief der Waffenstillstand um ein Uhr ab. Der Donner der Kanonen überraschte den Reichstag mitten in einer fieberhaften Aufregung. „Auf die Wälle!“ riefen die Landboten, und in der That bedurfte Warschau in diesem Augenblick des Beistandes aller seiner Vertheidiger. Die Generale Kreutz und Pahlen eröffneten den Angriff auf die Vorstadt Czyste, während Murawieff sich auf den linken Flügel der Polen warf, der von dem General Uminski commandirt ward und sich an die Barrière von Jerusalem lehnte. Die furchtbare Artillerie des Generals Bem richtete unter diesen beiden Armeecorps ein entsetzliches Blutbad an. Murawieff's Corps ward gleich anfangs durch Uminski's Kolonnen geworfen und nur die wiederholten Angriffe der russischen Gardecavalerie verhinderten seine gänzliche Vernichtung.

Die diesen ersten Vortheil benutzenden Polen wollten nun die Offensive ergreifen und der rechte Flügel Paskiewitsch's nahm einige Stunden lang ihre verzweifelten Anstrengungen in Anspruch. Der Feldmarschall, dem ein Pferd unter dem Leibe getödtet ward und der eine bedenkliche Contusion erhalten hatte, sah sich genöthigt, sich von dem Schlachtfeld zu entfernen, nachdem er das Commando dem General Toll übergeben. Aber in diesem Riesenkampfe mußte der Sieg nothwendig dem der beiden Gegner bleiben, welcher seine Verluste am leichtesten wiederersetzen konnte. Was nützte es, daß Bem's und Romanski's Artillerie die russischen Kolonnen niederschmetterte und ihre Batterien demontirte? Diese Batterien erneueten sich unaufhörlich und neue Angreifer schienen mit jeder Minute aus dem von dem Donner des Kampfes erbebenden Boden aufzusteigen.

Um fünf Uhr Abends ward durch Paskiewitsch's Armee mit düsterem Enthusiasmus ein allgemeiner Angriff ausgeführt. Es war dies die letzte Anstrengung einer Nationalität, die im Begriff stand, die andere zu zermalmen. Die ganze Linie gerieth mit einem Male in Bewegung. Die Regimenter der Kaisergarde rückten über alle Hindernisse mit einem Ungestüm vor, welches nun durch nichts mehr aufgehalten werden konnte, und sämmtliche polnische Redouten fielen nach der Reihe in ihre Gewalt. Die Vorstadt Czyste stand in Flammen und die durch Schakowski zurückgeworfenen Polen ließen sich in den Umzäunungen und auf dem Kirchhof, den die Flamme schon verheerte, einzeln niederstoßen, als die von Adjutanten überbrachte Meldung eintraf, daß Krukowiecki capitulirt habe. Einige Bataillone setzten den blutigen Kampf dessenungeachtet fort, die andern zogen sich langsam auf Praga zurück, wo General Bem seine ganze Artillerie concentrirte. Krukowiecki hatte, sobald als er eingesehen, daß alles verloren sei, dem Reichstag seine Entlassung eingesendet und der Reichstag dagegen hatte, indem er sich weigerte, diese Entlassung anzunehmen, den Dictator autorisirt, mit Paskiewitsch zu unterhandeln. Vergebens bemühte sich Krukowiecki in der Unterredung, die er mit dem Feldmarschall hatte, günstige Bedingungen zu erlangen; vergebens führte er eine Sprache, deren Stolz mit der traurigen Lage Warschaus in seltsamem Widerspruch stand; er mußte sich unbedingt unterwerfen. So verlangte es der unerschütterliche Wille des Siegers Paskiewitsch. Nun schrieb der Dictator folgenden Brief:

„Sire, — Erst in diesem Augenblick ermächtigt, zu Eurer k. k. Majestät im Namen der polnischen Nation sprechen zu dürfen, wende ich mich durch Seine Excellenz den Grafen Paskiewitsch von Eriwan an Ihr väterliches Herz. Indem die polnische Nation sich Eurer Majestät, unserem König, unter irgend welchen Bedingungen unterwirft, weiß sie, daß sie allein im Stande ist, die Vergangenheit

vergessen zu machen und die tiefen Wunden zu heilen, welche mein Vaterland zerfleischt haben."

Während dieser Zeit versammelte General Malachowski, wüthend über diese Capitulation, welche seine letzten Hoffnungen vernichtete, einige Mitglieder des Reichstages, der, nachdem er seine Vertagung ausgesprochen, auseinandergegangen war und erlangte von dieser ebenfalls erbitterten Minorität den Abbruch der Unterhandlungen. Der Marschall des Reichstages Ostrowski suchte den Dictator auf und forderte von ihm seine Entlassung, die sofort gegeben ward. Die Landboten ernannten Niemojowski zum Regierungspräsidenten, aber hinter diesem letzten Widerstand, der nichts Ernstes mehr hatte, hätten fünfzigtausend Bajonette blitzen müssen. Die sich im furchtbaren Todeskampfe herumschlagende polnische Insurrection wollte nicht sterben und Malachowski begriff endlich den Schmerz der letzten krampfhaften Bewegungen einer auf den Tod verwundeten Nationalität. In der Nacht vom 7. zum 8. September kam General Berg, um die Ratification des von Krukowiecki angenommenen Vertrags zu verlangen. Malachowski unterzeichnete die Capitulation. Er überließ dem Feldmarschall den Brückenkopf von Praga und Paskiewitsch machte sich seinerseits verbindlich, acht und vierzig Stunden lang den Rückzug der polnischen Armee nicht zu stören. Auf zwanzigtausend Streiter reducirt, zog die Armee sich traurig auf Modlin zurück, indem sie die Mitglieder des Reichstags in ihren Reihen mit fortführte; Ramorino hatte, als er die Einnahme von Warschau erfuhr, seinen Kriegsrath versammelt und den Vorschlag befolgt, den dieser ihm machte, nämlich sich in das österreichische Galizien zurückzuziehen. In der That sah sich auch sein Armeekorps bedrohet, von den Russen umzingelt zu werden. Malachowski gab seine Entlassung und ward durch Ribinski ersetzt. Bald umzingelten die Kosaken diese Handvoll entmuthigter Soldaten und der Feldmarschall theilte den Polen ein in folgenden Worten abgefaßtes Ultimatum mit.

„1) Die Armee kehrt zum Gehorsam gegen ihren König zurück. 2) Sie wird eine Deputation an ihn senden, um ihn zu bitten, das Vergangene zu vergessen. 3) Bis zum Eintreffen der Antwort Seiner Majestät wird die Armee ihre Quartiere in der Woiwodschaft Plock beziehen. 4) Modlin wird den kaiserlichen Truppen sofort geräumt."

Mit einer letzten Anstrengung schlugen die Polen dennoch eine Brücke über die Weichsel und marschirten nach der preußischen Grenze. Verzweiflung und vollständigste Anarchie herrschten in ihren furchtbar gelichteten Reihen. Unzufrieden mit dem Generalissimus Ribinski übertrugen die Anführer in diesen letzten Tagen das Commando dem General Uminski, aber die Infanterie weigerte sich ihm zu gehorchen.

Am 5. October 1831 streckten diese Reste der Insurrectionsarmee die Waffen. Während eines Gefechts der Avantgarde hatte Dembinski, wie man damals sagte, die letzte Patrone Polens abgefeuert und das diesem denkwürdigen Kampfe mit der größten Aufmerksamkeit folgende Europa konnte das berühmte Wort Kosziusko's wiederholen: „Finis Poloniae!“

V.

Die Erblichkeit der Pairie, die Civilliste des Königs, die Dotation des Kronprinzen, ein Verbannungsgesetz gegen die Bourbons der älteren Linie, alle diese Fragen, welche bis jetzt die Kammer vorzugsweise beschäftigt, waren im Grunde genommen nur mehr oder weniger ernste politische Fragen, die in den von der constitutionellen Regierung gezogenen Grenzen mehr oder weniger lebhaft discutirt wurden. Plötzlich aber tauchte eine sociale Frage von ganz anderer Bedeutung vor der Staatsgewalt auf, die nicht wenig überrascht war, sie weder errathen noch vorhergesehen zu haben.

Nach jenen großen revolutionären Erschütterungen, welche bei gewissen Nationen mit politischen Krankheiten verglichen werden können, ist es selten, ja ist es sogar unmöglich, daß die traurige Lage der Proletarier nicht alle ernste Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch nähme. Das Wohlbefinden der arbeitenden Klassen begleitet niemals dieses unaufhörliche Bedürfniß nach politischen Veränderungen, durch welches gewisse Klassen des Menschengeschlechts sich auszeichnen, so daß man, ohne Furcht durch die Thatsachen Lügen gestraft zu werden, den allgemeinen Satz aufstellen könnte, daß je weniger die Menschen sich aufregen, je weniger sie sich bemühen, Institutionen und Regierungsformeln zu verändern oder zu vervollkommnen, die, eben weil sie ein Product des menschlichen Geistes sind, niemals vollkommen sein können, sie desto mehr Aussicht haben, sich materiell glücklich zu befinden.

Die Revolutionen in demokratischem Sinne haben die unmittelbare Wirkung, daß sie die Luxusindustrien beschränken, ja oft gänzlich vernichten und dadurch die Existenz einer gewissen Anzahl von Arbeitern in Frage stellen. Es ist dann schwer zu vermeiden, daß diese verzweifelten Arbeiter, den übeln Rathschlägen politischer Agitatoren preisgegeben und zuweilen von einer hungernden Familie umringt, nicht die Soldaten der Unordnung werden. Kann man sich wohl darüber wundern und ist es nicht im Grunde

genommen die Pflicht der Regierungen, welche das Unglück gehabt haben, aus einer siegreichen Emeute hervorzugehen, sich mit der gefährdeten Existenz jener Proletarier zu beschäftigen, die am Tage der Revolution ihre Prätorianer gewesen sind?

Lyon ist bekanntlich der Mittelpunkt eines der interessantesten Industriezweige unseres Landes. Seine zahlreichen Seidenfabriken beschäftigen gegen sechzigtausend Arbeiter, Werkführer und Fabrikanten, und diese letztern, welche den Arbeitern die Werkzeuge zu der Arbeit liefern, deren Lohn sie, möge er nun groß oder klein sein, nach einem gewissen Verhältniß unter sich theilen, haben dieselben Interessen und sehen sich denselben Wechselfällen unterworfen.

Lange Zeit hatte die Stadt Lyon gewissermaßen das Monopol des Industriezweiges gehabt, der ihren commerziellen Ruf begründet, denn früher existirten nicht die Concurrenzen, welche später in der Schweiz, in Preußen und in England aufgetaucht sind. Jetzt aber waren dergleichen rivalisirende Etablissements vorhanden und die Julirevolution hatte überdies, indem sie alle Luxusausgaben verminderte, auch die Lyoner Fabrikation ungemein beeinträchtigt. Mangel an den zeither gewohnten Einkünften hatte sich von oben nach unten über alle Stufen der gesellschaftlichen Leiter verbreitet; auf den letzten Stufen aber wechselte er den Namen und hieß dann Hungersnoth — ein furchtbarer, unerbittlicher Zustand, dessen Klagen die mit politischen Fragen zu sehr beschäftigte Regierung nicht genügend Gehör geschenkt hatte. Es wird, um diese entsetzliche Situation zu beurtheilen, genügen, wenn wir sagen, daß der tägliche Verdienst eines Arbeiters allmälig bis auf 90 Centimes herabgesunken war und daß er mit diesem wirklich lächerlichen Verdienst oft eine zahlreiche Familie ernähren mußte.

Der Präfect des Rhonedepartements, Bouvier-Dumolard, hatte von den ersten Tagen seiner Administration an vollkommen alle Schwierigkeiten erfaßt, welche in einem gegebenen Augenblick aus dieser kritischen Situation hervorgehen könnten. Er war ein toleranter, thätiger und den Interessen der großen seiner Obhut anvertrauten Stadt mit seltener Aufopferung ergebener Mann. Die Arbeiter hatten die Festsetzung eines Minimums des Arbeitslohns verlangt und durch die Vermittelung des Präfecten wurden die Grundlagen dieses Tarifs in einer aus zweiundzwanzig von der Handelskammer zu Lyon erwählten Fabrikanten und zweiundzwanzig von ihren Arbeitern Abgeordneten bestehenden Versammlung discutirt und angenommen.

Diese von den Proletariern der Vorstädte mit Freuden aufgenommene Nachricht ward jedoch bei den Fabrikanten das Signal zu bitteren Beschwerden gegen die Administrativbehörde, welche, wie sie sagten, durch die Begünstigung der Feststellung des Tarifs die Freiheit des Geschäftsverkehrs

auf's Empfindlichste beschränkte. Sie gingen sogar so weit, daß sie einen Protest gegen die Forderungen der Arbeiter aufsetzten und unterzeichneten. Bouvier-Dumolard setzte hierauf den Minister des Innern von den Unterhandlungen in Kenntniß, welche er in der immer schwieriger werdenden Situation, in die er sich versetzt sah, begünstigen zu müssen geglaubt, und man befahl ihm, den Tarif wieder außer Gebrauch kommen zu lassen, ohne jedoch die beiden Interessen, die sich hier gegenüberstanden, geradezu vor den Kopf zu stoßen.

Die Idee der Regierung über diesen Punkt war aber unausführbar geworden. Die Arbeiter, von einer Hoffnung verlockt, deren sie sich plötzlich wieder beraubt sahen, konnten in ihrem Zorne sich zu furchtbaren Extremen hinreißen lassen, deren erste Opfer die Fabrikanten selbst gewesen wären. Der Rhonepräfect gehorchte den ihm zugekommenen Befehlen, indem er an den Rath der Sachverständigen der Lyoner Fabriken schrieb, daß der Tarif in Ermangelung einer jeglichen legalen Sanction blos als ein Ehrenvertrag zwischen den contrahirenden Theilen betrachtet werden könne, ohne dadurch für den einen oder den andern verbindlich zu sein, und indem Dumolard diese Erklärung abgab, mußte er schon berechnen, auf welche materielle Kraft er in dem nur zu wahrscheinlichen Falle einer Arbeiterinsurrection zählen könne. Die Garnison belief sich auf kaum viertausend Mann Infanterie, Cavalerie und Genietruppen. Commandirt ward sie von dem General Graf Roguet, unter dessen Befehlen der Marschall de Fleury stand. General Ordonneau war kurz vorher an die Spitze der Nationalgarde gestellt worden, aber es war schwierig, auf diese Bürgermiliz zu zählen, von welcher mehr als ein Drittheil der Arbeiterklasse angehörte und Lyon besaß damals noch nicht den Gürtel von Festungswerken, welche gegenwärtig die Anhöhen krönen, von welchen es umgeben ist. General Ordonneau sollte durch die versammelte Nationalgarde als Commandant anerkannt werden. Es ward deshalb für den 20. November 1831 eine große Revue anbefohlen und die Haltung der Arbeiter und Werkführer den Fabrikanten und Bürgern gegenüber war dermaßen herausfordernd, daß ein wirklicher Zusammenstoß fast mit Gewißheit zu erwarten stand.

Am nächstfolgenden Tage, den 21., bildeten sich bei Tagesanbruch in der That bedeutende Zusammenrottungen in dem sogenannten Rothen Kreuz, einer ungemein volkreichen Arbeitervorstadt, welche die Mutterstadt auf zwei Seiten umgiebt. Diese drohenden Gruppen waren jetzt nur erst mit Stöcken bewaffnet, aber ihre Sprache, ihr entschlossenes Auftreten, Alles verrieth, daß sie nicht zögern würden, sich blind in den Kampf zu stürzen und daß es ihnen dann auch nicht an Waffen fehlen würde. Sie zogen nach der Stadt hinab, warfen einige Compagnien Nationalgarde, die keine scharfen Patronen hatten und entrissen ihnen die Gewehre. Bald

aber sahen sie sich einem Bataillon der ersten Legion gegenüber, welches größtentheils aus Fabrikanten bestand, die fest entschlossen waren, diese Proletarierinvasion zurückzutreiben, denn sie fürchteten Plünderung der Stadt. Dieses gut mit Munition versehene Detachement zögerte nicht, davon Gebrauch zu machen. Man gab Feuer, mehrere Arbeiter stürzten und ihre Kameraden eilten unter lautem Rachegeschrei zurück in die Straßen des Rothen Kreuzes, riefen die Bevölkerung dieser Vorstadt zu den Waffen und begannen sofort Barrikaden zu bauen. Die Nationalgarden des Rothen Kreuzes verbündeten sich sofort mit den Insurgenten, denn nun handelte es sich in der That um eine Insurrection.

Sobald als die Arbeiter die von ihnen bewohnten Höhen, die einen ungemein wichtigen strategischen Punkt bildeten, hinreichend befestigt hatten, wollten sie von Neuem gegen Lyon marschiren. Sie trugen schwarze Fahnen, auf welchen man die unheilverkündende Inschrift las: „Arbeitend leben oder fechtend sterben.“ Der kranke, bettlägerige General Roguet hatte sich nach dem Stadthause tragen lassen, wo auch Bouvier-Dumolard sich einfand, um mit ihm gemeinschaftlich die unter diesen schwierigen Umständen nothwendigen Maßregeln zu verabreden. Zum Unglück herrschte schon seit langer Zeit zwischen diesen beiden hohen Beamten kein gutes Einvernehmen und die Folge davon waren fortwährende Zwistigkeiten, die in einem solchen Augenblicke sehr beklagenswerthe Folgen haben konnten. Der Präfect und der General Ordonneau stellten sich mit den Zeichen ihrer Würde angethan an die Spitze einer Truppencolonne und begaben sich nach dem Rothen Kreuz, in der Hoffnung, die Arbeiter begütigen zu können, ohne von Gewaltmitteln Gebrauch machen zu müssen.

Ihre Illusion war aber von kurzer Dauer. Kaum in der Nähe der Vorstadt angelangt, empfingen sie eine Salve Flintenschüsse von einem Steinhagel begleitet, der von den Barrikaden und den ersten Häusern der Vorstadt herabgeschleudert ward, und die Kolonne machte unentschlossen Halt. Nun geht Dumolard in Begleitung des Generals Ordonneau allein vor, um mit den Arbeitern zu unterhandeln. Das Feuer schweigt. Der Präfect wird durch Offiziere der mit den Insurgenten verbündeten Nationalgarde aufgefordert, mit seinem Begleiter bis an den Eingang der Vorstadt zu kommen und von dem Balkon der Mairie herab zu dem Volke zu sprechen. Er nimmt diesen Vorschlag an und wendet sich an das Volk; in demselben Augenblick aber hört man Kanonendonner, die Arbeiter schreien Verrath, schleppen den unvorsichtigen Präfecten eben so wie den General Ordonneau auf die Seite und behalten sie beide als Geißeln.

Dieser ganze Tag verging mit theilweisen Kämpfen zwischen der Artillerie der Nationalgarde, einer Schwadron Dragoner und den Insurgenten, welche auf den Anhöhen des Rothen Kreuzes verschanzt, über ihre Gegner einen nur allzuklaren Vortheil behaupteten. Als gegen Einbruch des Abends das Ausbleiben Dumolard's und des Generals Ordonneau zu den größten Besorgnissen Anlaß gab und das Gerücht von ihrer Gefangenhaltung durch die Arbeiter sich rasch verbreitet hatte, versammelte General Roguet die Stabsofficiere der Nationalgarde und der Linie auf dem Stadthause, erklärte ihnen, daß nach seiner Ansicht keine Concession gemacht werden dürfe und traf seine Maßregeln, um den nächsten Morgen mit Tagesanbruch einen allgemeinen Angriff auf die von den Insurgenten besetzten Anhöhen zu unternehmen.

Während man noch darüber sprach, trat der Präfect herein. Nach einem unter den Aufrührern verlebten ziemlich schwierigen Tage, während dessen er eine seltene Energie entwickelt hatte, indem er sich weigerte, einen Befehl zur Auslieferung von Gewehr und Stückpatronen zu unterzeichnen, war es ihm gelungen, die Freiheit wieder zu erhalten, nachdem er den Arbeitern versprochen, in Bezug auf die Interessen, welche sie mit den Waffen in der Hand vertheidigen wollten, als „guter Vater" zu handeln. Dumolard war wegen seiner wohlwollenden Haltung seit der Discussion über den Tarif sehr beliebt. Sie ließen ihn daher los und gaben ihm eine Escorte mit, um ihn sicher zur Vorstadt hinauszugeleiten.

General Roguet aber war unerbittlich und übrigens gab es im Angesicht von Gegnern, die Bedingungen vorschreiben wollten, anstatt deren zu empfangen, von Insurgenten, die sich im Besitz einer strategischen Position befanden, welche ihnen erlaubte, die ganze Stadt zu beherrschen, für einen von seinen Pflichten durchdrungenen Soldaten keinen andern Ausweg, als mit Nachdruck anzugreifen und die verlorenen Vortheile wieder zu gewinnen.

Unglücklicherweise standen die Streitkräfte, über welche General Roguet verfügen konnte, nicht in richtigem Verhältniß zu den Schwierigkeiten, die es zu überwinden gab. Er begriff dies, als er am andern Morgen früh, in dem Augenblick, wo er einige Kompagnien Linie, unterstützt durch einige Abtheilungen Nationalgarde, die durch zahlreiche Desertionen ganz desorganisirt war, nach dem Plateau des Rothen Kreuzes marschiren ließ, von den Lyon umgebenden Anhöhen herab compakte Massen von Arbeitern sich herabwälzen sah, die wie eine Lawine Alles, was ihnen in den Weg kam, über den Haufen warfen oder mit sich fortrissen. Die Stadttheile Brotteaux und la Guillotière ahmten das von dem Rothen Kreuz gegebene Beispiel nach. Sie erhoben sich ebenfalls und nahmen Theil an dem Kampfe. In einem Augenblick war die ganze Stadt mit Barri-

kaden bedeckt. Vergebens suchte Graf Roguet durch geschickte Vertheilung seiner Artillerie diese furchtbare Invasion zurückzuschlagen und diesen Volksstrom zu hemmen, welcher schon die Quais überschwemmte und die Plätze von Lyon bedeckte. Seine Bemühungen waren vergeblich. Das numerische Mißverhältniß war zu stark und übrigens ließ der Eifer des Soldaten in diesen ersten Kämpfen, wo seine Ehre noch nicht auf dem Spiele stand, sich nicht mit der wilden Begeisterung des Arbeiters vergleichen, der um seinen Arbeitslohn und für das Wohlbefinden seiner Familie kämpfte. Das Beispiel der Julitage war übrigens noch zu nahe, als daß es nicht einen lebhaften Eindruck auf die Truppen hätte machen sollen, als sie so die Nationalgarde in zwei Feldlager getheilt sahen. Ihre Haltung hatte demzufolge während dieses Tages etwas Schlaffes und da die Insurrection sich auf allen Theilen entwickelte, so gelang es ihr, das Stadthaus, die letzte Zuflucht der bürgerlichen und militärischen Autorität, so vollständig zu umzingeln, daß ein um elf Uhr Abends versammelter Vertheidigungsrath, nachdem er die Frage, ob der Widerstand mit einiger Wahrscheinlichkeit auf Erfolg verlängert werden könnte, reiflich erwogen, beschloß, daß die Truppen Lyon verlassen und außerhalb der Stadt eine Position einnehmen sollten. Gleichzeitig sprach diese Versammlung den Wunsch aus, daß der Präfect auf seinem Posten bleiben möge.

Und so geschah es auch wirklich. Die in Kolonne formirten und von einigen hundert Nationalgardisten begleiteten Linientruppen schlüpften so schnell als möglich und unter dem unaufhörlichen Feuer der verschanzten Arbeiter durch die Vorstadt Saint-Clair. Graf Roguet, den man endlich auf ein Pferd hatte setzen können, ritt ihnen mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit voran. Eine Barrikade versperrte den Ausgang aus der Stadt. Sie ward durch einige Kanonenschüsse zerstört und nun ihrer Bewegung Herr machten die Truppen auf den Höhen von Montessuy Halt, wo der General ihnen eine achtunggebietende Position anwies, um erst die Instructionen der Regierung und die Verstärkungen abzuwarten, welche von den nächstgelegenen Garnisonen eintreffen sollten.

Was den Präfecten betraf, welcher das Stadthaus nicht verlassen hatte, so versammelte er die Sectionschefs, mit welchen er sich wie mit einer regelmäßigen Gewalt verständigte und, durch die erschrockenen Bürger in seinem Verhalten ermuthigt, ward er buchstäblich der Administrator der Emeute. Gewiß ist, daß er in Folge dieser etwas seltsamen Haltung große Dienste leisten konnte, ohne jedoch die Zerstörung mehrerer der Volksrache geweiheter Häuser der Fabrikanten verhindern zu können. Obschon aber seine Absichten vollkommen gut waren, so ward ihm doch die Schiefheit seiner Stellung, die ihn

gewissermaßen zum Mitschuldigen aller Vorgänge der Insurrection, wenn auch nicht mit seiner Zustimmung, doch wenigstens mit seiner schweigenden Toleranz, machte, in der Meinung seiner Vorgesetzten, wie wir sogleich sehen werden, zum Verbrechen angerechnet.

Vom 23. November an stand ganz Lyon unter einer Regierung von aufständischen Arbeitern, die von dem Präfecten geleitet ward und mit einer gewissen Regelmäßigkeit fungirte.

Als die diese ernsten Ereignisse meldende telegraphische Depesche, die durch Herbstnebel unterbrochen worden, plötzlich im Ministerium des Innern eintraf, eilte Casimir Périer, sie dem König mitzutheilen. Der Staatsrath ward sofort versammelt und man besprach die Maßregeln, die für diesen Fall zu treffen waren, dessen Folgen sich von Stunde zu Stunde verschlimmern konnten. Konnten nicht alle jene großen Arbeiterstädte, welche so zu sagen das Weichbild von Lyon bilden, St. Etienne, Roanne und sogar Chalons-sur-Saône und Grenoble ebenfalls die Fahne der Empörung aufpflanzen und sich mit den Insurgenten von Lyon verbünden? Mußte man nicht fürchten, daß diese Insurrection nicht blos eine gewaltige Ausdehnung gewinnen, sondern auch eine politische Farbe annehmen würde und wußte man nicht, daß nach Metternich's Ansicht Lyon in einem gegebenen Augenblick der Heerd einer Verschwörung zu Gunsten Napoleon's II. werden konnte?

Im Cabinet waren es besonders zwei Männer, welche entschieden dafür waren, die schnellsten und energischsten Maßregeln in Anwendung zu bringen, um diese Rebellion, die nicht der Entfernung und Perspective bedurfte, um als eine sehr gefährliche zu erscheinen, im Keime zu ersticken.

Der erste war Casimir Périer, dessen conservative Tendenzen und industrielles Wesen sich gegen den Gedanken dieser Arbeitererhebungen empörte, welche mit den Waffen in der Hand einen streitig gemachten Arbeitslohn verlangten. Der zweite war der Marschall Soult, dessen Eigenliebe als Soldat durch diesen Sieg des Volks über regulaire Truppen auf's Empfindlichste verletzt ward. Der National sagte: „Die verzweiflungsvolle Lage, in welche sich die Arbeiterklasse durch die Wirkung eines Systems, welches die Bedürfnisse des gemeinen Volkes verkennt, versetzt sieht, ist eine Erklärung der Volksbewegung in Lyon," aber die durch Gerüchte aller Art, welche durch die Unterbrechung der directen Verbindungen zwischen Lyon und Paris begünstigt worden, irregeleitete öffentliche Meinung beharrte dabei, in diesem Ausbruche eines socialen Uebels eine politische Bewegung zu sehen.

Am 24. November 1831 ward die folgende Ordonnanz veröffentlicht, welche gewissermaßen das Resultat der unter dem Vorsitz des Königs gehaltenen außerordentlichen Ministerberathung wiedergab.

„Unser vielgeliebter Sohn, der Herzog von Orleans, und der Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, unser Kriegsminister, werden sich sofort nach Lyon begeben. Der Marschall Herzog von Dalmatien ist ermächtigt, alle Befehle zu ertheilen, welche die Umstände erheischen werden. Während der Abwesenheit unsers Kriegsministers wird sein Posten durch den Generallieutenant Grafen Sebastiani, unsern Minister der auswärtigen Angelegenheiten, interimistisch verwaltet werden."

Man hatte beschlossen, weit entfernt, mit den empörten Arbeitern zu unterhandeln und sie so zu sagen als eine Macht zu betrachten, ihnen die vollständigste Unterwerfung aufzuerlegen, ehe man ihre Beschwerden anhörte und Amnestie für das Geschehene bewilligte. Man befahl durch den Telegraphen den in einem Umkreise von vierzig Stunden um Lyon herumliegenden Garnisonen, sofort und in forcirten Märschen nach dem Lager von Rilleux zu rücken, wo der General Roguet schon sechs bis siebentausend Mann beisammen hatte, mit welchen er die Offensive zu ergreifen gedachte, sobald der Kronprinz und der Marschall Soult ankämen.

Gleich nachdem dies geschehen, ward eine allgemeine Musterung über die Truppen abgehalten. Der Marschall machte den Soldaten des Generals Roguet lebhafte Vorwürfe über den von ihnen bewiesenen Mangel an Energie und der Herzog von Orleans erklärte, daß er die unbedingte Unterwerfung der Arbeiter verlange, ehe er in die Stadt einzöge und die Amnestie verkünde. Im Angesicht der zahlreichen Truppen und der furchtbaren Artillerie, welche die Höhen bedeckte, die Lyon vollständig beherrschten, blieb den Insurgenten weiter nichts übrig, als zum Gehorsam zurückzukehren, denn jeder Widerstand hätte nur dazu gedient, Ströme Blutes für eine fortan verlorene Sache fließen zu lassen.

Am 3. December hielten der Prinz und der Marschall ihren feierlichen Einzug in Lyon an der Spitze der unter ihrem Commando stehenden imposanten Streitmacht. Ein ziemlich strenger Befehl des Marschalls hatte Bouvier-Dumolard in Kenntniß gesetzt, daß er Lyon vor Ankunft des Herzogs zu verlassen habe. Die Regierung, die in seinem Verhalten weiter nichts sehen wollte, als das von ihm mit den Arbeitern getroffene Uebereinkommen und vielleicht nicht vollständig die wirklichen Dienste würdigte, die er in der schwierigen Stellung geleistet, worein ihn diese ernsten Ereignisse versetzten, ent-

hob Dumolard seines Postens und trieb den Groll gegen ihn sogar so weit, daß sie ihn auch seines Honorartitels als Staatsrath verlustig erklärte — eine Strenge, die, eben weil sie ganz unnütz war, um so weniger Billigung finden konnte.

Man entwaffnete die Arbeiter, man löste die Nationalgarde auf, man cassirte den Tarif, die erste Ursache der Insurrection, gleichzeitig aber decretirte man, daß der Rath der Sachverständigen, der fortan alleiniger Richter in den Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Fabrikanten sein sollte, künftig zur Hälfte aus Fabrikanten und Werkführern zusammengesetzt sein werde, oder mit andern Worten das bürgerliche Element und das Proletariat waren hinfort darin zu gleichen Theilen vertreten.

Diese furchtbare und plötzliche Insurrection hatte die Regierung sehr bestürzt gemacht, denn sie ahnte, daß auch auf andern Punkten Frankreichs politische Bewegungen dem Ausbruch nahe wären. Casimir Périer wünschte, daß eine Manifestation der Kammern die Zustimmung derselben zu der Politik des Ministeriums an den Tag lege. Es gelang ihm. Sowohl durch die Deputirtenkammer als auch durch die Pairskammer wurden Adressen an den König beschlossen, welche die Ereignisse von Lyon beklagten und die von dem Kabinet ergriffenen Maßregeln billigten. Fügen wir hinzu, daß diese sehr offen ausgesprochene Zustimmung nicht wenig zur Wiederherstellung des Friedens in der unglücklichen Stadt Lyon beitrug, die bestimmt war, in der Zukunft neuen und fast eben so schmerzlichen Prüfungen zu unterliegen.

Uebrigens konnte sich beim Beginn des Jahres 1832 Niemand verhehlen, daß der Aufruhr und der Bürgerkrieg so zu sagen in der Luft lagen. Der Süden, die Bretagne, die Vendée schienen vor Ungeduld zu zittern und nur einen Befehl, einen Anführer zu erwarten, um sich zu erheben. Die Regierung folgte schon mit gewisser Unruhe den Schritten der Herzogin von Berry. In der That war auch der Eifer nicht zu verkennen, mit welchem diese ritterliche, mit so lebhafter Phantasie begabte Fürstin bestrebt war, die verkannten Rechte ihres Sohnes auf materielle Weise aufrecht zu erhalten. Sie hatte England verlassen, indem sie ihre Kinder in Holyrood zurückließ und sich nach Holland eingeschifft. Von Rotterdam war sie den Rhein bis Mainz hinaufgefahren, blos in Begleitung zweier Damen, des Herzogs von Blacas und des Grafen von Mesnard, ihres Ehrencavaliers. Von hier setzte sie ihre Reise nach der Schweiz und Italien fort, verweilte einige Stunden in Turin, schiffte sich in Genua ein und begab sich nach Florenz. Der Herzog von Blacas war ihr gewissermaßen als Mentor beigegeben

und sollte nach dem Wunsche Karl's X. mit seiner an den italienischen Höfen gesammelten Erfahrung das Terrain recognosciren, auf welchem Marie Caroline sich bewegte, um die Gesinnungen der Souveraine für die Sache Heinrich's V. zu sondiren. Es geschah dies nicht, als ob der kleine Hof von Holyrood gewünscht hätte, von nun an auf die Hülfe fremder Armeen zu zählen, denn man hatte im Gegentheil die Ansicht gewonnen, daß Spanien, auf welches man zu jener Zeit bedeutend rechnete, allein im Nothfalle ein Armeecorps stellen würde, welches bestimmt wäre, auf dieser Seite der Pyrenäen die legitimistischen Demonstrationen des südlichen Frankreich zu unterstützen, sondern weil man irgendwo einen Stützpunkt finden mußte, um daselbst gewissermaßen das Hauptquartier der streitenden royalistischen Partei aufschlagen zu können.

Uebrigens wußte man, daß von Karl X. an die schon seit langer Zeit bestimmten Anführer der legitimistischen Bewegung in allen Provinzen Frankreichs Ordres gerichtet waren, die folgendermaßen lauteten:

„Herr ...., Chef der Civilbehörde in der Provinz ...., wird sich mit den einflußreichsten Personen besprechen, um eine Proclamation zu Gunsten Heinrich's V. zu erlassen, in welcher man verkünden wird, daß die Herzogin von Berry während der Minderjährigkeit des Königs, ihres Sohnes, Regentin des Königreiches sein und bei ihrem Einzuge in Frankreich diesen Titel annehmen wird. Dies ist unser Wille und Meinung."

Die inneren Zwistigkeiten, welche anfangs die verbannte Königsfamilie getheilt hatten, schienen daher verschwunden zu sein, um einem gemeinsamen Handeln Platz zu machen. Andererseits erhielt man von Madrid die folgenden Mittheilungen:

„Man versichert, daß die Herzogin von Berry an unsere junge Königin und an die Infantin Donna Louise Charlotte, ihre Schwester, in Bezug auf das Project geschrieben hat, welchem zu Folge der Herzog von Bordeaux später einmal mit Elisabeth, der Nichte unsers Königs, geboren am 18. Mai 1821, vermählt werden soll. Wie es scheint, legt die Herzogin von Berry großen Werth darauf, weil, wie sie sagt, dieses Bündniß die Spanier veranlassen müsse, eine spanische Prinzessin auf den Thron des heiligen Ludwig zu setzen, was der Fall sein würde, wenn Heinrich V. zur Regierungsgewalt gelangte. Andere glauben, es sei dies blos ein Vorwand, um den Herzog von Bordeaux unter der Führung seiner thätigen Mutter nach Madrid kommen zu lassen und dort die Ausführung von Projecten zu beginnen, mit welchen man schon seit langer Zeit umgeht."

Es war demnach für die Juliregierung klar, daß der Kampf, der nach den Julitagen von 1830 zwischen dem Prinzip der Revolution und dem der legitimen Monarchie nicht sofort hervortrat, nur verzögert worden war, und bei richtiger Erwägung des Standes der Parteien in Frankreich konnte das aus den Barrikaden hervorgegangene Königthum wohl einige Befürchtungen hegen, denn es stützte sich blos auf die materielle Gewalt und war dessen beraubt, worin die eigentliche Macht der Souveraine beruht: der Legitimität oder der unbestreitbaren Zustimmung des Volkes.

Ende des ersten Theiles.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Beaumont-Vassy, Edouard Ferdinand de LaBonnière <<de>>,

Geschichte meiner Zeit 1830-1851

Bd.: 1

Leipzig 1855
Gall.rev. 73 nf-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10420680-1